DD
801
.B45 H8
Bd.63

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030515181

UNIVERSITY
OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE
LIBRARY

B3 163

dgl

Bücherei
d. Bayer. Staatsministeriums
f. Unt. u. Kult.

Oberbayerisches Archiv
für vaterländische Geschichte.

Zugleich

Forschungen zur Geschichte Bayerns.

Herausgegeben

von dem

Historischen Vereine von Oberbayern.

Dreiundsechzigster Band.

München 1922.
In Kommission bei G. Franz.

Bayer. Staatsbibliothek
München
Lesesaal

DD
801
.B45H8
Bd.63

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstraße 2.

Inhalt des 63. Bandes.

Seite

Die Münchener Romantik und die Gesellschaft von den drei Schilden. Von Dr. Stephan Lisi 1

Bayerische Parteien und Parteipublizistik in ihrer Stellung zur deutschen Frage 1866—1870. Von Dr. Hans Spielhofer 143

Die Münchener Romantik
und
Die Gesellschaft von den drei Schilden.

Von Dr. Stephan List.

Einleitung.

Münchener Romantik.

Es wird wenige literarische Bewegungen geben, die sich, nachdem sie ihren Höhepunkt überschritten haben, in einen so reichen Sternenregen auflösen wie die Romantik; spurlos freilich, wie Eichendorff[1]) meinte, zerplatzte diese prächtige Rakete nicht.

Denn reich muß dieser Regen genannt werden, wenn wir uns die künstlerische Wesensverschiedenheit vieler Dichter vergegenwärtigen, die alle an den Brüsten der Romantik getrunken haben und doch wie gleichgültige Geschwister auseinanderstrebten, zufrieden, sich irgend ein Kleinod aus ihrem großen Ideenerbe gesichert zu haben.

Es ist darum kein Wunder, wenn die Forschung bis heute Hayms „Romantischer Schule" noch kein gleichwertiges Buch über den Ausgang und Verfall der Romantik an die Seite stellen konnte; auch Ricarda Huchs kraftvolle Charakteristik kann diese Lücke nicht verdecken. Und vielleicht fehlt es weniger an einem Geiste, der diese große Synthese vollziehen könnte, als zunächst und vor allem am Stoffe selbst.

Denn eine moderne Betrachtung dieser Zeit darf nicht gleichgültig jene Gedankengänge übersehen, die August Sauer eingeschlagen und auf die Josef Nadler seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (Regensburg, Habbel) aufgebaut hat.

---

[1]) Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland (Leipzig 1847), S. 1.

Sauer sagt in einer Rede[1]):

„Während der Charakter einer so weitverzweigten Nation wie der deutschen wissenschaftlich in der Tat sehr schwer faßbar ist, scheint der Charakter der einzelnen deutschen Stämme, Landschaften, Provinzen und Länder, welche bei großer Verschiedenheit im einzelnen durch einheitliche Züge miteinander verbunden sind, viel leichter zu bestimmen zu sein."

Auf dieser und andern Erwägungen fußt dann seine „2. These": „Der provinzialen und lokalen Literaturgeschichte ist eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte haben stammheitliche oder landschaftliche Provinzialliteraturgeschichten zur Seite zu treten, etwa so wie innerhalb der von Heeren und Uckert begründeten, gegenwärtig von Lamprecht geleiteten allgemeinen Staatengeschichte der neueren Zeit nunmehr eine eigene Abteilung von deutschen Territorialgeschichten begründet worden ist. Ich kann mich bei dieser Forderung erfreulicherweise auf eine Behauptung eines hervorragenden Historikers berufen, auf unseres Professors Jung Vorrede zu seinem neuesten ausgezeichneten Werke über Jul. Ficker, das der Charakteristik zweier räumlich getrennter, aber dem Wesen nach verwandter deutscher Landschaften, Westfalen und Tirol, gleichmäßig dient: ‚Es zeigte sich auch hier, daß das Wesen der einzelnen deutschen Landschaften nur mit Hilfe der provinzialen Literaturgeschichte ergründet werden kann.'"

Nach zwei Seiten hin also dürfte die Lokalforschung auf dem Gebiete der Spätromantik von Nutzen sein: für das Verständnis der Romantik überhaupt und als Beitrag zur deutschen Stammeskunde.

Auf einige Hauptunterschiede zwischen norddeutscher und süddeutscher Romantik hat ja schon Ricarda Huch in ihrem Buch „Ausbreitung und Verfall der Romantik" hingewiesen. Was sie dort auf Grund rein intuitiven Erfassens ausgesprochen, darin wird nun freilich die langsam arbeitende Volks- und Stammeskunde noch nicht so rasch zu abschließenden Ergebnissen kommen; diesen neuen Wissenschaften aber ebenso, wie der Literaturgeschichte will die vorliegende Abhandlung dienen.

[1]) Prager Rektoratsrede am 18. XI. 1907. Prag, Verlag der K. K. Deutschen Karl-Ferdinand-Universität.

Bevor wir aber in die Behandlung unseres eigentlichen Themas eintreten, mag ein kurzer historischer Rückblick zeigen, wie weit das damalige Bayern überhaupt einen günstigen Boden für die romantische Bewegung darbot.[1])

Durch die Maßnahmen des in aufklärerischem Geiste tätigen Ministers Montgelas waren die religiösen Instinkte des Volkes aufs tiefste erregt worden; die Frommen und Eifrigen schlossen sich darum um so enger aneinander an, als in der Geistlichkeit selbst zum Teil ein laues und gleichgültiges Wesen sich zeigte.[2])

So entstanden überall im Lande separatistische Konventikel, zum Teil übrigens auch aus Strömungen hervorwachsend, die damals im ganzen Deutschland sich wirkend zeigten; man kannte auch im äußersten Osten Erweckungen, wie die Herren von Below erweisen.[3]) Aus den „Erinnerungen" des Dr. Joh. Nep. von Ringseis, Regensburg, 1886 bis 1892, 1. Bd. kann man entnehmen, wie sehr Schwarmgeister wie Voß, Goßner, Lindl u. a. das religiöse Leben des Volkes in gefährliche Bahnen lockten, wie plötzliche Erweckungen und Besessenheiten an der Tagesordnung waren; den Teufelsaustreibungen standen Fälle von direktem Teufelskult[4]) gegenüber. In Görres' „Christlicher Mystik" fühlt man noch die Nachwehen dieser Zeit.

Doch muß anerkannt werden, daß diese Bewegung in Bayern immerhin verhältnismäßig harmlos verlief, und Greuelszenen wie die Kreuzigung zu Wildensbuch[5]) in der Schweiz am 15. März 1823, oder wie die Nachahmung der Marter Christi in Ampfelwang[6]) (Österreich) in der Karwoche 1817, scheinen in diesem Lande sich nicht ereignet zu haben.

Und die Gebildeten? Wohl hatten viele von ihnen sich der von Norddeutschland einströmenden Aufklärung willig hingegeben, aber

[1]) Man vergleiche die Schriften: Doeberl, Die Entstehung des modernen Staates in Bayern. In Montgelas' Denkwürdigkeiten, herausgeg. von Laubmann und Doeberl.
Jos. Silbernagel, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert (Landshut 1901).

[2]) Siehe darüber bes. A. Fr. Ludwig, Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur kathol. Kirche Deutschlands um die Wende des 18. Jahrhunderts (Paderborn 1904), Bd. I, 38 ff. (Die Erziehung der Geistlichkeit betr.).

[3]) Silbernagel a. a. O. 109.

[4]) Ringseis a. a. O. 337.

[5]) O. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig[2] 1904, S. 450 ff.

[6]) Ebenda S. 462 ff.

inmitten eines religiös aufs höchste erregten Volkes fielen die Anregungen, die ihnen die Romantik bot, auf einen wohlvorbereiteten Boden, und die milde, versöhnliche Persönlichkeit des Bischofs Sailer erleichterte es auch solchen wieder in Zusammenhang mit der Kirche zu treten, die nicht in allen Punkten mit ihr übereinstimmten. Von dieser Rückkehr zur Kirche, veranlaßt durch die romantische Literatur, bietet J. N. Ringseis selbst ein treffliches Beispiel dar; seine innere Entwicklung an der Universität Landshut, die er 1805 bezogen hatte, schildert er so[1]): „.... Meinem ein Jahr nach mir eintretenden Bruder blieb unsere philosophische Verirrung [Aufklärung!] erspart, um so mehr als unsere kleine Schar in nicht allzu langer Frist und ebenso gemeinschaftlich wie in den Irrthum hinein, sich auch mit rüstigem Forschen und Trachten aus demselben wieder heraus, von der Verdunkelung wieder ans Licht arbeitete; nur der eine oder andere blieb mehr oder minder zurück. Haupthebel zu diesem zweiten Umschwung waren mit Gottes Gnade eine ächte, nicht ruhende Liebe zur Wahrheit, ein entschiedener historischer Sinn, der allerdings erst nach und nach zu gefestigten Anschauungen kam, beides unterstützt von den Eindrücken der Kindheit und poetischem Gefühl für die Erhabenheit der Kirche, mächtig aber wirkte auch der Verkehr mit christlich Gesinnten, theils persönlich, theils in ihren Werken, darunter einige der erlauchtesten Geister jener Zeit. Vor allem seien hier genannt: Sailers kirchliche Vorträge, seine Schriften (namentlich seine Religionslehre) und der Umgang mit ihm und mit Zimmer;[2]) Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu“ und unsere eigenen Betrachtungen über dieses so bedeutenden, milden und herzgewinnenden Mannes Rücktritt zum Katholizismus; ferner die an Glanz und Wirkung dem Blitze vergleichbaren Abhandlungen Franz Baaders, des ersten, welcher die Philosophie wieder auf Bahnen der Objektivität lenkte und christianisierte; G. H. Schuberts Schriften, vorzüglich die über die „Nachtseite der Natur“, sodann Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, überhaupt die Romantiker, von denen zwar ein Teil noch sehr im Unklaren schwamm, mancher aber doch schon das Ufer

[1]) Erinnerungen I, 67 ff.

[2]) Man vergleiche über ihn auch Ringseis a. a. O. I, 71: „Mochte man auch seinen Versuch, Schellings Philosophie (besonders die Lehre vom Abfall der Ideen von Gott) auf das katholische Lehrgebäude anzuwenden, nicht eben glücklich nennen, so mußte die gute Meinung doch erkannt werden. Schelling hat ihm den Versuch hoch angerechnet.“

gewonnen hatte, wie z. B. der zum Katholizismus übergetretene Friedrich Schlegel. Als Übergangswege dienten wohl auch die mündlichen philosophischen Vorträge von Ast, sowie die geschichtlichen von Breyer beide Protestanten, beide zwar das Christentum noch unklar, aber von der romantischen Seite doch mit Wärme erfassend, so daß, wenn Breyer mit einer Art ritterlicher Begeisterung auf die Jungfrau Maria zu sprechen kam, selbst Bürger der Stadt seine Vorträge besuchten. Später kam abermals Schelling an die Reihe; nun aber war er schon — und zwar unverkennbar, wie auch sein Freund Steffens bezeugte, durch Baaderschen Einfluß — in seine zweite, mehr christliche Epoche getreten; in dieser ist er der vorzügliche Neubegründer einer subjektobjektiven Philosophie geworden, wenn schon dem positiven Katholizismus nicht immer zur vollständigen Befriedigung; besonders beschäftigte uns unter seinen neuen Werken die Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit."

Immerhin gewann diese vom einheimischen bayerischen Katholizismus als verwandt betrachtete Romantik unter der zielbewußtaufklärerischen Regierung Max' I. keine große Bedeutung; mächtige Unterstützung aber wurde dieser Geistesrichtung zuteil durch Ludwigs I. Szepter, welches altes und neues Leben weckte.

Er ließ den Speyerer, Bamberger und Regensburger Dom wieder herstellen, und sein Interesse für altdeutsche Kunst umfaßte auch außerbayerische Bauten, wie den Kölner Dom, mit hilfsbereiter Teilnahme. Auch die Walhalla war in „altdeutschem" Stil geplant; der gotische Entwurf Schinkels[1]) mußte freilich der allzuhohen Kosten wegen unausgeführt bleiben. Und wenn Ludwig seiner Hauptstadt Bauwerke jeder Stilgattung schenkte, und durch die Anlage der Glyptothek wie durch den Erwerb der Boisserée'schen Gemäldesammlung hier historischen Sinn weckte, so wußte er auch in der Provinz durch seine Verordnungen über Erhaltung und Erforschung deutscher Altertümer Interesse an der Vergangenheit gerade des eigenen Volkes zu erwecken. Überall entstanden historische Vereine, und die in der unhistorisch gesinnten Aufklärungsperiode verachtete Vorzeit wurde nun in Bayern von neuem Gegenstand liebevollen Studiums. Weniger ins Weite mag anfänglich die Münchener Malerei gewirkt haben, so sehr König Ludwig gerade durch die Freskenmalerei auf sein Volk erzieherisch einzuwirken strebte. Wen aber Gelegenheit und Interesse

[1]) Ringseis a. a. O. I, 192; IV, 206.

vor die Schöpfungen des P. Cornelius und W. Kaulbach führte, der wurde ebenfalls mächtig vom Geist der Geschichte angeweht und in die Vergangenheit zurückgeführt.

Ein Mittelpunkt der Romantik aber wurde München durch die Männer, die seit dem Regierungsantritt Ludwigs I. an der Ludwig-Maximilians-Universität wirkten: Baader, Schelling, Oken, Schubert, Maßmann, Görres.

All dies sind bekannte Tatsachen.

Nun werfen wir aber die Frage auf: „Wie prägte sich die in Bayern mehr und mehr an Macht gewinnende romantische Bewegung in seiner einheimischen, seiner Provinzialliteratur, besonders in der dichterischen Literatur aus? Welche Gestalt nahm die Romantik an unter den Händen bayerischer Dichter?“

Noch fehlt so gut wie alles, um diese Frage beantworten zu können. Während man sich eifrig bemüht, bereits in kleinen Marktflecken Provinzialmuseen anzulegen und die geringfügigsten Küchengegenstände der Aufbewahrung — und mit Recht — für würdig erachtet, werden die literarischen Überbleibsel unberühmt gebliebener Dichter gänzlich der Verachtung preisgegeben. Und wenn ja einmal eine „Ausgrabung“ versucht wird, steht der leidige Lokalpatriotismus Pate, die Bedeutung des betreffenden Schriftstellers wird meist maßlos übertrieben, „weitere Kreise“ sollen plötzlich an dem „Langverkannten“ positiven ästhetischen Genuß finden — Bemühungen, die selbstverständlich scheitern müssen.

Nicht um etwa nach vergessenen Genies zu stöbern, nicht um die Literaturgeschichte mit hunderten neuer Formen zu belasten, reden wir dem Studium der provinzialen, d. h. zunächst der örtlichen Literaturgeschichte das Wort, sondern nach dem Vorgang A. Sauers wollen wir der Volks- und der deutschen Stammeskunde Stoff liefern. Spätere Geschlechter mögen dann, mit höherer Einsicht ausgerüstet, die von Sauer erwähnten völkerpsychologischen Fragen zu lösen unternehmen; uns liegt es ob, die literaturgeschichtliche Grundlage denen, die nach uns kommen, zuzubereiten.

Nur einen geringen Teil dieser Grundlage soll unsere Abhandlung liefern. „Bayerische Literaturgeschichte“ kann ja noch gar nicht in Angriff genommen werden, solange nicht eine größere Zahl von Ortsliteraturgeschichten vorliegt. Ein verhältnismäßig kurzer Abschnitt aus der Münchener Literaturgeschichte soll hier dargestellt werden.

I. Kapitel.

Die Entstehung der Gesellschaft von den drei Schilden.

„Daß alte Zeiten werden neu!“
Beck.

Gegründet wurde die „Gesellschaft für Deutsche Altertumskunde von den drei Schilden“ in München erst am 24. April 1831; wenn wir aber der Frage nachgehen, wieweit ihr Entstehen in örtlichen Verhältnissen wurzelt, so werden wir tief in die Regierung Max' I. zurückgeführt.

Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frondienste, durch die Abschaffung der Gerichtsbarkeit des Adels, besonders aber durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 war der Adel so ziemlich aller alten Vorrechte der Geburt entäußert worden und hatte seine politische Bedeutung verloren. Da läßt es sich begreifen, wenn dieser Stand und mit ihm die konservativ Gestimmten im Lande die neue Zeit als den Ausbund der Nüchternheit verschrieen und daß phantasiebegabte Menschen sich ins Mittelalter zurückwünschten, welches eben auch in der zeitgenössischen Romanliteratur Mode war.

Ein Jahr nachdem in der bayerischen Verfassungsurkunde die neue Zeit mit ihren ganz unmittelalterlichen Ideen an jedes Bürgerhaus geklopft hatte, bildete sich in München im Schatten der griechisch-katholischen Kirche ein — Ritterverein, „die Humpenau“. Er „sollte die Natur eines rechten Ritterbündnisses haben .... und in dieser Genossenschaft sollte alles in Ernst und Humor heraufbeschworen werden, was dazu dienen könnte, das Mittelalter in sämtlich seinem Wesen und mit allen seinen stärkeren, ganzen, freskoartigen oder seinen weicheren Färbungen möglichst zu bezeichnen, und bei der Geneigtheit zur Selbsttäuschung von Seite der Mitglieder zu reproduzieren..... Jeder hatte das förmlich Notwendige einer solchen romantisch-tendenziösen Verbindung oft genug empfunden.“ So erzählt Franz Trautmann,[1]) dem wir uns für die Wiedergabe der folgenden Tatsachen anvertrauen.

[1]) Ludwig Schwanthalers Reliquien. Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und Folgen der Zeit, von dessen innerem und äußerem Wesen, auch Genossenschaften, nächst von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hinieden — im ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemutet war. Für alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt von Franz Trautmann (München 1858), S. 33 ff.

Gründer der Gesellschaft war der damals 17jährige Ludwig Schwanthaler, der im Herzen ganz unantik gestimmte Bildhauer. Ungefähr nach 1824 wandelte sich diese Gesellschaft in das Ritterbündnis „zum Einhorn" und rasch darauf wurde es „zum Bären" umgetauft.

Das „Reproduzieren des Mittelalters" bestand in tollen Studentenstreichen; Trautmann erzählt von dem nächtlichen Entwendungsversuch eines Glaswappens durch den jungen mit Helm und Panzer bewehrten Schwanthaler. Außerdem übte man sich im Armbrustschießen und im tapferen Zechen, veranstaltete Raubzüge in die Umgebung, von wo aus dann kleine Altertümer in die „Humpenburg" geschleppt wurden, man musizierte, dichtete und ließ Geister erscheinen. Als Symbol der Wehmut über das entflohene Rittertum stand ein schwarzer, mit einem weißen Totenkranz versehener Sarg im Versammlungsraum, Denn so seltsam uns das Treiben in diesem Ritterbund berühren mag. ein Treiben, das an Eifer und Konsequenz das weit übertrifft, was uns Immermann in den „Epigonen" von ähnlichen Veranstaltungen berichtet, es war etwas viel tieferes als bloßes Spiel. Man wollte „der Neuzeit um jeden Preis vor die Stirne stoßen",[1]) man wollte sie einfach ableugnen und ignorieren, man wollte um jeden Preis ins Mittelalter zurück. Trautmann erzählt (S. 50) höchst anschaulich, wie die Bärenritter einst eine papierne Riesenfigur der „Graecia" vor ihr Tribunal forderten und nach umständlicher Verhandlung feierlich verbrannten, und zwar an der Nymphenburgerstraße in einem Garten des alten Grafen Pocci, der übrigens selbst gelegentlich als „ursus honorarius" unter den Bärenrittern erschien. Zu diesen damals noch recht jugendlichen Rittern, die noch manch anderen Schabernack ähnlicher Art trieben, gehörte außer Graf Franz Pocci der Jurist und Architekt Fr. Hoffstadt, der nachmalige Bischof von Passau Heinrich Hofstetter und der junge Philologe Friedrich Beck, der dann später in der Gesellschaft von den drei Schilden eine große Rolle spielen sollte

Noch eine weitere Rittergesellschaft, „die Humpenburg", gruppierte sich ebenfalls um den jungen Schwanthaler; sie tagte zur gleichen Zeit wie die Bären beim alten Grafen Pocci, nur an anderen Abenden. in Schwanthalers Werkstatt bei der protestantischen Kirche (Matthäuskirche am Karlsplatz) und wies wesentlich die gleichen Mitglieder auf. In der „Humpenburg" wurden ähnliche Bestrebungen gepflegt wie bei den Bärenrittern; man führte auch häufig improvisierte Ritterschauspiele und Schattenspiele auf. Auch eine „Chronik" wurde

[1]) Trautmann a. a. O. S. 37.

geführt; sie befindet sich heute im Archiv des Herrn Grafen von Pocci und ist ein dicker Foliant, mit zahlreichen Aquarellen und Zeichnungen von Schwanthaler und Pocci geziert.

Was die literarischen Leistungen des Ritterbundes betrifft, so hat uns Trautmann[1]) den Inhalt einer siebenaktigen „Zauberposse mit Gesang" überliefert, die die Mitglieder zu ihrer eigenen Belustigung improvisierten.

Von den Liedern, die bei den Zusammenkünften gesungen wurden, mag eine Strophe eines von Pocci stammenden erwähnt werden:

„Was hallt im Böhmerwald,
Was schallt im Grunde nieder?
Es sind die Weidmannsbrüder,
Sie legen die Hirschlein nieder,
Das Horn, das lockende, schallt!"

Musikalischer Reiz kann diesen Zeilen nicht abgesprochen werden. Einen Einfluß Tiecks anzunehmen, scheint bei der eigenen starken musikalischen Begabung Poccis unnötig; doch sei daran erinnert, daß Pocci 1833 auf Tiecks Anregung hin „Minnelieder" herausgab. Als Schwanthaler ein Haus in der Lerchen- (jetzt Schwanthaler-) Straße erwarb und die „Humpenburg" dorthin übersiedelte, verfaßte Beck zu diesem Einzug ins neue Heim ein Festgedicht. Auch von einem für die „Bären" von Beck gedichteten und von Pocci komponierten Weidmannslied: „Gesellen, zieht hernieder
Von Bergen in das Tal!"
weiß Trautmann zu berichten.

Übrigens vereinigten sich später die „Bärenritter" und die „Humpenburg" unter letzterem Namen; an neuen Mitgliedern zählt Trautmann[2]) auf: Erzgießer Miller, Tiermaler Habenschaden, Genremaler Petzl, Historienmaler Wilhelm Lindenschmit und Th. Foltz.

In diesen Ritterbünden[3]) glauben wir mit Sicherheit die Vorläufer der „Gesellschaft von den drei Schilden" zu erkennen, in der dieses mittelalterliche Treiben sich fortsetzte; ja sogar einen Teil der Ritter werden wir dort wiederfinden.

[1]) Trautmann a. a. O. S. 58.

[2]) a. a. O. S. 64.

[3]) Die Freude an dergleichen historischem Mummenschanz dürfte wohl dem Münchener im Blute stecken; noch heutzutage haben sich in München „Rittergesellschaften" erhalten. Literarisch ist die humorvolle Vertiefung ins Ritterwesen ausgeprägt in vielen Balladen und Zeichnungen der Münchener Fliegenden Blätter und der „Bilderbogen".

Spärlicher fließen die Nachrichten über einen andern romantisch gesinnten Kreis in München, der für die Gesellschaft „von den drei Schilden“ Bedeutung gewann, und wo manche der Mitglieder sich vor der Gründung bereits zusammenfanden.

Es ist der Kreis, der sich um die Malerin Luise Wolf vereinigte.

Luise Wolf war die Tochter des Hofrats und Historikers P. Phil. Wolf (1761 in Pfaffenhofen geboren, 1808 in München gestorben), der eine „Geschichte der Jesuiten,“ eine „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter Papst Pius VI.“ und eine „Geschichte des Kurfürsten Maximilian I.“ verfaßt hat.

Geboren zu Leipzig am 10. Februar 1798, evangelischen Bekenntnisses, kam Luise Wolf 1803 nach München. Ihr Zeichentalent entwickelte sich genügend, um ihr die Aufnahme in die Akademie der Künste zu verschaffen, die damals unter der Leitung des völlig klassizistisch gerichteten Langer stand.

„Es war damals die Zeit,“ erzählt unsere ausführlichste Quelle,[1]) „in welcher sich, zwar noch in der Stille, aber unaufhaltsam, durch die edelsten Kräfte unserer Nation jener Umschwung vorbereitete, der in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts die deutsche Kunst unter großen Meistern wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Heß u. a. wieder zu dem von ihr verlassenen Wege der Naturwahrheit, zur echten Idealität und zur Natur zurückführte. Man weiß, welchen mächtigen Anstoß die romantische Dichterschule dieser Bewegung gegeben. Denn wie groß auch die Fehler und Verirrungen sein mögen, zu welchen unsere Romantik sich hinreißen ließ, das Verdienst wird man ihr nicht absprechen können, daß sie die tieferen Quellen des religiösen und nationalen Lebens in Deutschland, welche durch die Werke und Sinnesweise der seichten sogenannten Aufklärungsperiode nahezu verschüttet waren, zuerst wieder geöffnet haben: Darum wendeten sich auch idealere Gemüter mit Begeisterung jenen Schriftstellern zu, die der flachen Nüchternheit den Krieg erklärten, das bedrängte positive Christentum und mit ihm auch das fast vergessene Mittelalter, in dessen Kunsterzeugnissen jenes einen so tiefen, wahren und schönen Ausdruck gefunden, wieder zur Geltung zu bringen suchten.

[1]) Haus-Kapelle zur Feyer des Kirchenjahres. Schrifttexte und Gebete aus dem 15. Jahrhundert mit Zeichnungen von Luise Wolf. Herausgegeben von Dr. L. Schöberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1877. — Die Einleitung, anonym (von Friedrich Beck verfaßt), behandelt das Leben Luise Wolfs. — Vgl. außerdem: Allg. D. Biographie XLIII, 779—781.

Auch Luise Wolf, für alles Höhere leicht erregbar und empfänglich, wurde von jener Strömung ergriffen und ihr strebsamer energischer Sinn nahm an der neuen geistigen Bewegung den lebhaftesten Anteil. Da ihr die Gabe anzuziehen und anzuregen in hohem Maße eigen war, da Nachdenken und Beobachtung ihrem kritischen Urteil einen besonderen Grad von Schärfe und Schönheit verliehen, und überhaupt ihre Ausbildung eine seltene und umfassende war, so kam es, daß sie längere Zeit der belebende Mittelpunkt eines gleichgesinnten Kreises von jüngeren und älteren Künstlern, Kunstfreunden und Gelehrten wurde, der sich in ihrem gastlichen Hause gerne zu geselligen Abenden einzufinden pflegte. Hier fand ein reger Austausch der Strebungen und Ansichten statt. Die Unterhaltung wechselte zwischen Gespräch, musikalischen Vorträgen und Lektüre, wozu vorzugsweise die Schriften der Romantiker, Tieck, Schlegel, Novalis, Wackenroder gewählt wurden. Doch übten auch Goethes Dichtungen und Prosawerke nicht minder ihre mächtige Wirkung. Manches dauernde Seelenbündnis erwuchs aus diesen Zusammenkünften, und es wird genügen, wenn wir Julius Hamberger, den unermüdlichen Forscher auf dem Gebiete der Theosophie und Mystik, Friedrich Hoffstadt, den Begründer der Theorie und Geschichte der gotischen Baukunst, Friedrich Beck, den gemütvollen, sinnigen Lyriker und Verfasser der „Theophanie,“ [1]) den ebenfalls für Dichtung und Kunst vielseitig begabten Grafen Franz Pocci, sowie den durch rechtsgeschichtliche und publizistische Schriften bekannt gewordenen Freiherrn von Bernhard nennen, um den Freundeskreis zu bezeichnen, welchen die Künstlerin durch ihre bedeutende Persönlichkeit an sich zu fesseln wußte. Auch der Herausgeber der Hauskapelle (Schöberlein) rechnet es zu den schönsten und segensreichsten Führungen seines Lebens, zu diesem Kreis gehört zu haben und mit der Heimgegangenen wie durch tief geistige so durch verwandtschaftliche Bande eng verbunden worden zu sein.“

Besondere Förderung erhielt die „nazarenische“ Kunstrichtung Luise Wolfs durch die Gemäldesammlung Sulpice Boisserées, die 1827 nach München kam. Auch zu G. H. Schubert trat unsere Künstlerin in einige Beziehungen. Wir werden ihr im Verlauf unserer Darstellung noch weiter begegnen, und fügen hier noch zur Vervollständigung ihres Bildes einige charakteristische Tagebuchstellen aus dem Jahre 1827 bei:

[1]) „Friedrich — Theophanie“. Diese Stelle befindet sich im Manuskript Becks nicht, stammt also wohl von Schöberlein.

„Das höchste Gut, dessen der Mensch auf Erden theilhaftig wird, ist Sehnsucht."

„Die meisten Menschen sind thöricht genug, sich mittels Zerstreuungen für große Verluste entschädigen zu wollen. Sie bedenken nicht, daß jeder wahre Besitz ewig, das heißt, durch ein fühlendes Festhalten im Geiste unvergänglich gemacht werden kann."

„Verletzt wird des Weibes innerste Blüte, wenn sie um Geld und Gewinn sich unter einer fremden Menge herumtreiben muß. Die Frucht der Zartheit, Herz und Gemüth gehn allemahl verloren. Nur unserm durchaus verdorbenen Zeitalter war es aufbehalten, von Jungfrauen zu fordern, daß sie ihr Brod erwerben, und von Eltern, daß sie selbe dazu erziehen."

„Das Opfer der Messe ist für den geistvollen, phantasiereichen Menschen allerdings eine andachterweckende heilbringende Ceremonie; aber dem beschränkten Kopfe, dem ungebildeten Herzen bringt diese Art des Gottesdienstes weder Nutz noch Frommen."

„Es gehört eine ungewöhnliche Bildung dazu, wenn die Ceremonien der katholischen Kirche wahrhaft erhebend wirken sollen. Die feine Sympolik, die sie umschließen, wird nur von den Allerwenigsten gefühlt, darum ist auch der Glaube fast der meisten Glieder der katholischen Konfession von so schwachem sittlichen Halt."

Nach dieser kurzen Charakteristik kommt es uns hier im Grunde nur darauf an, auf den ernsteren, reiferen Charakter hinzuweisen, den die Zusammenkünfte bei Luise Wolf vor der Rittermaskerade voraushaben. Auch verbürgen die Bücher, die vorgelesen wurden, besonders Schlegel, Wackenroder und Novalis, daß es den Hörern doch mehr um ein Eindringen in den geistigen Gehalt jener Zeit zu tun war als um tändelndes Nachahmen äußerer Lebensformen. Die eigene Entwicklung der Luise Wolf, die vom Klassizismus Langers zum romantischen Nazarenertum übergegangen war, der Gegensatz zwischen dem Protestantismus der Wirtin und ihrer eigenen katholisierenden Kunstübung sowie zwischen dem streng positiven Katholizismus ihrer Gäste[1]) mußte den Gesprächen dieses Kreises über die genossenen Vorlesungen eine besonders eindringliche Anteilnahme verleihen und die Erörterungen jedem Teilnehmer zu einer persönlichen Angelegenheit machen.

[1]) Jedenfalls muß dieser Gegensatz in den zwanziger Jahren noch lebhaft empfunden worden sein, nachdem erst 1801 der erste Protestant in München nach schwierigen Kämpfen das Ansiedelungsrecht erhalten hatte.

So mag auch die Idee zur Gründung der „Drei Schilde-Gesellschaft", die ja der Ausbreitung romantischer Gedanken dienen sollte, aus den prinzipiellen Erörterungen jenes Kreises hervorgegangen sein; in den Formen der neuen Gesellschaft aber lebte das phantasievolle Ritterspielen weiter.

Verfassung und Ziele der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde.

Zwei Quellen stehen uns über die Gesellschaft zur Verfügung. Ein kurzer Aufsatz: „Die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde von den drei Schilden zu München" von Graf Pocci im „Oberbayerischen Archiv" Bd. II, 1840, S. 425—429. Ferner ein Manuskript im gräfl. Poccischen Archiv: „Concept zur Chronik der Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde ‚von den drey Schilden'" betitelt. Es besteht aus 13 Blättern, die ersten zehn sind sehr sorgfältig, mit kurzen Inhaltsangaben am Rand, geschrieben. Das Manuskript stammt von der Hand des Grafen Franz Pocci. Wir geben hier die den Ursprung und die Verfassung der Gesellschaft betreffenden Abschnitte der Chronik wieder.

(Ursprung der Gesellschaft. 1831. 24. April.) „Am Tage Sant Georgs 1831 theilte Friederich Hoffstadt dem Friederich Freyherrn von Bernhard seine Gedanken über Errichtung einer Fabrica in München mit. Es wurde das erste Concept zu den Statuten einer solchen Gesellschaft entworfen. Und geschahe dieses in Schloß Erolzheim.[1])

(Erstes Concept zu einem Stiftungsbrief. 14. September.) Am Tage der heiligen Kreutzerhöhung in seinem Schloß zu Erolzheim wurde von Friederich Freyherrn von Bernhard das erste Concept zu einem Stiftungsbriefe für die Gesellschaft entworfen. Und lautete dieser Brief zum Ankauf des Geyerschlössel's in München, als welches Schlößl anfänglich von der Gesellschaft gekauft werden sollte:

(Stiftungsbrief (copia) der Gesellschaft für teutsche Altertumskunde „von den drey Schilden", 12. Oktober.) Ich Fridrich Ludwig Bernhard, Freyherr zu Erolzheim und Edelbeuren, der beyden Rechte Doktor, urkunde und bekenne hiermit öffentlich durch diesen Brief allen, die ihn sehen oder hören lesen, daß ich auf die öftere und eindringliche Vorstellung und Errinnerung meines Freundes Friederich Hoffstadt, wie nöthig zur Errettung und Erhaltung der Reinheit der

[1]) Besitz des Frhrn. v. Bernhard, in der Nähe von Ulm gelegen.

teutschen Kunst eine enge Vereinigung wahrer Freunde teutscher Kunst und Wissenschaft sey, wie nothwendig ferner einer solchen Genossenschaft ein ihr eigenthümlich gehöriges Gebäude seyn würde, um dort ihre Arbeiten und Bemühungen in Gemeinschaft zu verfolgen, sowie auch durch ihr Beyspiel einem jeden Wohlgesinnten die nöthige Aufmunterung gewähren zu können, nachdem Friedrich Hoffstadt und ich die Artikel und Satzungen einer solchen zur Erlösung der teutschen Kunst aus der fremden und antiken Knechtschaft zu errichtenden starken und festen Verbindung gemeinschaftlich entworffen haben, zu deren Annahme sich bereits eine Anzahl auserwählter, kunstreicher und gelehrter Männer bekannt hat, zu Nutz und Frommen dieser Genossen, welche sich die Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde, oder auch, nach dem von Ihnen erwählten Wappen, „die von den drey Schilden" nennen, die Behausung zu München in der Lerchenstraße, welche alldort der Nummer nach die ein und neunzigste ist, um zehntausend Gulden bayerischer Währung erkauft habe und nunmehr denen von den drey Schilden in kraft des gegenwärtigen Briefs daran die nachstehenden Rechte und Befugnisse einräume:

daß die von den drey Schilden sowohl in dem Haupt- als Nebengebäude der gedachten Behausung zu München das ganze Erdgeschoß zur unbeschränkten durch eine Hypothek zu sichernden Bewohnung und Benützung, so lange die von den drey Schilden bestehen, auf ewige Zeiten inne haben sollen unter dem Beding, daß die Gesellschaft mir jährlich regelmäßig halb zu Georgii und halb zu Michaelis einen Miethzins von 170 fl. dafür entrichtet,

daß ferner, wenn ich und meine Frau Mutter, Johanna Elisabeth Bernhard, geborne von Kiesow, mit Tode abgegangen seyn werden, auch das zweyte Geschoß nebst allen übrigen vorhandenen oder noch zu erbauenden Theilen und Pertinenzien gedachter Behausung zu ebenmäßiger unentgeldlicher Bewohnung und Benutzung derer von den drey Schilden geräumt werden soll, so

daß auch das dritte Geschoß des mehrgedachten Hauptgebäudes, welches Geschoß kaufvertragsmäßig der Hofstätterschen Familie um 150 fl. Mietzins überlassen werden muß, sobald es von der Hofstätterschen Familie nicht mehr bewohnt werden wollte oder würde, denen von den drey Schilden um denselben Miethzins überlassen werden soll, solange die von den drey Schilden sich dieses Rechts bedienen wollen und den Miethzins ordentlich entrichten,

daß endlich sofern einer von meinen Nachkommen, dem außer meiner Frau Mutter nach meinem Ableben das Haus eigenthümlich zufiele, und es verkaufen wollte, dieser verpflichtet sein soll, dasselbe zuerst der Gesellschaft käuflich anzubieten und erst dann berechtigt seyn soll zum Verkauf zu schreiten, wenn die von den drey Schilden nicht einwilligen, das Haus mit sämtlichen darauf ruhenden Schulden und Lasten zu übernehmen und dafür überdies soviel in Baarem zu entrichten als die besagten Schulden minder 7000 fl. betragen,

so wie ich auch überdies bei zunehmenden Vermögenskräften und erfreulichen Erfahrungen von diesem Unternehmen auf den Fall meines Absterbens noch weitere Bestimmungen zum Vortheile der gegenwärtigen Stiftung treffen werde, damit sie als ein Denkmal reiner teutscher Gesinnung in einer Zeit, welche sich durch Abfall und Ausartung schändlich auszeichnet, sich zu unseren Enkeln vererbe und unter dem Beystande der göttlichen Gnade ein kräftiges Mittel werde, den Sinn und die Liebe für die vaterländische Bildung zu bewahren und zu neuem Leben zu erwecken.

In Bekräftigung dessen habe ich die gegenwärtige Urkunde ausgestellt zu München am Tag Sant Maximilians im eintausend achthundert und ein und dreyßigsten Jahre nach Christi unseres Heilandes Geburt mit meiner eigenhändigen Unterschrift und angehängtem Sigill.

Friedrich Freyherr von Bernhard.

(Wiederbrief der Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde „von den drey Schilden" an den Freyherrn Fridrich Bernhard zu Erolzheim. 12. Oktober). Wir, die Gesellschaft für teutsche Altertumskunde, genannt von den drey Schilden, urkunden und bekennen hiemit, und thun kund allermennigklich, daß wir mit verdachtem Muthe mit vereintem gutem Willen und wohlbedachtem Sinn, nachdem Friederich Bernhard, unser lieber Genoß, aus guter Absicht und zum Nutz und Frommen für die von den drey Schilden durch seinen am heutigen Tage uns ausgestellten offnen Pergamentbrief uns die nachfolgenden Rechte und Befugnisse eingeräumt hat.....

.....

Gegeben zu München am Tage Sant Maximilians im eintausend achthundert und ein und dreyßigsten Jahre nach Christi unsers Heilands Geburt.

Pocci	Zenker	Friederich Beck
Auffeß	D. Quaglio	Keim
Friederich Hoffstadt	Schlotthauer	Ballenberger
L. Schwanthaler	Hoffstätter	

(Stiftungstag 12. Oktober.) Am Sant Maximilianstage, der auf Sant Emilien, den Todestag Kayser Ludwig des Bayers folgt, war die Genossenschaft des Abends bey Franz Pocci versammelt. Nicht zugegen waren Beck und Zenker wegen Krankheit, Keim, Ballenberger und Schlotthauer wegen Abwesenheit von München. Die anderen, Bernhard, Quaglio, Schwanthaler, Aufseß, Hoffstadt, Hoffstätter, waren zugegen. An diesem fröhlichen Stiftungstage wurden folgende Trinksprüche ausgebracht:

Bernhard: Schwabenland!
Aufseß: Frankenland!
Hoffstadt: Altbayern!
Pocci: Die Kunst!
Schwanthaler: Waldesgrün und Himmelsblau!
Quaglio: Auf ein fröhliches Gedeihen!
Hoffstätter: frisch, frey, frumb.

(Regierungseingabe vom 18. Oktober.) .....Da dieser Verein keinen andern Zweck hat, als der Tendenz zu entsprechen, welche durch die allerhöchsten Verordnungen Snr. Majestät in Beziehung auf Erhaltung und Forschung teutscher Alterthümer ausgesprochen worden ist, so sehen wir einer gnädigen Bitteswillfährde..... entgegen.....

Gesatz und Articul der Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde von den drey Schilden.

Die Gesellschaft tritt zusammen zur Bewahrung teutscher Kunst und Art, mit Ausschließung aller fremden und antiken, und Zurückführung der Kunst auf eine teutsche und christliche Grundlage. Die Genossenschaft, als eine Vereinigung wahrer Freunde teutscher Kunst und Wissenschaft, hofft durch ihre gemeinschaftlichen Arbeiten und Bemühungen den Sinn und die Liebe für die vaterländische Bildung zu bewahren und wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Die Gesellschaft hat ihren bleibenden Sitz in dem Gebäude des Freyherrn Friedrich Ludwig Bernhard, Dr. beyder Rechte, zu München in der Lerchenstraße Nr. 91. Die ständigen Inwohner in den der Gesellschaft angehörigen Zimmern müssen Künstler seyn. Diese haben vornehmlich die Lehre der teutschen Baukunst und Glasmahlerey zu erhalten und auf Nachfolger fortzupflanzen. Das Geheimniß der Glasmahlerey ist Geheimniß der wissenden Künstler. Die zur

Ausführung derselben nöthigen Vorrichtungen, als vorerst Erbauung eines Brenn- und Schmelzofens, dann für die Zukunft Anschaffung der nöthigen Materialien bestreitet die Gesellschaft aus der Gesellschaftskasse. Die ausübenden Glasmahler haben dagegen von dem Ertrage ihrer Glasmahlerei den Zehnten an die Gesellschaftskasse zu verabreichen. Die im Hause wohnenden oder gebildet werdenden Künstler müssen zu dessen allmählicher Verbesserung und Verschönerung beytragen. Unter den neuen Arbeiten der innwohnenden Künstler wird vorzügliche Sorge für Vervollständigung einer Architectur- und Costümessammlung getragen werden, welche in dem Arbeitszimmer der Künstler zum Gebrauche der Mitglieder offen aufliegt. In den Sammlungszimmern der Gesellschaft werden Incunabeln, alte Bilder, Kupferstiche, Holzschnitte, Bildhauereiarbeiten, sowie auch alte Waffen und Gerätschaften, sowie auch ausnahmsweise neue Kunstwerke, wenn sie im Geiste der Alten sind, aufbewahrt. Neue Werke, wenn sie über teutsche Architektur, Alterthümer, Poesie oder dergl. gründliches enthalten, sollen möglichst gesammelt werden.... Im Archive wird eine Abtheilung für historische und poetische, überhaupt schriftstellerische und musikalische Arbeiten der Mitglieder bestehen. Es wird eine Chronick und ein Stammbuch der Gesellschaft, dann ein Inventarien-Rechnungs- und Conceptbuch zur Chronick geführt.... Nur Teutsche christlicher Geburt können als Mitglieder aufgenommen werden.

Ausgeschlossen sind daher alle Nichtteutschen und Juden. Da von der Einheit der Gesinnung das Ganze ausgehen soll, so ist Einheit der Stimme zu jeglichem Beschlusse nothwendig. Ein neues Mitglied kann daher nur durch Stimmeneinheit, und zwar mittelst Abstimmung durch schwarze und weiße Kugeln gewählt werden. Gegenwärtige Statuten aber können, außer soweit es neue, dem Zweck entsprechende Zusätze betrifft, selbst durch Stimmeneinheit nicht abgeändert werden....

Dem Druck übergeben wurde jedoch dieser Statutenentwurf nicht; die endgültige Fassung, die als geschmackvoll ausgeführtes typographisches Kunstblatt an die Mitglieder verteilt wurde, giebt in § 1 den Zweck der Gesellschaft so an[1]):

„Die Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde besteht aus Künstlern und wissenschaftlich gebildeten Männern, welche gemeinschaftlich die

[1]) Auch abgedruckt bei Pocci a. a. O.

Absicht verfolgen, ihre eigene, und überhaupt die Kenntnis der deutschen, und vornehmlich altdeutschen Kunst und Literatur zu erweitern."

Wenn wir den Inhalt dieser Dokumente genauer betrachten, können wir nicht umhin, die Kühnheit des Entwurfs anzuerkennen. Viel mehr als der bescheidene Name: „Gesellschaft für deutsche Altertumskunde von den drei Schilden" vermuten läßt, soll hier ja geleistet, ein viel höheres Ziel erreicht werden, als bloße Erweiterung der Kenntnis deutscher Kunst und Literatur.

Vor allem fällt der feierliche Ernst auf, der uns freilich seltsam berührt, mit dem die jugendlichen Gründer ans Werk gehen. Nicht einmal ein volles Dutzend Mitglieder zählt die Vereinigung, und doch betrachtet sie es als erste Aufgabe, sich zunächst ein eigenes Haus zu erwerben, in dem sie „auf ewige Zeiten" wohnen will, wobei sie sich zudem zur Zahlung von jährlich 170 fl. verpflichten muß, was doch im Verhältnis zur Mitgliederzahl keine geringe Summe darstellt. „Auf ewige Zeiten" werden auch gleich die Gesetze der Gesellschaft festgelegt, keine Abänderungen dürfen je daran vorgenommen werden; zu allen Beschlüssen der Gesellschaft ist völlige Stimmeneinheit erforderlich, eine Bestimmung, die jeden Fortschritt unmöglich machen mußte und für spätere Generationen — wenn die „Drei Schilde"-Gesellschaft je solche erlebt hätte — die Beschlüsse vom Oktober 1831 wohl im mystischen Glanze heiliger Urkunden hätte erscheinen lassen. Ehrfurcht erwecken sollte auch der mittelalterliche Urkundstil des Stiftungsbriefes, der zudem auf Pergament geschrieben war und das „Sigill" des Freiherrn von Bernhard angehängt trug, um auch äußerlich durch den Anschein hohen Alters Eindruck zu machen und dem überall hervortretenden Trieb nach künstlerischem phantasiedurchdrungenem Stil Genüge zu tun.

Aber auch die Vielseitigkeit der Bestrebungen erregt unser Erstaunen. Beides, Kunst und Wissenschaft will die Gesellschaft pflegen. Architektur — hieran muß ja besonders gedacht werden, wenn von Erhaltung der deutschen (d. h. gotischen) Kunst die Rede ist —, Malerei, Glasmalerei und Plastik soll zum Arbeitsgebiet der Gesellschaft gehören; daneben aber auch Musik und Poesie. Es mag hier übrigens gleich bemerkt werden, daß auch tatsächlich auf allen diesen Gebieten von der Gesellschaft Leistungen vorliegen, die uns ja noch beschäftigen werden. Der junge Beck hat dieses Streben nach Universalität in einer hübschen Spruchserie zum Ausdruck gebracht, die hier folgen mag:

Sprüche der altteutschen Gesellschaft.

Wunsch und Bedingung.

Ars.

Architectura.

Münster werden neu erstehn,
Wie Erwinus sie gesehn,
Wenn zurückkehrt, was sie schafft,
Deutscher Sinn und Glaubenskraft.

Sculptura.

Auch der Meißel sei bereit,
Denk an alte Herrlichkeit,
Bilde Christi Angesicht,
Falsche Götter länger nicht!

Pictura.

Wohlgestalt und Farbenpracht
Leuchte durch die Erdennacht;
Gott allein nur diene sie,
Fröhne eitler Weltlust nie!

Poesia et Musica.

Hoher Sang, du wirst erblühn,
Wenn die Herzen für dich glühn;
Wort und Töne klinget rein,
Führt uns zu dem Himmel ein!

* * *

Wachse, Kunst, du edles Reis,
Kröne frommer Meister Fleiß,
Sende Blüthen nach wie vor
Aus des Kreuzes Stamm empor!

Scientia.

Theologia.

Leben, Weg und Wahrheit ist
Nur, wo du zugegen bist,
Die uns schafft, erlöst, erneut,
Heiligste Dreieinigkeit!

Jurisprudentia.

Nicht aus unserer Väter Land
Sey das deutsche Recht gebannt;
Was sie pflanzten, mög gedeihn,
Und das Wachsthum Gott verleihn!

Medicina.

Prüfe Kräuter und Gestein,
Sprich ein segnend Wort darein.
Traf uns schwer der Sünde Fall,
Milde Heilkraft birgt das All!

Philosophia.

Durch die Schauer der Natur
Leite dich der Gnade Spur!
Forsche tief im Buch der Zeit,
Lies in ihm die Ewigkeit!

* * *

Drang des Wissens, nie gestillt,
Der die Seele sehnend füllt,
Leuchte dir der Weisen Stern,
Strahle dir das Licht des Herrn!

Auch die Anlage umfangreicher Sammlungen sieht der Entwurf vor. Eine Architektur- und Kostümsammlung soll angelegt werden, daneben sollen aber auch Incunabeln, „alte Bilder", Kupferstiche, Holzschnitte, Plastiken, sowie neue Kunstwerke der romantischen Richtung gesammelt werden.

Der wissenschaftlichen Tätigkeit der Mitglieder soll eine kunsthistorische und germanistische Bibliothek dienen; für die zu erwartenden historischen Arbeiten der Teilnehmer wird eine eigene Abteilung des Archivs bereitgehalten.

Aber nicht allein auf künstlerisch-wissenschaftliche Produktion in romantischem Geiste sind die Absichten der Gesellschaft gerichtet; auch wirtschaftliche Beihilfen sollten gewährt werden; um „den Wohlgesinnten die nötige Aufmunterung gewähren zu können," haben nach § 2 „einige" Künstler der Gesellschaft freies Wohnungsrecht im Gesellschaftshaus. Keim, Ballenberger und Hoffstadt machten auch von dieser Vergünstigung Gebrauch.

Es sollte eben nach dem Willen der Gründer die „Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde“ nicht einen gewöhnlichen „Verein“ im Sinne des 19. Jahrhunderts vorstellen, sondern eher eine Art von Orden sein und den festen Verband mittelalterlicher Bauhütten nachahmen. Darum mußte auch ein Geheimnis der wissenden Künstler eingerichtet werden, obwohl damals längst die Glasmalerei wieder erneuert war.

Beabsichtigte ja Hoffstadt, wie aus der an erster Stelle wiedergegebenen Notiz hervorgeht, ursprünglich lediglich eine „Fabrica“ zu errichten, zur „Rettung und Erhaltung der Reinheit der deutschen Kunst“ (Stiftungsbrief). Aber durch den Einfluß neuhinzutretender Mitglieder wie Pocci, Beck, Bernhard, deren Interessen nicht so ausschließlich auf dem Gebiete der bildenden Kunst lagen, erweiterte sich der ursprüngliche Plan, und schon im „Gesatz und Articul“ ist die Rede von „Bewahrung deutscher Kunst und Art mit Ausschließung aller fremden und antiken“ und von der „Zurückführung der Kunst auf eine deutsche und christliche Grundlage.“ Hier leuchtet offenbar schon die Absicht durch, möglichst die gesamte Kultur der Gegenwart in romantischem Geiste zu beeinflussen.

Weniger deutlich und überhaupt farbloser ist dann die endgültige Fassung, die bei Pocci abgedruckt ist, ausgefallen, doch auch hier ist die Tendenz der Vielseitigkeit noch zu erkennen. Aus Künstlern und wissenschaftlich gebildeten Männern besteht die Gesellschaft; mit deutscher Kunst und mit deutscher Literatur will sie sich beschäftigen.

II. Kapitel.

Friedrich Hoffstadt.

„Es wäre wohl manches schön in dieser Welt,
nur daß es eben doch nichts ist; es scheint,
ihr bester Teil ist die Sehnsucht.“
Hoffstadt an Luise Wolf.

Die anspruchslosen Zusammenkünfte der Freunde Luise Wolfs hätten wohl nie zur Gründung einer förmlichen „Gesellschaft mit festen Statuten und eigenem Gesellschaftsheim“ geführt ohne den jungen Mannheimer Rechtsbeflissenen, der, von beispielloser Begeisterung für alles „Altteutsche“ entflammt, sich nicht wie die andern begnügen konnte, nur im Herzen seine Ideale zu tragen, sondern sich von Sehnsucht verzehrt sah, sie auch der Mitwelt einzupflanzen.

Ihm verdankt die „Gesellschaft von den drei Schilden“ ihre Entstehung; darum muß sein Lebensgang auch mit größerer Ausführlichkeit im Rahmen dieser Abhandlung dargestellt werden.[1])

Friedrich Hoffstadt wurde 1802 zu Mannheim geboren. Seinen Vater, fürstlich Leiningen'schen Regierungsrat, verlor er frühzeitig und kam mit 13 Jahren nach München zu seinem Oheim, dem Minister von Zentner, der väterlich für ihn sorgte. Freilich, den sehnsüchtigsten Wunsch seines Neffen, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen, wollte der Minister nicht erfüllen; der Knabe mußte das Gymnasium besuchen, und damit begann für ihn der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, der von da an mit unverminderter Heftigkeit durch Hoffstadts ganzes kurzes Leben fortdauern sollte. Schwer mußten die alten Ritter, die des Knaben Phantasie bevölkerten, gegen die kanonischen Gestalten der griechischen und römischen Helden und gegen die kahlen Grammatikregeln kämpfen, aber sie blieben Sieger. Es wurde bereits erwähnt, daß der junge Hoffstadt Mitglied der Humpenburg war; an der feierlichen Verbrennung der „Graecia“ (vergl. oben S. 8) mag er wohl begeisterten Anteil genommen haben.

Auch mit dem, was Gwinner[2]) über diese Periode Hoffstadts berichtet, dürfte die Tätigkeit der Humpenburg gemeint sein: „Es hatte sich um den für das Mittelalter begeisterten Dilettanten ein Kreis gleichgesinnter Künstler und anderer Altersgenossen gebildet, in welchem Gegenstände ihres Kultus eifrig besprochen und fleißig gezeichnet wurden. Die Romane de la Motte Fouqués fanden dort lebhaften Anklang; sein „Zauberring“ wurde während der Jahre 1824—1826 in einer Reihe von mehr als fünfzig ausführlichen Federzeichnungen, mitunter sehr geistreich illustriert. Außer Hoffstadt hatten sich an diesem Werke Ludwig Schwanthaler, Julius Hamberger, Graf Franz Pocci (natürlich ist Pocci gemeint!), Beck, Metz und andere beteiligt, und

[1]) Literatur und Quellen: Fr. Beck: Friedrich Hoffstadt, ein Rückblick auf sein Leben und sein künstlerisches Wirken. München 1847. (Abdruck aus dem IX. Jahresbericht des Histor. Vereins von und für Oberbayern, sowie aus der Münchener Polit. Zeitg. 1846 Nr. 243—246).

Ph. Fr. Gwinner: Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankfurt 1867.

H. Holland: Allgem. Deutsche Biographie.

Codex Germanicus Monacensis 6425. Briefe Hoffstadts, meistens an Luise Wolf und an Friedr. Beck gerichtet. Die Sammlung stellt die weitaus beste und ausführlichste Grundlage zu einer Hoffstadt-Biographie dar.

[2]) a. a. O. 34.

ihre Arbeiten in einem von Hoffstadt bis an sein Lebensende aufbewahrten Foliobande vereinigt."

Freilich müssen wir uns das Zusammensein mit den Münchener Freunden zeitlich ziemlich beschränkt denken; denn seine zu Erlangen und Landshut verlebten Universitätsjahre trennten ihn mindestens von 1820—24 von ihnen. Vom September oder Oktober 1826 an aber mußte Hoffstadt in Ansbach seine juristische Praktikantenzeit fortsetzen.

Zu Erlangen, wo des Studenten „eigentliches Sein in der Erinnerung an München" bestand (Brief an Luise Wolf v. 5. II. 1821) und „wo die Erinnerung an die schönen Vorlesungsabende unter seine liebsten gehört" (Brief an dieselbe v. 28. XII. 1820), gefiel ihm doch vor allem die ausgeprägte Gleichheit unter den Studenten; „ein Graf hat um kein Haar mehr zu sagen als ein Bauernsohn" (2. IV. 1821).

Mit dem gewöhnlichen Studententreiben machte sich Hoffstadt nicht gemein; treu seinen Idealen schweifte er als „Gothicus", wie ihn die Freunde nannten, mit dem Skizzenbuch umher, und zeichnete Burgruinen, Tore, Kirchen, Kapellen und andere Reste seines geliebten Mittelalters ab.

Persönliche Anregungen für seine Liebe zum deutschen Altertum schöpfte Hoffstadt wohl aus den Gesprächen mit Baumeister Heideloff, von dessen Bekanntschaft ein Brief des Gothicus v. 29. XII. 1821 meldet.

Ob es Hoffstadt beschieden war, in Landshut ein ebenso romantisches Jugendtreiben zu genießen, wie es Ringseis in seinen Erinnerungen berichtet, läßt sich aus den wenigen Briefen nicht entnehmen; dagegen lernte er dort Tiecks „Kaiser Oktavianus" kennen und schreibt voll Begeisterung darüber an Luise Wolf (23. V. 1822): „Es ist ein ganz herrliches Buch, voll so edler Einfalt und Natur, das einen ganz in das adeliche Wesen der teutschen Vorzeit versetzt. Freilich tritt auch ein Thersytes(!) auf, allein ist die Welt je ohne solche Leute gewesen und dürfen sie in einer menschlichen Geschichte fehlen? Ich bin zwar nicht belesen genug, um einen Vergleich anzustellen zwischen Tieck und Goethen, allein das ist es eben, was mir letztern so wert macht, daß er das Höchste und Lieblichste und auch das Gemeine darstellt; dient doch das Gemeine nur dazu, den Glanz des Schönen und Guten zu erhöhen. Und Hohes und Niedriges ist es, was auf Erden waltet; wenn ich also eine Erdengeschichte lese, denk ich, Beydes muß darin seyn; freylich schöner, wenn mehr des Edleren darin ist!" Durchaus verständlich ist es nach dem Vorausgehenden, daß Hoffstadt Tiecks

„Sternbald", den er fünf Jahre später las, nicht in gleichem Maße billigen konnte. Die Freude am sinnenfrohen, unchristlichen italienischen Kunstleben, die ihm aus dem Buche sprach, konnte den ganz und gar „altteutsch" gestimmten frommen Künstler, der nebenbei auch gerne an Taulers und Thomas a Kempis Schriften sich erbaute, nicht anziehen.

Die nun folgende Münchener Praktikantenzeit wurde Hoffstadt einerseits durch die bereits erwähnten Freuden der „Humpenburg" verschönt, andrerseits aber erblühte ihm aus der Liebe zur Schwester eines der ritterlichen Genossen hohe Beseligung, die ihn nun selbst wieder um so fester an den mittelalterlich gestimmten Kreis und seine Ideale fesselte. Sein gesteigertes Gemütsleben wirkte befruchtend auf sein gesamtes geistiges Leben ein.

„Mit der ersten Liebe", schreibt der Bruder der geliebten Fanny Beck, die damals in München im Hause ihres Schwagers Riezler lebte, „hatte sich ihm zugleich eine neue höhere Anschauung der Kunst erschlossen. Erst jetzt fühlte er sie in ihrem Zusammenhange mit dem Leben, mit Religion, mit Wissenschaft und Poesie. Es war die „mondbeglänzte" Nacht der Romantik, wie sie in Tiecks, Schlegels, Novalis' und Wackenroders Dichtungen sich spiegelte, in der die mittleren Jahrhunderte vor seinem Geiste aufstiegen als die goldene Zeit des Biedersinnes und der männlichen, ritterlichen Tat, eines frommen und heitern Lebensmutes, der Minne und Poesie und einer unbegränzten phantastischen Kunstrichtung. In diesem Sinne entwarf er den Plan zu einem großen Bilderzyklus aus Fouqués „Zauberring", zu welchem er nicht bloß selbst eine Reihe von Zeichnungen fertigte, sondern auch jeden seiner Freunde, der dies irgendwie vermochte, zu tätiger Teilnahme veranlaßte."

Sehr kurz nur dauerte das Glück dieser Liebe: im August 1826 starb Fanny Beck.

Hoffstadt war es nicht einmal vergönnt, im lieben Freundeskreis, der ja auch zugleich der Kreis seiner Braut gewesen war, allmählich Trost zu gewinnen; wenige Wochen nach Fannys Tode mußte er nach Ansbach aufbrechen, um dort als Rechtspraktikant sich weiterzubilden.

Innere und äußere Einsamkeit, die ihn, zum Teil selbstgewollt, sein ganzes Leben durch begleiten sollte, tritt nun in dieser Stadt zum erstenmal leise an seine Seite. „Wir bedürfen keiner gebildeten Gesellschaft mehr, nach der, welche wir verloren haben. Oder kann man

den Verlust eines Diamanten durch eine gehörige Anzahl Kieselsteine ersetzen?" heißt es in einem Brief vom 9. November 1826. Und am 23. schreibt Hoffstadt: „Nein, die Zeit kann nicht zerstören, was man einmal lebendig gefühlt hat." Im selben Brief rühmt er sich: „Durch gleich anfängliche Grobheit hab ichs nämlich dahin gebracht, mich von allen Gesellschaften und Einladungen zu befreien."

Was der junge Jurist auf diese Art an Zeit gewann, verwandte er auf sein Lieblingsstudium.

Zuerst besuchte er die gotischen Kirchen Ansbachs, von denen die eine ihm sehr gefiel; im Kloster Heilsbronn entdeckte er alte Bilder. Auch Nürnberg wurde aufgesucht (Weihnachten 1826), Hans von Aufseß auf seinem Schlosse besucht und die bereits in Erlangen angeknüpfte Bekanntschaft mit Heideloff erneuert. Es war eine für Hoffstadt gewinnreiche Zusammenkunft. „Ich habe in Nürnberg," schreibt er an L. Wolf am 4. I. 1827, „die Bekanntschaft Heideloffs erneuert, was sehr viel dazu beiträgt, mir den Aufenthalt in Ansbach erträglicher zu machen. Ich fand seinen Geist so jugendlich lebendig und wahrhaft poetisch, daß ich vier halbe Tage mit ihm zubrachte. Um seine gothischen Bauten zu beurtheilen, muß man bedenken, daß er noch kein neues Gebäude zu bauen hatte, sondern nur alte zu renovieren, daß er durch den Privatgeschmack eines wohllöblichen Magistrats gehindert ist, und daß es endlich sehr schwer ist, mit wenig Mitteln viel zu leisten. Manche seiner Arbeiten haben mich überrascht, z. B. eine ganz neue gothische Kanzel in der St. Jakobskirche, bei andern wieder hat mir die Art der Auffassung weniger gefallen. — Auf alle Fälle ist er ein äußerst wichtiger Mann, weil er — den Schlüssel der gothischen Baukunst gefunden, d. h. in einem uralten Manuskripte auf besondere Art entdeckt, und mir vieles mitgeteilt hat, wovon weder Moller noch andere Architekten etwas ahnen, und worüber mirs wie Schuppen von den Augen fiel. — Ich bin dafür dem Heideloff unendlich dankbar. Was ich bisher nur anstaunen, nicht aber beweisen konnte, sehe ich nun mit mathematischer Bestimmtheit vor mir liegen, sehe, daß in der griechischen Baukunst ein durch Willkür geschaffenes Gesetz herrscht, in der gothischen aber die absolute Nothwendigkeit, sehe, daß der Spitzbogen im gothischen eine durchaus unwesentliche Form, hingegen das Fundament Quadrat und Zirkel sind, aus denen alles mathematisch hervorgehen muß. Ich würde vieles mit Ihnen hierüber sprechen, schreiben läßt sichs nicht so. Aber die tiefste Ehrfurcht hege ich gegen die alten Meister,

die aus einer einfachen mathematischen Figur ganze Münster emporkeimen ließen. Sollte man's denken? Ich entwarf mehrere mathematische Figuren, und entdeckte in der einen den Grundriß der Säule im Schlosse zu Tratzberg, welcher so genau ist, daß ich erst jetzt meine Naturzeichnung verstehe und einige Fehler an ihr verbessern kann, als ob ich nach der Natur zeichnete. Es ist ganz außerordentlich!"

Gewährte ihm so die Bekanntschaft mit Heideloff fruchtbare theoretische Erkenntnis, so verschaffte ihm eine andere Bekanntschaft Gelegenheit zur praktischen Betätigung seiner Kunst.

Am 20. II. 1827 berichtet er, daß er Baurat Keim „einen ächt altteutschen Künstler" kennen gelernt. Und am 8. XI. 1827 schreibt Hoffstadt: „Vorderhand ist mir wenigstens lieb, daß ich noch keine Aussicht auf Anstellung habe und daher in Ansbach durch Baurat Keim noch die Gelegenheit benützen kann, manches Gothische zu wirken. Unter anderm ist ein gothisches durchbrochenes Geländer von Stein, für den Musikchor der Nördlinger katholischen Kirche, 47 Fuß lang, bereits seiner Vollendung nahe. Durch die Möglichkeit dergleichen Werke schaffen zu können, ist mir der Aufenthalt in dem überaus öden Ansbach sogar lieb geworden."

Auch die Überwachung des Baues eines gotischen Altares für die Nördlinger Kirche wurde Hoffstadt übertragen (Brief v. 11. II. 27), ferner leitete er einige Umbauten gotischen Stils im Schlosse des Freiherrn Hans v. Aufseß.

Daneben aber fesselte ihn ein neues Interesse: Zu den zahlreichen Anregungen, die die Romantik gebracht hatte, gehörte auch die Wiederaufnahme der Glasmalerei, und eben in den zwanziger und dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts wurden allenthalben, besonders aber in Bayern, Versuche in dieser alten Kunstübung angestellt. Seit 1827 arbeitete M. S. Frank aus Nürnberg an den Fenstern des Doms von Regensburg, und Ludwig I. gründete zehn Jahre später eine Kgl. Glasmalerei-Anstalt in München. „Im ganzen" schreibt jedoch Jaennicke,[1]) „besonders aber in Deutschland und namentlich in München, haben all diese Bestrebungen von vornherein nicht ganz die richtigen Wege eingeschlagen. Zumeist begann man nach Levieil mit Schmelzfarben auf weißem Glase zu operieren und fing demgemäß gerade bei der Klippe an, an welcher im XVII. Jahrhundert die Glasmalerei gescheitert war. Man malte eben Tafelbilder auf

[1]) Handbuch der Glasmalerei. Stuttgart 1890, S. 59.

Glas.... Hierher gehören auch die gerühmten Münchener Fenster der Südseite des Kölner Domes, die den alten Fenstern der Nordseite gegenüber fast das Aussehen von auf Öl gemalten Transparenten haben."

Hoffstadt und Keim schlugen von vornherein und mit vollem Bewußtsein einen andern und zwar den alten Weg ein. Am 11. Dezember 1827 berichtet der erstere an Beck: „Aber eine andere Arbeit für diese Kirche [Nördlingen] nimmt jetzt meine ganze übrige Muße völlig in Anspruch, und ich bin, soweit es überhaupt für mich möglich ist, sehr glücklich bei dieser Beschäftigung. Vermittels eines alten Manuskriptes und chemischer Versuche während des ganzen vorigen Sommers von Seite des Baurats Keim sind wir nun endlich im Stande, Glasmalereien zu verfertigen. Ich mache die Zeichnungen, und in dem Ofen, welchen Keim gebaut hat, werden die Gläser gebrannt. Die Sache ist mir so klar, und unsere Proben sind so gut ausgefallen, daß ich zittere, den Augenblick der Vollendung zu erleben. Die Zeichnung ist meist gothische Architektur nach Art eines Fensters in der Münchener Frauenkirche, und die Figuren werden in streng altteutscher Draperie behandelt.

Es ist ein Unsinn, moderne Zeichnung und Malerei bei Glasgemälden anzuwenden, wie es Frank et Consorten machen, und wozu Heinrich Heß die Zeichnungen mit römischen Verzierungen liefert, was für den Regensburger Dom gehört. Auch ist die Art der Alten, welche bloß einzelne bunte Gläser zusammensetzen, so einfach, daß man über die Manier der Münchner und Nürnberger, welche in ihrer Weisheit alles auf einem Glase herausbringen wollen, nur lachen kann."

Und ein paar Tage später, am 18. XII. 1827, schreibt Hoffstadt an Joseph Riezler in München, Becks Schwager:

„Gegenwärtig halt ich mich zu meiner Erholung an einem sehr zerbrechlichen Gegenstande fest und aufrecht, an Glas. Es ist jetzt eine Partie fertig gemahlt, und nachdem Keim und ich uns bisher nur mit Proben beschäftigten, so wollen wir nun die eigentliche Arbeit beginnen und die Weihnachtsfeiertage mit Brennen der fertig gemachten Stücke zubringen. Ich freue mich darauf wie auf ein Fest. Die schwarze Farbe zum Mahlen haben wir auch selbst chemisch bereitet, was nicht ganz leicht war, indem wir erst Glas und andere Stoffe dazu schmelzen, und dann wieder zerstoßen mußten. Es wird sich nun definitiv entscheiden, ob unsere Bemühungen fruchtlos waren, oder ob sie über Erwarten reich belohnt werden sollen."

Der Brand der Glasfenster für die neue katholische Kirche in Nördlingen gelang. Dortige Akten enthalten einige Belege hiefür. Hoffstadt selbst berichtet (2. II. 1828) „... während die Glasmalerei die Einfachheit selbst ist. Die Alten nahmen schon vorhandene bunte Glasstücke und malten auf diese mit schwarzer Farbe, welche sodann in die bunten Gläser eingebrannt wurde, und so machen auch wirs. Bei unsern Proben brannte die schwarze Farbe, welche mit einem eigenen Flußmittel versehen sein muß, vollkommen in das Glas hinein, und wir waren nicht im Stande, mit scharfen Meißeln auch nur das Geringste wegkratzen zu können. Dagegen sind die Neueren so thöricht, die Sache selbst zu erschweren, indem sie, statt einzelne bunte Stücke zu nehmen, alle Farben auf ein Glas bringen wollen, und meinen Wunder zu tun, wenn sie die Bleifugen vermeiden, welche uns ja bei keiner alten Malerei stören."

An einer anderen Stelle (22. XII. 1827) äußert sich Hoffstadt: „Namentlich die Glasmalerei, wenn sie nicht ebenfalls, sowohl in Zeichnung, Malerei als auch Technik, gothisch und altteutsch behandelt wird, hat für mich gar keinen Sinn, und nach allem, was ich gehört habe, wird der Regensburger Dom durch vollkommen moderne Glasmalereien, wozu leider Heinrich Heß Zeichnungen gemacht hat, verunstaltet werden."

Nach diesen Zeugnissen ist jedenfalls soviel sicher, daß dem Baurat Keim, und wohl auch bis zu einem gewissen, freilich nicht näher fixierbaren Grade auch Hoffstadt ein bedeutender und ehrenvoller Platz in der Geschichte der Glasmalerei zuzuweisen ist. Wenn man den Briefen völlig Glauben schenkte, dann wäre Keim der Wieder-Entdecker der mittelalterlichen Technik. An dem „alten Manuskripte", das in dem Brief vom 11. XII. 1827 als Quelle angegeben wird, braucht man so wenig wie an dem „uralten Manuskripte" Heideloffs, das in dem Briefe vom 4. I. 1827 erwähnt wird, Anstoß zu nehmen; infolge der Säkularisation waren ja viele derartige Schätze in Umlauf gesetzt worden und konnten für billiges Geld erworben werden; jede Darstellung der Säkularisation gibt darüber Aufschluß. Freilich muß andrerseits gesagt werden, daß gerade damals viele sich um das Erfindungsrecht stritten; hier eine Entscheidung zu fällen, wäre bei aller anscheinenden Berechtigung der Ansprüche Keims zu gewagt.

Die Glasgemälde übrigens dürften die der Chorfenster der Nördlinger katholischen Kirche sein; denn Hoffstadt berichtet am 30. VII. 1828

an Riezler: „Die drei Fenster im Chor, 36 Schuh hoch, werden ganz bunt.“

Im Juli 1828 war Hoffstadt persönlich einige Tage in Nördlingen, um die Arbeiten in der Kirche zu überwachen (siehe Brief vom 21. VII. 1828), wie er ja auch schon in Ansbach den Bau eines Altars für diese Kirche geleitet hatte. Als weitere Aufgabe wurde ihm nun die Zeichnung zur Kanzel und zur Hauptthüre übertragen. Um Ostern 1829 konnten die Arbeiten abgeliefert werden. Hoffstadt schreibt im März 1829: „Diese Ostern wird in Nördlingen mein Altar nebst Kanzel und dem ersten der drey glasgemalten Fenster aufgestellt und eingesetzt. Zu diesem Zwecke ist der junge Keim[1]) gegenwärtig dahin abgereist. Ich möchte jetzt wohl auch dahin, allein ich muß die Leute in Memmingen[2]) fragen, zu wieviel Prozent sie ihre Kapitale herleihen wollen.“

In Anbetracht dessen, daß Hoffstadt Autodidakt war und daß er überhaupt nur in seinen Mußestunden sich derartigen Arbeiten widmen konnte, haben wir, schon was den äußerlichen Umfang anbelangt, ein unverächtliches Schaffen vor uns.

Dazu kam aber noch ein beständiges Streben, auch von anderer als bloß von der Stilseite her den Geist des Mittelalters sich anzueignen und für diesen Geist, weil er ihm deutsch und christlich erschien, unablässig zu kämpfen.

Es mögen hier einige der am meisten bezeichnenden Auslassungen Hoffstadts folgen: „Die gothische Baukunst“ (Brief an Beck 3. August 1827), „diese in unserem Vaterlande entstandene, auf unser Klima und Lebensweise berechnete Baulehre versteht heutzutag kein Mensch mehr. Wie eine ungeheure Hieroglyphe liegt die ungeheure Masse da, unbenützt. Aber warum? Weil etwa der Schlüssel verloren gegangen wäre? Gott bewahre! Unser welscher, verdrehter Sinn will nichts Einheimisches, er setzt die größte Ehre darein, Fremdes anzupreisen, und ist in gröbster Unwissenheit darüber, was teutsche Kunst war und seyn könnte. Es ist daher ganz einfach und natürlich, daß Leute, die sich in ihrem Leben niemals mit dem Studium des Gothischen beschäftigten, gar keine Ahnung davon haben, es auch nicht ins Leben führen können. Wenn wir wieder Teutsche würden, wenn unsere Bildung, der von frühester Jugend auf neben

[1]) Sohn des Baurat Keim, dem Hoffstadt lebhafte Neigung zuwandte und von dessen künstlerischer Zukunft er viel erwartete.

[2]) Dorthin war Hoffstadt inzwischen versetzt worden.

dem Katechismus die unbedingteste Verehrung alles dessen, was von Griechen und Römern herrührt, eingebläut wird, von Grund aus eine natürliche Richtung bekäme, die nicht ihren Stolz in der Kenntnis alles Fremden und der Unwissenheit alles dessen, was wir aus unserer teutschen Geschichte, wenn sie bearbeitet wäre, lernen könnten, setzt, kurz, wenn unser ganzes Zeitalter ein anderes wäre, dann würde es keine Schande seyn, teutsch zu bauen. Jetzt aber betrachten unsre hochgelehrten Weisen dergl. Träumerey, daß einem Teutschen einfallen kann, teutsch zu bauen, lediglich als eine überspannte Knabenidee, welche sie mit den langen Haaren und dem mißbrauchten Ausdrucke „altteutsch" in einen Sack hineinstecken. Im Ernste, es ließe sich ein Buch darüber schreiben, wie unsere herrliche, altteutsche Kunst durch die Griechen und Römer zu Grunde gerichtet worden ist. Ich muß recht lachen, wenn ich bedenke, wie die nemlichen Menschen, welche die griechische Baukunst bis in den Himmel erheben, den Klenze bis in die Hölle verwünschen. Ich habe mich während meiner hiesigen Anwesenheit durch die vielen, großen, ausführlichen Werke, die Baurath Keim über Griechenland besitzt (eine Anzahl kostbarer Kupfertafeln über alles, was zu haben ist) auf das innigste überzeugt, daß es unmöglich ist, echter und reiner in griechischem Style zu bauen, als es Klenze thut. Selbst das störende der zwei Giebel, die er am Fischerschen Theater angebracht hat, ist genau einem griechischen Originale entlehnt. Wenn ihr also tadeln wollt, so tadelt nicht den Klenze, sondern die Griechen! Mir sind sie längst beide zuwider gewesen."

Von derselben nationalen Auffassungsweise der kulturgeschichtlichen Entwicklung zeigt sich Hoffstadt auch in einem Briefe an Luise Wolf durchdrungen (9. Sept. 1827).

„Diese fremde, welsche Weise hat schon längst unsere einheimische Kunst, Bau-, Bildhauer- und Mahlerkunst verdrängt; anfänglich zu Dürers Zeit, durch den Reiz der Neuheit, dann durch Gewohnheit, und zuletzt durch Lehre und Erziehung, mit welcher von Jugend auf einem jeden der Respekt für Griechen und Römer, so wie in der Wissenschaft, so auch in der Kunst, sozusagen eingeprügelt wird. Bey dieser ausgebreiteten Weisheit, welche heut zu tage auch der ungebildetste besitzt, ist natürlich von einer teutschen Kunst keine Rede mehr. Ja, sie ist mit so manchem edlen und schönen zu Grabe gegangen. Was wollen wir auch, haben wir nicht allerliebste Genrebilder? Geben uns unsere Historienmahler (sie werden zwar zu zählen seyn!) nicht die ausgesuchtesten Akademiestellungen und welche

großartigen, niedrigen Bauwerke mit flachen Dächern entstehen nicht gerade in der Blüte unserer Tage? Ich bin der festen Meinung, daß die deutsche Kunst nicht mehr auferstehen wird, sondern daß, wenn es auch noch einzelne geben sollte, die ihrer würdig wären, diese nicht unserer, sondern der alten Zeit angehören. Die Menschen, das Leben, alles ist zusehr anders geworden. Es ist ganz recht, wir verdienen keine bessere Kunst als die, so jetzt feilgeboten wird."

Noch mehr für die Gotik begeistert wurde Hoffstadt durch den Ulmer Dom, den er nun in aller Genauigkeit studierte. Von seinem immer mehr gefestigten Standpunkt aus fällt er auch über Goethe ein scharfes Urteil (Brief an L. Wolf, aus Memmingen v. 26. I. 1830): „Es dünkt mich sonderbar, daß alle Welt nur italienische Kunstreisen machen will, und noch gar niemand auf den Gedanken einer teutschen Kunstreise gekommen ist, denn was einer nur gelegentlich hier und da im Vorbeygehen mitgenommen hat, und anders hat man die teutschen Kunstschätze bisher doch nicht behandelt, kann keine Kunstreise genannt werden. . . . Nach so langer, unendlich langer Zeit lese ich Goethens italienische Reise zum zweytenmale. Wiewohl ich zu den Kunstschätzen, die er beschreibt, keine Sehnsucht fühle: (die alten Italiener scheint er nur dem Namen nach zu kennen) so hat dieses Buch doch eine unbestimmte, große Reiselust in mir erweckt, die zu meinen engen Mauern schlecht genug paßt. Das weiß ich aber, daß wenn ich einmal reisen könnte, ich nur von einem teutschen Dom zum andern wandern würde. Voriges Jahr war ich nur vier Tage im Winter in Ulm. Sie haben keinen Begriff, was das für ein Gebäude ist. Die Nürnberger kleinen Kirchen kommen mir dagegen wie Modelle vor. Und welche köstliche alte Bauriße befinden sich in der Stadtbibliothek auf Pergamenth!

Grüßen Sie Fritz aufs beste: ich bitte ihn, mir zu sagen, in welchem Jahre der Aufsatz geschrieben worden ist, welchen er von Goethe besitzt über den Straßburger Münster, und der, wenn ich nicht irre, „Den Manen Erwins von Steinbach" überschrieben ist. Dieses möchte ich gar zu gerne wissen; denn der nemliche Goethe, der in diesem Aufsatz lauter Begeisterung und Entzücken athmet über den herrlichen teutschen Styl, spricht in seiner italienischen Reise, da er sich an die gothische Baukunst erinnert, von Tabackspfeifensäulen, die er nun Gott sey Dank! losgeworden sey! Diese Kunstgelehrten sind mir verhaßt. Goethe hat offenbar durch diesen Wiederspruch bewießen, daß er weder die Schönheit der teutschen noch der

griechischen Architectur gefühlt hat, und man wird versucht, alles für bloß modische Kunstaffectation zu halten! Wenn freilich der Aufsatz über den Straßburger Münster später als die italienische Reise geschrieben wäre, dann wäre Goethe gerechtfertigt."

Die in diesem Brief erwähnten Bauriſſe konnte Hoffstadt im folgenden Jahre leihweise aus Ulm erhalten, und er schildert in begeisterten Worten seinem Freund Beck die hohen Genüsse, die ihm das Studium derselben gewährte (Memmingen, 31. May 1831): „Endlich! endlich! ist es mir gelungen, von den Ulmer alten Bauriſſen einiges hieher zum Durchzeichnen zu erhalten. Ich habe vors erste fünf Stücke erhalten, Sacramentshäuschen und Monstranzen: „ecce panis angelorum!" Deine Arbeit selbst, alter Meister! ist mir Engelsbrod! welcher Fleiß, welche Liebe zur Kunst, die sich ausspricht in diesen, in reinster Harmonie gegossenen, künstlichen Linien. Man sieht die Punkte auf dem Pergamente noch, wo er den Zirkel eingesetzt hat. Ach! dreyhundert sechs und fünfzig Jahre sind verflossen seitdem, und ein Thor ist bemüht, in Deine ehrwürdigen Fußstapfen einzutreten — in einer Zeit, wo Deine Kunst nicht mehr verstanden wird, längst, längst verschollen ist! Ich kann diese ehrwürdigen verbleichten Pergamente und Blätter nicht ohne tiefe Wehmut betrachten! Möchten sie noch 356 Jahre alt werden, und alsdann in einer wieder teutschen Zeit verehrt werden!" Seine Begeisterung über den Ulmer Dom äußert er noch weiter in einem Brief an Luise Wolf vom 28. März 1831:

„Wenn, was Sie weder ableugnen können, noch auch hoffentlich wollen, die Kunst Ihr Beruf ist, wenn es, wofür ich Gott danke, immer mehr Ihre innige Überzeugung geworden ist, daß unsere teutsche Kunst, die zugleich teutsch und zugleich christlich ist, für uns die einzige ist, so daß wir die Antike (zufrieden mit dem Formensinn, den wir von ihr lernten) abschütteln müssen und, mit Vermeidung der sichtbaren Mängel unserer Alten, auf dem Wege, den sie wandelten, nur weiter vorwärts schreiten sollen; wenn dieses wirklich Ihre Ansicht ist, dann wäre es Sünde, wenn Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen, das Ulmer Münster zu sehen, so leicht darbietet, nicht benützen würden. Ich sage Ihnen, Alles, was Sie noch von teutscher Architektur gesehen haben, ist nichts im Vergleich mit dem herrlichen Münster zu Ulm. Und wiewohl er von den modernen Kritikern als zu verziert getadelt wird (es ist wahr, daß er zur Periode des reichsten, verschlungensten Styles gehört), so

gehört er doch zu den Gebäuden vom I. Rang, und steht neben Kölln, Straßburg, Freyburg, Wien. Ich aber will nicht behaupten, welches von diesen Gebäuden den Vorzug verdient, nachdem diese Kunst der Künste in Verfall gerathen, und ihre höchste Vollendung sicherlich noch nicht erreicht hat."

Das genaue Studium des Ulmer Doms mag wohl die einzige große Freude gewesen sein, die Hofstadt in Memmingen beschert war; er lebt in völliger Einsamkeit dahin und schüttet nur zuweilen sein übervolles Herz in Briefen an die Münchener Freunde und namentlich an Luise Wolf aus. Die altertümliche schwäbische Stadt bot seinen Blicken allerhand Merkwürdiges, und er berichtet darüber an Beck (3. II. 1829): „In Memmingen haben sich die Meistersänger seit den Zeiten der altteutschen Meistersänger bis jetzt erhalten. Ich habe ein Art Stammbuch dieser Zunft vor mir, in welches eine Nachricht von 1671..... handschriftlich eingetragen ist."

(7. X. 1829)... „In diesem wahrhaft peinlichen Zustande [der Verlassenheit] habe ich mich vor etlichen Tagen in eine Marionettenkomödie verfügt, welche ein durchreisender Künstler, respektive Feuerwerker, ganz allein, und noch dazu mit einem Auge spielte. Eine Stiege führte zu diesem Schauplatze, welche so lange war, daß sie wie die Engelsleiter aussah, die in einem biblischen Traume in den Himmel führte. Auf dieser Leiter gelangte man in einen hölzernen, dunkelbraunen Saal, welcher sich bey näherer Besichtigung als gothisch erwies, mit reich verzierter Thüre und einem Wandkasten, dessen Thüren altteutsche Bilder schmücken. Von diesen Herrlichkeiten war jedoch nur so viel zu sehen, als vier Lichter in einem Saale zuließen. Das Auditorium bestand, wie sich Meister Junge [ein Erlanger Student] ausdrücken würde, aus Lumpengesindel, das Orchester aus einer Orgel, und die Lichter wurden mit der Schere geputzt. Der Vorhang geht auf, und Hanswurst zeigt sich dem Volke. Dieses war der erste, ächt teutsche Hanswurst, den ich je sah, und ich wette darauf, daß seine die übrigen Collegen weit übertreffende Figur gewiß 200 Jahre wenigstens alt ist. Ich hätte nichts gewünscht, als von diesem bayrischen Feuerwerker einen Schwank von Hans Sachs aufführen zu sehen. Meine einzige Lektüre ist gegenwärtig Hans Sachs. Er hat herrliche altteutsche Sujets, Sagen, Heldenmären u. dgl. Seine Schwenk und Ränk sind unvergleichlich, hingegen das, was er vielleicht für das beste gehalten hat, das langweiligste, nämlich die antiken Geschichten, obwohl er eine erstaunliche Belesenheit in

den alten Classikern haben mußte..... Er hat leicht die halbe Bibel, langt nicht, in Versen übersetzt."

Aber trotz dieser gelegentlichen kleinen Abenteuer blieb Hoffstadt seinem abgeschlossenen Leben treu und widmete jede freie Minute der Kunst. (26. II. 30:) „Zwar ist es richtig", gesteht er, „daß ich, um in meinen ewigen vier Mauern zuletzt nicht ganz närrisch zu werden, manchmal in das Wirtshaus gehe und Taback rauche, denn irgend eine Zerstreuung ist bei meiner Lage notwendig. Aber mit meiner Lustigkeit, da sieht es unlustig genug aus: ich erinnere mich, das jemand vor Kurzem hier als etwas außerordentliches und seltenes die Bemerkung machte, er habe mich lachen sehen." (29. V. 1830:) „Was ich früher für unmöglich gehalten, habe ich nun möglich gemacht. Ich stehe um 5 Uhr auf. Es wird bis 9 Uhr gezeichnet. 9—12 Stadtgericht. 12—1 Uhr Essen. 1—2 Etwas lesen, 2—3 Zeichnen. 3—6, oder wenns glücklich geht, bis 5 Stadtgericht. Von da bis 8 Uhr Zeichnen, 8—9 Spazierengehen. 9 Uhr zu Hause etwas essen; dann noch lesen und längstens $^3/_4$10 Uhr zu Bette."

In dieser nur durch die Kunst erhellten Einsamkeit hofft der Verlassene sehnsüchtig auf eine Zeit, wo er sich mit seinen Freunden ganz der Kunst werde widmen können und wird nicht müde, ihnen immer von neuem sein Preislied auf altteutsche Kunst und altteutsches Wesen anzustimmen. So schreibt er an Luise Wolf (7. X. 1829): „... So hab ich doch die Aussicht noch nicht aus dem Gesichte verloren, nach der wir einst zusammen an einem Ort ungestört der Kunst und Natur werden leben können. Halten wir geduldig aus, bis wir aus unserm Schiffbruch doch noch wenigstens dieses Brett retten, auf dem wir ausruhen wollen, uns erzählend, wie schön einst das untergegangene Schiff war, als es noch lustig die Wogen durcheilte.... Ich bin, ich muß es nur gestehen, in der letzten Zeit etwas mehr buntscheckig geworden, als es der geltende Geschmack erlauben will. Übrigens ist es doch auch ein komisches Ding um diesen Geschmack, der nächste beste Kamerad meint wunder, wie gebildet er sey, wenn er sagen kann, daß viele schöne Farben nebeneinander geschmacklos seyen, und die Kunstgeschichte bezeichnet sogar die Buntschäckigkeit als die Kindheit der Kunst, während doch fürwahr Erwin v. Steinbach kein Kind, sondern ein Riese war. Übrigens dürfen Sie doch nicht erschrecken, ich drücke mich gern ein wenig grell aus: alle Regenbogenfarben setze ich nicht nebeneinander." (15. I. 1830:) „Sie haben recht, daß das teutsche mehr als das griechische und römische sich

bemühen muß, in der vollendetsten Form aufzutreten, sonst wird das Vorurteil, altteutsch und verzeichnet seien Synonyma, niemals verschwinden. Und doch ließen sich alle diese Ansichten so schön vereinen! Die besten teutschen Mahler zwar, wie deren einige die Boisserésche Sammlung aufzuweisen hat, waren gewiß keine solche, die sich mit dem Verzeichnen beschäftigt haben ... Soviel ist gewiß, daß wir das kleinste Fragment eines zerbrochenen antiken Armes aus dem Fundamente kennen, daß uns alle Werke der Alten, auch jene aus schon gesunkenen Kunstperioden, aus tausendfältig bis jetzt wiederholten Ausgaben in Groß- nnd Kleinfolio auf das genaueste bekannt sind — und daß wir auf der andern Seite von den Schätzen unserer Vorfahren nur sehr weniges, nur einiges kennen. Es ist mir schon mehr als einmal begegnet, daß ich in dem Winkel irgendeiner Kirche sprachlos auf die sinnige Gestalt eines steinernen Mannes stieß, welchen niemand kennt, während, wenn er griechischer Abkunft sein würde, jeder Schüler des Lycäums im Examen auffagen würde, wieviel er Haare auf dem Kopfe hätte. Doch ungeachtet wir die Werke unserer Vorfahren zu wenig kennen, als daß wir gründlich über solche urteilen könnten, will ich gleichwohl zugeben, und bin es auch überzeugt, daß wir die Richtigkeit der Verhältnisse des menschlichen Körpers, dasjenige, was wir Figurenzeichnen nennen, nächst der Natur am besten aus den Antiken lernen können. Formenschönheit mögen sie uns denn lehren; aber wenn wir es gelernt haben, dann sollen wir wieder zur teutschen Weise zurückkehren und mit diesem eroberten Schatze da weiter vorwärts schreiten, wo unsere Vorfahren stehen blieben." (29. V. 1830:) „Wären die altteutschen Maler der letzten Periode auf ihrem Wege geblieben, so gäbe es noch teutsche Kunst, und vielleicht eine noch höhere als jene von uns an den alten Meistern bewunderte. So aber hat man fremde Wege eingeschlagen, und ist darüber auf so viele Abwege geraten, daß seither alles in der Irre herumläuft und den rechten, alten Weg nimmer hat finden können!"

Nach einer Molkenkur in Appenzell reiste Hoffstadt über Konstanz zurück und berichtet über seine dortigen Eindrücke: „Constanz, 30. August 1830..... Ich hätte nicht geglaubt, daß ein gothisches Kunstwerk mich so traurig machen könnte, wie der hiesige Dom. Unausgebaut, das Ausgebaute durch Verwitterung des nicht günstigen Sandsteins, durch frühere Feuersbrunst, und durch neueste Restauration und Demolierung möglichst verschimpfiert, steht das ehrwürdige Werk

groß aber trübe da, kömmt mir vor, wie ein großer Dichter, der verhungern muß aus Armuth. Man ist so schändlich umgegangen mit diesem Kunstwerk, und tut es noch zur Zeit, daß ich mich recht dankbar an die Alterthumsliebe unseres Königs erinnerte. Die schönsten Basreliefs und gothischen Bildhauerarbeiten, womit das Innere des Domes reich geschmückt ist, hat man alles (herrlicher Stein) von unten bis oben dick verweißt, und 3 Theile eines köstlichen Kreuzganges mit alten Frescomalereien weggerissen, damit keine Unterhaltung nothwendig ist. Innen und außen eine Ruine! Doch wozu sich ereifern? ist es doch uns längst bekannt, daß alte Kunst, und die, so ihr anhängen, verkannt und verhöhnt werden. Muß es nicht vielleicht so seyn? wird nicht das gute auch in allen anderen Richtungen außer der Kunst eben so verkannt? Wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreutz auf sich, und folge mir nach! Ich kenne keinen schöneren Spruch in der ganzen Bibel!"

Unserm Hofstadt war die Gabe der Begeisterung und glühenden Schaffenslust, der hohen Einseitigkeit des Künstlers beschert. Er konnte darum nicht verstehen, wie andere für das altdeutsche Wesen zwar Partei nahmen, ohne sich ihm jedoch völlig und ausschließlich hinzugeben, und er wartete sehnlich auf die entscheidende Wendung in der Gesinnung seiner Freunde. „Nur kein Schwanken zwischen Teutsch und Antik!" schreibt er am 18. und 19. X. 1830 an Luise Wolf. „Man kann nur eines oder das andere ausgezeichnet, beides aber nur schlecht sein . . . Nur noch einem traue ich diesen Willen zu, und dieser ist der junge Hermann Keim. Dieser ist aber noch allzu jung, und ob er seither auf dem rechten Wege geblieben ist, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Drum wünschte ich so sehr, daß er nach München, und in Ihre Nähe käme. Er verdiente es, Sie kennen zu lernen und in die Schule Ihrer Gesinnungen zu treten.

Was Schwanthaler betrifft, so weiß ich zwar, daß er der Mode huldigt, und sich mit Broterwerb entschuldigt, indem er mir stets die altteutsche Seite zukehrt. Es mag sein, daß er nicht genug Stärke besitzt. Er ist eine ehrliche, vielleicht rauhe Seele, aber mit seinen Kenntnissen der Formen und seiner technischen Ausbildung, was könnte er leisten, wenn er einst ausschließlich mit dem Geiste der Alten sich befassen würde. Daß er es nicht thut, ist zum wenigsten nicht seine eigene Wahl. Vorderhand sind wir beyde freilich die einzigen gleichen Strebens, darum wollen wir desto getreulicher aneinander ausdauern! Was Fritz [Beck] betrifft, so wird schon noch eine Zeit

kommen, wo er sich ganz entscheiden wird. Geben Sie acht, wenn er jetzt die Hohenstaufen durchlesen hat, wird er wieder teutscher reden. Jedenfalls wird Ihre Nähe ihm wohlthun!"

An Beck selbst richtet Hoffstadt folgende Mahnung (13. und 14. April 1831): „Ich gehöre vielleicht zu denjenigen, die es zwar gut meinen, aber sich mehr zutrauen, als sie zu erfüllen nach ihren Kräften im Stande sind; Du aber würdest Deine gute Meinung sicherlich durch entsprechende Thaten zu rechtfertigen wissen, wenn Du Dir nicht zu wenig zutrautest. Betrachte alle Bildung unserer modernen Cultur weit um Dich herum! ist sie etwas anders als eine buntschäckige Musterkarte ohne Einheit und Harmonie? Nichts fehlt als Zusammenhang und nationales Element — folglich alles! Mich dünkt, wenn wir anders von antiker Wissenschaft und Kunst etwas erlernen konnten, so müßten wir dies längst schon erlernt haben. Wozu soll dieses ewige Aufrühren und Wiederkäuen des in seiner Art zwar gewiß einzigen und anerkannten — aber dennoch heydnischen Sauerteiges führen? Darum sollte jeder, der ein Teutscher ist, und Kraft in sich fühlt, es sich begnügen lassen, daß er in seiner Jugendperiode die antike Bildung durchgemacht hat, und nun in der reiferen und männlichen Periode, in der er selbst zu wählen hat, das Teutsche wählen.

Diese Wahl sollte doch fürwahr einem Teutschen nicht schwer fallen? und wahrlich, wenn man nur erst einmal angefangen hat, fährt man schon selber gerne fort. Dieß gilt gleich von jeglicher Kunst, jeglicher Wissenschaft, jeglichem Zweig teutscher Bildung. Hiebey habe ich mich aber stets gegen die todte Nachmacherey der sogenannten Altteutschen zu verwehren gesucht; denn mit dem Ergreifen teutscher Gesinnung ist nicht Nachbildung, sondern Ausbildung teutscher Art und Weise gemeint. Um aber zu dieser Ausbildung zu gelangen, müssen wir zunächst freylich von dem Standpunkte ausgehen, wo wir uns cca. 1500 befanden. Haben wir durch die Antike wirklich etwas gelernt, was sich mit teutscher Art und Weise, mit dem Christenthume verträgt, nun, dann wird dieses schon von selbst unserer teutschen Ausbildung, auch gegen seinen Willen, dienen müssen."

Auch in der Literatur seiner Tage vermißt Hoffstadt das deutsche Wesen: „Unsere Dichter kommen mir komisch vor", schreibt er aus Memmingen am 11. November 1831 an Beck. „Alle ihre Werke sehen aus, als wenn sie aus dem Griechischen übersetzt wären. Goethe hat sich zwar mehr, ich will nicht gerade sagen, auf die teutsche, aber

doch auf eine natürliche, von fremder Nachahmung entfernte Seite geneigt. Derjenige, der eigentlich teutsche Dichtung wieder aufleben macht, muß erst noch kommen, und wie schön wäre es, wenn Du dieser wärest." Er fährt dann in demselben Briefe weiter: „Die Lesung Raumers Hohenstaufen wird Dich gewiß teutsch stimmen. In der Wissenschaft wie im Leben hängt alles von der einen umgebenden Gesellschaft ab. Wer nichts als Classiker liest, wird am Ende freylich nichts anderes gelten lassen. Die teutsche Welt aber ist uns Teutschen noch gar nicht hinlänglich bekannt, wir müssen sie erst wieder erobern." (29. V. 1830 an Luise Wolf:) „Ich habe gestern den Sternbald — ich setze bey: zum ersten male — ausgelesen. Vieles im zweyten Theile — wie Sie auch schon andeuteten, — hat mir nicht behagt. Es ist freilich leider nicht zu leugnen, daß der Mensch zweyerley Naturen in sich trägt, eine sinnliche und eine übersinnliche, weshalb einige Irrlehren, falsch zwar, doch nicht bedeutungslos, zwey Seelen im menschlichen Körper behaupteten, eine gute und eine böse. Was nun Tieck sagt in jenen Stellen des zweiten Theiles, ist zwar alles ganz natürlich, und wenn Sie wollen, auch wahr, allein ich finde es durchaus unrichtig und verabscheuungswert, dgl. Bilder, zu denen sich die Imagination vielleicht verirren mag, einem gedruckter aufzudrängen, uud einen so gewaltsam aus den guten Kunstgedanken hinauszuwerfen. Und doch, wenn ich wieder bedenke, daß kein Gegensatz gegeben werden mußte zwischen teutschem und italienischem Leben, zwischen teutscher und italienischer Kunst, so hat vielleicht doch alles so seyn müssen, und mein ganzer Unwillen über jene Stellen löst sich am Ende in der Überzeugung auf, daß ich italienisches Leben und Kunst zwar verführerisch finde, aber dennoch unanständig für einen teutschen Künstler. (Versteht sich, daß ich die alten Italiener vor Raphael nicht meine: diese sind mit uns verwandt, werden aber in der Regel eigentlich nicht genannt, wenn man von der vermeintlichen rechten, italienischen Kunst spricht!) Tieck hat zwar, wie mirs scheint, Italien siegen lassen. Doch hat denn Italien nicht wirklich gesiegt? Gewiß, so ist es den armen teutschen Mahlern ergangen, die Italien besucht haben; den teutschen Sinn haben sie mehr oder weniger verlohren, und Italiener sind sie doch nicht geworden! Aber welchen Schatz enthält nicht das Buch an Kunstgedanken! Die köstlichsten! Das Ineinanderfließen von Religion und Kunst — wie herrlich ist nicht hierauf hingewiesen: und es ist nur zu wahr, das höchste in der Kunst zu erreichen, kann nur dem besten Menschen gelingen.

Die Welt zieht ab und erniedrigt die Kunst. Die Kunst aber zieht ihre Auserwählten zu sich hinauf und läutert und reinigt sie. Doch wird nicht Lieb', Religion und Kunst eines?

Von den ganz herrlichen und vielen Liedern hat mich besonders eines: „Die Phantasie" wunderbar erregt. Zu diesem Liede, wie der alte Phantasus plötzlich aufthaut in seinem Mantel, dem faltenreichen, während Vernunft und Verstand eingeschlafen sind, muß ich, muß eine Zeichnung machen; ich schäme mich nicht, wie der Mensch des Gedichtes, im Angesichte des Verstandes, sondern schwöre trotz ihm zur Fahne des greisen Phantasus! Ich werde Ihnen die Zeichnung schicken, der phantastische Alte hat mich ganz umfangen mit seinen magischen Weisen!"

Mehr aber als zu den modernen Dichtungen zog es Hoffstadt zu den Denkmalen der altdeutschen Zeit selbst; so berichtet er von der Lektüre des Nibelungenliedes (Brief an Beck, Ansbach 11. Dezember 1827): „Das Nibelungenlied las ich auch erst kürzlich wieder, in zwey Tagen ganz durch. Du hast recht, die Eingangsverse erregen einen eignen Zauber, die ganze alte Mähr kennen zu lernen, so wie uns die fernen blauen Alpen anziehen, in dies wundervolle Land näher einzudringen. Ich freue mich in dieser Hinsicht sehr auf die Zurückkunft des Hammelburger Geheimenraths Lang, welchen ich auf meiner letzten, mit ihm gemeinschaftlichen Münchnerreise näher kennen lernte. Ich werde durch ihn ein paar aus Manuscripten noch nicht sehr lange neu herausgekommene alte Heldendichtungen kennen lernen, welche er in der Dichtung noch höher stellt als das Nibelungenlied; und als Geschicht-, Archiv- und folglich auch Altesprachkundiger hat er wohl hierin eine Stimme. Das eine heißt Wigalois, von 1212, und das andere, wie ich mich zu erinnern glaube, Iwain oder ein anderer ähnlicher Name."

Ein andermal hat Hoffstadt eine alte, fünfbändige Quartausgabe des Hans Sachs aufgetrieben, und berichtet dem Freunde darüber (Memmingen, 24. September 1829): „Ich habe jetzt eine Lektüre in der Hand, die mir ungemein zusagt, nämlich: ‚Mancherley Artliche Newe Stuk, schöner, gebundener Reime in drey unterschiedliche Bücher abgetheylet: Inhaltent: Tragedie, Comedie, wahrhaffte schöne Historien, Geistlich und Weltlich: Item, schöne Gespräch, Merckliche Ritterliche Thaten hoher Personen, gewaltige Kriegsübungen, Viktorien und Niderlag großer Potentaten usw. usw. 1616."

Oft bedauert Hoffstadt in seinen Briefen, daß alles, was aus der Antike stammt, gesucht, gekannt und bewundert werde, während

die herrlichen Reste deutscher Vergangenheit in den Bibliotheken vermodern. (Brief an Riezler, Memmingen 28. II. 1828:) „So habe ich heute, nur im Fluge, einen wahren Schatz von Incunabeln in der Buchsheimer Bibliothek gefunden. Wegen Kälte und Zeit konnte ich mich nicht lange aufhalten, und doch waren unter den Büchern, nach welchen ich auf gut Glück griff, ein Manuscript mit Mahlereyen von 1323, ein Traumbuch von 1511, bei welchem sogar alle Ränder mit anmutigen Arabesken angefüllt waren . . . .“ Dieselbe Klage stimmt er an in einem Briefe an Beck (Memmingen, 8. Oktober 1829): „Die Teutschen waren ehedem reiche Leute. Seit sie aber den antiken Schätzen nachjagten, haben sie ihre eigenen verlohren. Denn was von teutscher Literatur und Geschichte noch bekannt ist, ist wahrlich nicht allzuviel! Ich habe seit mehreren Jahren die Erfahrung gemacht, welche Massen von Manuscripten und seltenen Incunabeln es an manchen Orten, trotz so vielem Mißgeschick, noch giebt, und wie alle diese Schätze unbenützt daliegen, theils weil den Gelehrten die Schrift zu schwer zu lesen ist, theils weil sie nicht wissen, wo diese Sachen sich befinden. Schon vier solche unbekannte Bibliotheken habe ich in hiesiger Gegend gefunden. Bernhard hat wahrscheinlich nur von der Buxheimer gehört, die auch neuere Werke hat. Ich gehe grade einen Katalog, einen geschriebenen, von Werken der ehemaligen Kreutzherrenbibliothek dahier durch, in der es von Jahreszahlen 1400 und 1300 wimmelt.“

Kurz und bündig spricht Hoffstadt einmal sein Urteil über alte und moderne Literatur aus, wenn er an Beck schreibt (16. März 1834): „Fahre nur fort alte Sachen zu lesen. Alles treffliche neue, was man lesen könnte, wenn es desgleichen gäbe, verdirbt mehr, als eine einzige unorthographische Zeile des fünfzehnten oder eines früheren Jahrhunderts gut macht.“

Dieser durchaus einheitlich gerichtete Geist würdigte die Literatur von seinem romantischen Standpunkt aus, und wir verstehen es, wenn er sich bei Tauler und Thomas v. Kempis aufrichtet und über die Gottverlassenheit und Jämmerlichkeit der Gegenwart erhebt. Er erreicht die erhabene mystische Höhe, die den großen Meistern des Mittelalters beschieden war: Kunst und Religion wird ihm Eins, und um so schwerer leidet er unter dem Kummer, nicht sein ganzes Leben im engen Zusammenwirken mit Gleichgesinnten ganz und gar seiner Kunst widmen und so die herrlichste Vergangenheit heraufbeschwören zu können.

(Brief an Luise Wolf vom 19. I. 1831): „Ich habe dieser Tage ein Bruchstück gelesen aus einem alten Manuscripte von Lorenz Ghiberti. Der erzählt von einem alten teutschen Meister aus Kölln, der in Italien Zierde und Vorbild von Kunst, vorzüglich Bildhauerkunst geworden sey..... Bin ich nicht ein unglücklicher Mensch! Ich bin um vier Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen, und möchte doch nicht früher geboren sein. Ich führe statt des Zirkels die Feder und mein Unglück ist doch mein Glück! wo ist hier Rettung als in der Kunst, von deren Pforten ich unbarmherzig abgewiesen werde? wohl könnte mir eine Stimme erwidern: in der Religion. Aber Religion und Kunst fließen bei mir in eins zusammen. Wenn sie nicht eins wären, wie konnten sonst unsre alten Meister daseyn?... So gewiß als teutsche Kunst nur mit teutscher Würde und Sittlichkeit bestehen konnte, so gewiß und gelähmt liegt sie darnieder, da wir weder Sittlichkeit noch teutsches Wesen in teutschen Landen mehr erblicken. Wo also dies Fundament fehlt, wie könnte da jenes bestehen, welches als die letzte höchste Spitze des Gebäudes betrachtet werden muß; welches auf diesem Fundamente ruhen muß? Leider, leider scheint es nur noch einzelnen vergönnt zu seyn, in der alten teutschen Kunstweise fortleben zn können. Ich habe keinen andern Wunsch mehr für diese Welt, als daß diese wenigen noch zusammen leben und zusammen schaffen möchten können! Alles, was ein Mensch empfinden kann, der einst glücklich war, und nun sich zur Kunst geflüchtet hat, um da Rettung zu suchen, wo er sich aber auch wieder verlassen fühlt, und bedenkt, daß beyde, die geliebten Menschen, und die alten Meister der Kunst uns für diese Erde nicht mehr angehören, daß er nicht der Gegenwart, nicht der Zukunft, nur der Vergangenheit angehören kann, und ihm dann zuletzt Religion und Kunst in einem Punkte zusammenfließen, der beinahe außerhalb liegt der Grenzen dieser Zeitlichkeit, — alles liegt in der herrlichen, religiösen Darstellung Ihrer Magdalena, und glauben Sie mir, daß wenn auch niemand, doch ich den Sinn zu deuten gewußt habe, der darin liegt! Ich gebe die Hoffnung noch immer nicht auf, daß wir einst noch selbander zeichnen und klagen werden können."

Noch im Jahre 1831 ging dieser Wunsch in Erfüllung. Hoffstadt wurde nach München versetzt.

Eine Persönlichkeit so voller Schöpferdrang und Organisationsbedürfnis wie Hoffstadt war wie dazu geschaffen, mit seinem brennenden Feuer die Begeisterung in den Herzen der anderen Freunde

des Mittelalters in hellen Flammen auflodern zu lassen und der neugegründeten Gesellschaft „von den drey Schilden“ immer frische Anregung zu geben. Haben wir in ihm den begeisterten Propheten kennen gelernt, so wird uns das folgende Kapitel einen bekehrten und gläubigen Jünger aus diesem Kreise zeigen.

III. Kapitel.

Friedrich Beck.

Doch Eins bedarf er, soll sein Bestes reifen,
Daß ihm, wo immer er die Heimat wähle,
Ein Herz, das ihn versteht, ein Freund nicht fehle.
Beck.

Christian Friedrich Beck entstammte einer Beamtenfamilie, die ihren Ursprung im Österreichischen hatte.[1]) Sein Großvater Johann Nikolaus Beck diente dem Fürsten Öttingen in einer mir nicht näher bekannten Stellung juristischen Charakters.[1]) Sein Vater Karl Theodor Beck (1767—1830), Großprioratspfleger des Johanniterordens, kam 1809 als bayerischer Landrichter nach Innsbruck, wo er durch sein mildes versöhnliches Auftreten eine glückliche Tätigkeit entfalten konnte;[2]) 1815 wurde er nach Neuburg a. D. versetzt. Karl Theodor Beck zeigte schon als Würzburger Student seine poetische Begabung durch ein kleines Bändchen „Ernst, Gefühl und Laune“ (1784), später durch seine „Lieder“ (1786) und seine „Gedichte“ (1789). Auch befaßte er sich mit der englischen Sprache und Literatur, ja, eine Korrespondenz verrät uns mit Sicherheit, daß er zuweilen in englischer Sprache dichtete. Durch die Gründung des „Baldevereins“ in Neuburg[3]) bewies er ebenfalls sein Interesse für die Poesie, und es liegt darin wohl auch ein Zeugnis für seine Hingabe an den Katholizismus, die der Vater auch durch seine Freundschaft mit Fritz Stolberg und dem Bischof Michael Sailer nährte und dem Sohne vererbte. Sailer verfolgte auch, wie wir aus Briefen wissen, das Heranwachsen der Kinder des Hauses Beck mit gütiger Teilnahme. Ob Karl Theodor Beck Mitglied einer der in jener Zeit so zahlreichen religiösen Sekten

[1]) Mitteilung von Hyacinth Holland. Außerdem dienten als Grundlage für dieses Kapitel die „Beckiana“ der Bayer. Staatsbibliothek in München.

[2]) „Deutsche Heimat“, Konstanz 1886, Nr. 25.

[3]) Sarreiter in d. Palatina (Beiblatt zur Pfälzer Zeitung) 1886, Nr. 111.

war, wissen wir nicht; jedoch existiert ein Brief Sailers an ihn mit der Adresse: „Herrn K. Th. Beck, Hochwohlgeboren und Wiedergeboren". Auch fand der als Haupt der „Erweckten Brüder" [1]) vielfach gemaßregelte und verfolgte Pfarrer Boos im Jahre 1798 vorübergehend ein Unterkommen bei Beck in Ebersberg, von wo ihn Sailer weiter in Sicherheit brachte. In freundschaftlichem Briefwechsel mit Karl Theodor Beck stand ferner die Gräfin Auguste Stolberg, die Mutter der beiden Grafen Christian und Friedrich, und Fritz Stolberg war auch der Taufpate unseres Friedrich Beck, der am 20. Juni 1806 zu Ebersberg, dem alten Klostersitze, das Licht der Welt erblickte und nach Stolberg Christian Friedrich genannt wurde. Er wuchs in Tirol, dann später in Neuburg a. D. heran und absolvierte 1822 das dortige Gymnasium. Besonders liebte und übte der Jüngling damals die Mal- und Zeichenkunst, was ihm schwere Kämpfe kostete, als er mit 16 Jahren die Universität München bezog, um dort nach dem Willen des Vaters klassische Philologie zu studieren.

In München hatte Fr. W. Thiersch 1812 ein philologisches Institut errichtet und strebte mit allen Kräften darnach, das klassisch-philologische Studium zu vertiefen und zum möglichst alleinigen Bildungsprinzip zu machen. Man kann sich nun ohne Mühe vorstellen, wie diese neuhumanistischen pädagogischen Ideale von Thiersch auf einen jungen Landschaftsmaler wirken mußten, der Goethe und Shakespeare liebte und von einem freien Künstlerleben träumte! Ein geradezu wütender Erguß an seine Lieblingsschwester Wally legt von dem damaligen Gemütszustand Becks Zeugnis ab:

„23. April 1825.

Wenn du wüßtest, welche Qual mir dieß einwöchige Studium der Philologie macht, würdest Du mir wohl Recht geben. Heute war ich in der Disputation; stell Dir ein dunkles Zimmer mit neuen Schulbänken vor, darin eine Anzahl blasser, bebrillter, schweigender Menschen, mißgeschaffen zum Theil, alt, mit Backenbärten, Leute, die eine Stube voll Kinder haben könnten, denen sonst nichts übrig blieb als Philologie zu studieren, als ein coup de désespérance, oder schmeichelnde Tröpfe, die dem Thiersch den Speichel lecken; dann diesen selbst, wie er hereintritt, mit dem erkältenden, falschen Blick, wie dann über 1 oder 2 Worte eines Tacitus oder andern ehrwürdigen Alten eine Stunde lang disputiert wird, hirntödtend, jede feinere Nerve des Gefühls abstumpfend. Lieber ein Schreiber in

[1]) Silbernagel S. 85 ff.

einem Patrimonialgericht! Als ich mit einem Philologen nach Hause ging, erzählte mir dieser, wie er den Tag verfluche, wo er nach München gekommen und Philologie studierte .....

Gegen Thiersch habe ich solchen Haß, daß ich ihn vom Katheder schießen könnte; ich hasse sonst niemand; seine anfängliche Freundlichkeit ist nur, um seine Opfer zu verlocken, und dann, wenn er sie in seinen Schlingen hat, desto gröber und tyrannischer zu behandeln....“

Da der Brief doch im 5. oder 6. Semester geschrieben wurde, so scheint er aus tieferen Gefühlen herausgeboren zu sein als nur aus dem Aufbäumen des Anfängers gegen den ungewohnten Zwang. Später werden wir ja sehen, wie der ungebärdige Lehrling zum würdigen Meister der Philologie, der aufsäßige Hörer ein treuer Anhänger Thierschs, kurz der Saulus zum Paulus wurde, wie er den ihm unvereinbar scheinenden Gegensatz zwischen dem Studium der Philologie und seinen künstlerischen Neigungen schließlich zu überbrücken und neue Anregung aus ihm zu gewinnen wußte.

Doch nicht so rasch ebbte dieser stürmische Trieb nach Freiheit in der Seele des jungen Beck ab; noch im Februar 1827 schreibt er seiner Schwester Wally:

„München, Februar 1827.

Kein Bild des Ruhms und des Ehrgeizes lebt mehr in meiner Brust und widerstrebend gebrauche ich die wenigen Mittel, die mir zu Gebothe stehen, und die ich anzuwenden suche, um meine Existenz zu sichern; hab' ich dieß erreicht, so werf ich freudig diese Theaterfesseln ab, die ich innerlich verachte und welche mir die schönere und heiligere Gestalt der Poesie entrücken, die meiner Seele wie ein stilles Heiligthum vorschwebt. Ihr und der Kunst und denen zu leben, die ich mein nach dem schönsten Sinne dieses Wortes nennen darf, darauf beschränken sich meine Wünsche, dahin geht mein Streben, das mir täglich klarer wird ..... Mein Stück ist abgeschrieben und muß nur gebunden werden.“

Aus diesem Brief ersehen wir auch, daß nun neben der Landschaftsmalerei auch die Dichtkunst den Geist Becks zu beschäftigen begonnen hatte, wie uns ja aus der Jugend vieler künftiger Dichter — man denke nur an Gottfried Keller — ein lebhaftes, oft quälendes Schwanken zwischen der Neigung zur Malerei und dem inneren Beruf zur Dichtkunst bekannt ist. Das Stück, von dem Beck hier spricht, hieß „Alfred“ und behandelte die Geschichte Alfreds von England. Im gleichen Jahr, in welchem „Alfred“ vollendet wurde, waren im Kunstverein

zwei Ölbilder unseres Beck ausgestellt: „Gebirgsgegend, im Hintergrund das Meer", und „Ein Burghof".[1]) Als Quelle des „Alfred" hatte Beck unter andern auch Rapins Geschichte von England benützt. Das Schauspiel bringt in fünf Aufzügen die bekannte Episode aus dem Dänenkrieg, wie Alfred sich in der Verkleidung eines Spielmanns als Kundschafter ins dänische Lager begiebt.[2]) Für Beck scheint dieses Stück auch insofern wichtig gewesen zu sein, als es ihm eben das Interesse Thierschs verschaffte und der Umgang mit diesem Manne ihm doch auch die klassische Philologie sympathischer machte. Thiersch besprach mit ihm den Alfred:

(1827.)

„Thiersch geht mein Stück noch immer mit der größten Strenge durch, wobey ich sehr viel lernen kann; überdieß war ich auch nahe daran, wie ich jetzt erst sehe, im Dramatischen eine ganz falsche Richtung zu nehmen und werde künftighin mit mehr Vorbedacht zu Werke gehen." [Läßt sich griechische und lateinische Bücher schicken, Goethe, Shakespeare und sein Malzeug.]

Auch auf dem Gebiete der romantischen Novelle hat sich Beck damals versucht; aus dem Jahr 1823 ist uns der Entwurf zu einer solchen erhalten. Heinrich Tiefenthal, der Titelheld, lebt mit Vater, Schwester und einem Freund Caesarion in dem Örtchen Hochheim. Er bezieht später die Universität und begegnet einer schönen Jungfrau mit einer häßlichen Alten. Als diese einmal abwesend ist, sucht er die Jungfrau auf, sieht alle ihre Schätze und Herrlichkeiten — da ertönt ein Donnerschlag, die Alte erscheint, Tiefenthal muß einen Sehnsuchtstrank trinken, der ihn in Wahnsinn und Tod treibt. Außer diesem Entwurf plante Beck noch eine Novelle „Der Zigeuner" und „Mitteilungen aus den Tagebüchern eines Verstorbenen." Diese Versuche des 17jährigen sind nur insofern zu beachten, als sie in späteren Jahren ihre Fortsetzung in einer größeren romantischen Erzählung finden sollten, von der noch ausführlich zu reden sein wird. Bedeutsam ist, daß trotz aller ursprünglichen Gegnerschaft gegen das Wesen der Romantik schon hier eine Saite leise erklingt, die erst nach einem Dezennium voll ertönen sollte. Freilich wurden aber die Jünglingsträume und künstlerischen Freuden unseres Beck von nüchternen Sorgen um eine Anstellung zeitweise verdrängt.

[1]) Unter den Ausstellern dieser Zeit begegnen die Namen Luise Wolf und Xaveria Gräfin Pocci (die Mutter Franz Poccis).

[2]) Das Stück erschien nicht im Druck, sondern befindet sich handschriftlich unter den „Beckiana" der Münchener Staatsbibliothek.

„München, Pfingstsonntag 1827.

. . . . ich würde es jetzt schon meinem Wunsche und meiner Sehnsucht nach tun (heimreisen), wenn ich nicht noch Thierschs Rath und Lehren in Hinsicht meiner dramatischen Arbeiten mir zu einem bleibenden Eigenthum machen möchte. Zugleich will ich ein Bild mahlen, die Landschaft mit den Figuren aus Faust . . dann werd' ich wohl auf ziemlich lange Zeit von der Kunst Abschied nehmen, da ich ernsthaftere Studien und nothwendigere vornehmen muß. Es sind gute Aussichten da, bald ein Lehramt zu erhalten, da, wie mir Thiersch kürzlich versicherte, in allen Gymnasien zu den bisherigen Klassen eine neue hinzugefügt, oder vielmehr die schon einmal bestandene wieder hergestellt wird, und dieß soll schon im nächsten Wintersemester ins Werk gerichtet werden. —"

Diese Hoffnung auf ein Lehramt vereitelte sich aber vorläufig; ein Jahr später bewarb er sich um eine Stelle an der Münchener Staatsbibliothek.

„An Wally. 10. Juli 1828.

Der Bibliotheksdirektor, dem mich Thiersch vorgestellt und empfohlen hat, würde mich sogleich angenommen haben, wenn der Fond so viel übrig gehabt hätte noch einen Arbeiter zu besolden; die Bibliothek hat Schulden . . . . ."

Was den „Alfred" betrifft, so machte Beck sich freilich Hoffnungen, daß das Stück aufgeführt würde; es wurde nämlich der Intendanz des Hoftheaters eingereicht, und der Schauspieler H. Vespermann hatte dem Dichter versichert, „er wolle den Intendanten daran erinnern".

Aus den Briefen Becks an seine Schwester erfahren wir auch noch von zwei andern dramatischen Versuchen, einem „Heinrich dem Löwen", wovon sich noch ein von Pocci komponierter Chor der bösen Geister erhalten haben soll (10. August 1828), sowie von einem nicht näher bezeichneten Lustspiel (29. August und 26. September 1828); in Hoffstadts Briefen ist eine „Philippine Welser" erwähnt, und handschriftlich erhalten ist uns ein „Julian", der nach 1828 zu datieren wäre.

Neben diesen mannigfachen Berufs- und Kunstsorgen hatte sich aber Beck auch auf lyrischem Gebiet lebhaft betätigt, wovon freilich in den Briefen weniger die Rede ist. Am 1. September 1827 allerdings berichtet er seiner Schwester Wally: „Außer philologischen Studien werd' ich in den nächsten Monaten eine angenehme Nebenarbeit haben, nemlich meine Gedichte zu revidieren, da sich ein hiesiger Buchhändler (Weber) erbötig gezeigt hat, sie bis ungefähr November

in Verlag zu nehmen; doch bitt' ich Dich, niemand etwas davon zu sagen, da es auch möglich wäre, daß nichts daraus würde."

Es wurde diesmal auch nichts daraus; Becks erste Gedichtsammlung erschien erst im Jahr 1829 im Verlag von Dr. C. Wolf, unter dem Titel „Gedichte von Fr. Chr. Beck 1829", geschmückt durch eine Titelvignette von der Hand des Grafen Pocci. Das Büchlein ist dem dichterisch tätigen Minister des Innern, Eduard v. Schenk (dem Beck 1826 durch den Bischof Sailer vorgestellt worden war) gewidmet; der Inhalt teilt sich in Lieder, Romanzen, vermischte Gedichte, am Schluß steht noch eine kurze Prosaerzählung, „Aus Abu'l Kassem Munsur's Leben". Es trägt ganz dasselbe Gepräge wie das Leben und Weben seines jugendlich nach allen Seiten offen stehenden und nach allen Richtungen hinausstrebenden Verfassers, aber wer mit nicht zu hohen Erwartungen an das Erstlingswerk eines Dreiundzwanzigjährigen herantritt, der wird manches in dem Bändchen finden, was auch jetzt noch frisch und ansprechend wirkt. Freilich ist es nicht allzuschwer, die poetischen Vorbilder wiederzuerkennen; besonders häufig klingt Goethes Rhythmus aus den Gedichten heraus, zuweilen glauben wir Tieck, Klopstock, Herder, Joh. Heinr. Voß (Das Christgeschenk S. 73) zu begegnen. Von der Persönlichkeit des jungen Dichters selbst ist wenig zu sehen; aber die treue Einfühlung in fremde Geister und eine nicht zu unterschätzende Formgewandtheit legen Zeugnis ab von seinem — wenn auch nicht selbständigen — so doch feinfühlenden und verständnisvollen Wesen. Manchmal bietet er wirklich Reizvolles, wie z. B. „Heimkehr" (S. 71), eine sapphische Ode. Am wenigsten geglückt mögen wohl die Romanzen sein, Anklänge an die von Herder übersetzten schottischen Balladen, denen aber die innere dramatische Gewalt und Leidenschaft mangelt, wo denn die gewaltige Form wie ein schlotterndes Gewand einen dürren kraftlosen Körper verhüllt.

Aber auch die Malkunst ließ Beck trotz dieser lyrischen Betätigung durchaus nicht links liegen: in demselben Briefe vom 1. September 1827 berichtet er weiter an Wally: „Zwei Bilder von mir sind gegenwärtig im Kunstverein; der gothische Schloßhof, den ich zu Haus gemahlt und hier noch mehr fertiggemacht, und meine letzte Landschaft. Mein Entschluß nichts mehr zu mahlen, ist eitel Träumerey, ich werde es höchstens einen Monat oder etwas darüber ohne diese Beschäftigung aushalten, welche mir selbst nicht durch die Poesie ersetzt werden könnte, wenn ich mich auch dieser ganz und gar hingeben könnte."

Wie schon erwähnt, verlor sich auch gegen Schluß der Studienzeit Becks anfängliche Abneigung gegen die klassische Philologie: „Thierschs Vorlesung über Pindar besuch ich regelmäßig. Mein Notizenbuch füllt sich ....“ berichtet er am 10. Juli 1828, und am 29. August 1828 schreibt er:

„Heute hat Thiersch seine Collegien geschlossen; am 10. October gehen sie wieder an. Ich freue mich auf die künftigen Wintervorlesungen, deren ich verschiedene zu hören gedenke. Die Ferien durch habe ich Arbeit genug, fürs nächste werd' ich vor allem mein angefangenes Lustspiel zu vollenden suchen. So was könnte auch Geld tragen, wenn es gelänge.“

Der Interessenkreis des jugendlichen Friedrich Beck, wie wir ihn zu zeichnen versucht haben, wäre aber nicht vollständig bestimmt, wenn wir nicht auch nach seiner Stellung zum religiösen Leben seiner Zeit fragten. Für diese Epoche freilich können wir keine erschöpfende Antwort geben. Gewiß ist wohl, daß die Einflüsse des Elternhauses in ihm, wenn auch oft unbemerkt, so doch treulich weiterwirkten, denn das Gegenteil, eine Abkehr vom religiös gerichteten Geiste der Heimat, hätte nicht ohne Kämpfe sich ereignen können und auch gewiß Spuren in seiner Korrespondenz hinterlassen müssen. An Positivem erfahren wir nur, daß Beck im September 1826 bei Sailer in Regensburg war, worüber er an seine Schwester Nanny berichtet:

„Neuburg, 8. September 1826.

Ich war 7 Tage in Regensburg, ward von Sailer Schenk vorgestellt, welcher versprach, mich im Gedächtnis zu behalten. Immer werd ich mich mit Vergnügen und einem eigenen Gefühl gottergebener Ruhe, das der Umgang mit jenen vom Zeitlichen zum Ewigen hingewandten Männern, die ich dort traf, in mir erweckte, an jene wenigen, aber schön und voll durchlebten Stunden erinnern.“

Noch von einer anderen Seite her wurde er auf die Betrachtung religiöser Fragen hingelenkt. Schelling und Franz von Baader hielten damals ihre Vorlesungen an der Münchener Universität, und zwar nach Ausweis des Vorlesungsverzeichnisses, Schelling über Methodologie und Mythologie, Baader über Religionsphilosophie.

Daneben hatte Beck übrigens noch Gelegenheit Schmellers Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur, Maßmanns Vorlesungen über ältere deutsche Literatur, über das Nibelungenlied und andere mittelhochdeutsche Denkmäler zu besuchen, doch liegt kein Nachweis vor, ob er davon Gebrauch gemacht hat.

Ob er ferner an Okens oder H. G. Schuberts Vorlesungen teilgenommen, ist noch unsicherer; es finden sich wenigstens in seinen Schriften keinerlei Andeutungen, die auf ein Interesse für die Wissenschaft dieser beiden Männer schließen lassen.

Nur weniges ist von Becks persönlichen Verhältnissen aus dieser Zeit zu berichten, doch sind die Namen seiner Freunde nicht unwichtig, soweit wir aus den Briefen darüber Aufschluß erhalten; es sind Fr. Hoffstadt, L. Schwanthaler, Freiherr von Bernhard und Graf Pocci. — Bereits 1826 hatte Beck seine Lehramtsprüfung bestanden, seine Anstellung als Studienlehrer an der Lateinschule München erfolgte jedoch erst 1836. Diese lange Wartezeit scheint er größtenteils in München zugebracht zu haben, wo ja seine an den Kaufmann und Wechselgerichtsassessor Riezler verheiratete Schwester Nanny lebte.

Für seine Entwicklung waren diese zehn Jahre, von denen doch neben der Beschäftigung mit der Malerei ein großer Teil dem Studium gewidmet war, die wichtigsten; auch von seinem literarischen Schaffen fällt der im allgemeinen beste Teil in diese Periode, nämlich die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen", „das Märchen", die „Andeutung zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst", und zu den schon erwähnten Gedichten gesellten sich die Anfänge einer neuen Sammlung, die dann 1844 erschien.

Ende der zwanziger Jahre ging in Becks Seele nun jene Umwandlung vor, die ihn aus seinen weitherumtastenden Bildungs- und Kunstbestrebungen nach einer bestimmten Richtung führte, eine Umwandlung, die wir freilich nicht direkt belauschen können, von der aber Hoffstadts Briefe Zeugnis ablegen.

Schon als 1829 Becks Gedichte erschienen, hatte Hoffstadt dem Freunde darüber von Memmingen aus geschrieben:

„7. Oktober 1829.

Sie (Becks Gedichte) machen mir große Freude, um so mehr, da mir die meisten wie alte ehrliche Bekannte entgegentraten. Deine Erzählung von dem Traum der Lilie finde ich ganz ausgezeichnet, wiewohl sie nicht teutsch ist. Aber ich hege gleichwohl zu Dir das Vertrauen, daß Du Dich in teutscher Weise ausbilden werdest. Welch schönes Ziel! Wenn Du Dich umsehen wirst, wirst Du gewiß mit mir finden, daß unsere letztere Zeit zwar zwei sehr große Dichter, Goethe und Schiller, hervorgebracht hat, aber keine teutschen Dichter, wiewohl Goethe viel teutscher war als

der total griechische Schiller. Uhland ist vielleicht weniger groß, aber teutsch ist das wenige, was ich von ihm gelesen habe. Es wäre eigentlich sehr schön, wenn Du ein teutscher Dichter, Bernhard ein teutscher Rechtslehrer, Pocci ein teutscher Sänger, und ich ein teutscher Baumeister werden würden! ich glaube, daß wir alle viere dazu Anlagen haben, nicht allein etwas gutes, sondern auch etwas teutsches zu schaffen."

Ein gewisses organisatorisches Streben in Hoffstadts Natur, die Sehnsucht, Ideen, denen er anhing, durch gleichgesinnte Mitarbeiter vertieft und größeren Kreisen zugänglich gemacht zu sehen, zeigt sich in diesen Schlußsätzen deutlich. Und wirklich war es ihm bestimmt, dem Freunde den Geist und das Wesen des „Teutschen", wie er es feurig erfaßt hatte, zu erschließen und ihn einem Kreise zuzuführen, der sich im Sinne der Romantik dem Studium und der Förderung des „teutschen Wesens" mit den reinsten Absichten widmete. Nicht ganz dreiviertel Jahre nach dem eben mitgeteilten Briefe heißt es nämlich in einem Schreiben des Freundes an Beck:

„Einigermaßen erstaunt war ich, daß Du Dich, wie es scheint, gegen die antik-philologische Bildung auflehnen willst — ist es so — desto besser."

Unter den Vorstellungen aber, die Beck zu dieser Sinnesänderung veranlaßten, waren jedenfalls auch seine religiösen Anschauungen mit maßgebend, wie sich aus einem Schreiben Hoffstadts an Beck vom 8. Juni 1830 schließen läßt.

„Memmingen, 8. Juni 1830.

Was Du über teutsche Bauart äußerst, hat mir ausnehmend wohlgefallen. Gewiß! man sollte die katholische Geistlichkeit auf dies gothische, herrliche Hilfsmittel aufmerksam machen!"

Die in Becks Elternhause gepflegte innige Religiosität konnte freilich in der Kunst und Mystik des deutschen Mittelalters einen vollen und tiefen Widerhall finden und dem jungen Dichter ehrfurchtsvolles Verständnis jener Strömungen vermitteln.

Abgesehen aber von dem wesentlichen Einfluß Hoffstadts dürften nach dieser Richtung hin wohl noch andere persönliche Einflüsse am Werk gewesen sein. Denn auch die übrigen Jugendfreunde Becks hatten der Antike die Freundschaft aufgesagt und schwärmten für das deutsche Mittelalter, waren zum Teil Mitglieder der bereits geschilderten Ritterorden und beteiligten sich, wie unser Beck selbst, eifrig an deren Bestrebungen.

IV. Kapitel.

Das Wirken der Gesellschaft von den drei Schilden.

Und im Dichten, Malen, Bauen
Und im Worte, Ton und Bild
Sollte man den Geist erschauen,
Der von oben niederquillt.

Beck.

Auf Grund der in Kap. I angeführten, höchst weitgefaßten Statuten entwickelte sich in der Gesellschaft ein reges Leben originellster Art. Das Gesellschaftslokal war tagsüber eine künstlerische Werkstätte, des Abends der Vereinigungspunkt für gesellige Zusammenkünfte, wobei Kunst und Wissenschaft das Gesprächsthema bildeten. Nach Becks Darstellung[1]) war es besonders Hoffstadt gewesen, der zur Gründung der Gesellschaft den Anstoß gab. Ihm, sowie dem Umstand, daß über die Hälfte der Gründungsmitglieder bildende Künstler, nicht Gelehrte waren, ist es auch zuzuschreiben, daß die Interessen und die Produktion der Gesellschaft größtenteils dem Gebiete der bildenden Kunst angehörten.

Wir haben ja bereits Hoffstadts Ansichten über die „Gotik" kennen gelernt; jetzt war es ihm vergönnt, sie einem größeren Kreise mitzuteilen und eine Art Schule um sich zu bilden, die tagsüber in dem Hause an der Lerchenstraße arbeitete.

Leider hat Pocci in seinem Aufsatz über die Gesellschaft sich nur ganz allgemein über die gotischen Schöpfungen seines Kreises ausgesprochen; wir erfahren aber von ihm, daß ein Schmelzofen für Glasmalerei gebaut wurde, und daß der Kronprinz (nachmals König Max II) mehrere größere Glasgemälde für Hohenschwangau durch Hoffstadt und Ballenberger anfertigen ließ. H. Keim und Ballenberger wohnten seit November 1831 bei den drei Schilden und hatten dort einen gemeinsamen Arbeits- und einen gemeinsamen Schlafraum. Ferner ging eine größere Anzahl Risse zu Grabsteinen, Zeichnungen zu Monstranzen und Altären aus dem Kreise hervor; von Hoffstadts Hand stammen auch die Kunstblätter, die den Mitgliedern als Neujahrsgabe überreicht wurden. Nicht ohne Bedeutung blieben auch Hoffstadts genaue Kenntnisse des gotischen Stils für den Bau der Mariahilfkirche in der Münchener Vorstadt Au, zu der 1831 der Grund gelegt wurde. Ohlmüller, der Erbauer derselben, pflegte als Mitglied

[1]) Fr. Hoffstadt, 9. Jahresbericht d. Histor. Vereins für Oberbayern 1847, S. 8.

der Gesellschaft sich häufig bei Hoffstadt über schwierige Probleme des Baues Rat zu holen.

Auch die Erhaltung „altteutscher" Kunstdenkmäler ließ sich die Gesellschaft angelegen sein. So z. B. berichtet die Chronik vom 30. Mai 1833: „Nachdem wir von einem interessanten altteutschen Gemälde in Salmanskirchen,[1]) welches sich in sehr übler Verwahrung sowohl als Verwahrlosung befindet, vernommen, so wurde dem eben in jene Gegend abreisenden cand. theol. Brunner folgende Vollmacht mitgegeben: ‚Die Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde in München ermächtigt hiemit den Candidaten der Theologie und Zögling der K. Akademie der bildenden Künste, Herrn Georg Brunner, den Transport des in der Kirche in Salmannskirchen befindlichen Stammbaums des adeligen Geschlechts der Pfaffinger nach München zu besorgen, indem besagte Gesellschaft die Wiederherstellung dieses schadhaften Kunstwerkes behufs dessen Wiederaufstellung in geeigneter Art beschlossen hat.'"

Über die weitere Ausführung dieser guten Absicht erhalten wir freilich keinen Aufschluß; doch ein anderes Mitglied der Gesellschaft, der frühere Jurist Heinrich Hofstetter, seit 1839 Bischof von Passau, hatte in seinem hohen Amt reichlich Gelegenheit, dem Geist der Gesellschaft entsprechend altertümliche Kunst- und Baudenkmale zu schützen und zu erhalten. Und Ringseis, der berühmte Münchener Arzt, berichtet von ihm bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Passau (Erinnerungen IV, 52): „Ich sah an den Dom anstoßende Höfe und Kapellen, die Hoffstätter hergestellt und worin er eine Menge verworfener und verschleuderter Grab- und anderer Monumente aufgerichtet hat." Hoffstätter ließ auch eine gotische Kirche auf die schönste Art neu herrichten.

Die Gesellschaft wollte es jedoch nicht bei der Fürsorge um einzelne Denkmale alter Zeit bewenden lassen, sondern ihr höchstes Ziel war, die ganze Kultur ihrer Zeit mit dem Wesen und Geist ihres geliebten Mittelalters zu erfüllen, und bei der Zahl und sozialen Stellung ihrer Mitglieder — unter anderm gehörten ihr zu Sulpiz Boisserée, der schon erwähnte Architekt Ohlmüller, Quaglio, Freiherr von Bechtolsheim, Oberstudienrat Freiherr von Zu Rhein, geistlicher Rat von Oettl, Regierungspräsident E. von Schenk-Regensburg, Legationsrat von Harnier-Darmstadt — mochte bei ihren ernstem

[1]) Es existieren zwei Orte dieses Namen, einer im Bezirksamt Erding, einer im Bezirksamt Mühldorf. Gemeint ist der letztere.

Gespräch gewidmeten abendlichen Zusammenkünften manche wertvolle Idee, manch kühner Plan aufgetaucht sein. Auch Feste verstand man zu feiern. Die Chronik berichtet: „Am Oktober [1833] hielt unser lieber Heinrich Hoffstätter [der eben erwähnte] in der Kirche des S. Michael seine Primiz. Am 21. abends gab er in unserem Gesellschaftssaale all seinen Freunden ein Valet. Professor Görres, Clemens Brentano, Hofrat Hieron. Bayer, der berühmte Jurist, waren auch dabei; Beck dichtete ein Abschiedsliedl, das Pocci in Musik setzte." Im April desselben Jahres war Fürst Oettingen-Wallerstein, Minister des Innern, Gast der Gesellschaft gewesen; er erwartete die Mitwirkung der Gesellschaft bei der von ihm geplanten Inventarisierung von Altertümern in Bayern.

Auch berichtet die Chronik im April 1833: „Und besuchet zu der Zeit auch Hofrat Dr. Beyer, rector magnificus hiesiger Universität, unser fabrica, und war ein große Freud, daß alles solche Anerkennung fand vor so anerkannt trefflichem und gelehrtem Mann. Um die Zeit war auch des Abends einmal eine Unterredung zwischen Hoffstatt, Hoffstetter und Ballenberger von dem, was mit der Zeit unser fabrica noch werden könnt und ward viel ernstlich gesprochen vom festen Beisammenhalten und Ausdauern unserer Sach, und dünkt es uns hernach ein günstig Zeichen, daß es gerad der Tag der heiligen Kreutzerhöhung war, an dem man dies verabredt."

Wie wenig das „feste Beisammenhalten und Ausdauern" wahr werden sollte, wie wenige der weitausschauenden Bestrebungen wirklich zum Ziel gelangen mochten — doch war es der Gesellschaft vergönnt, bei dem vielleicht wertvollsten Unternehmen der damaligen Zeit, das auf Erhaltung und Sammlung des Altertümlichen abzielte, wenigstens Patenrolle zu übernehmen. Mitglied der Gesellschaft war nämlich auch Freiherr Hans von Aufseß, der nachmalige Gründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, der von Pocci als „ein wahrer Pertinax eine einmal erfaßte Idee durchzuführen" geschildert wird.[1]) Die Chronik erzählt gemütlich, daß Aufseß der erste Logiergast des Hauses war: „Im Monat März [1832] besucht uns Freund Hans von Aufseß und weihet zum ersten ein das Fremdenzimmer, so zu der Zeit mit dem von ihm gestifteten Tisch und einer eichenen Bettstatt versehen." Seit 1832 versuchte Aufseß in seiner Zeitschrift „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" den Weg für seine Idee zu

[1]) Pocci, Nekrolog auf Aufseß; Jahresbericht d. Histor. Vereins für Oberbayern 1872, S. 161.

bahnen (das Titelblatt zum Jahrgang II dieser Zeitschrift ist von Hoffstadt). Im Jahre 1833 bringt nun die Chronik folgenden Brief:

„Liebe Genossen und Freunde!
Meinen Gruß zuvor!

Das alte Vorhaben, eine Vereinigung aller deutschen Künstler und Freunde der Altertumskunde, Geschichte und Kunst in Deutschland zu stiften zur Erhaltung der Denkmäler unserer vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst, und eine Hauptsammlung in der ehrwürdigen alten Stadt Nürnberg anzulegen, soll nun ausgeführt werden. Wir laden hiezu alle, die sich gern mit uns zu diesem Zweck verbinden wollen, freundlichst ein und bitten um die Erlaubnis, bei Entwerfung unserer Statuten, Gebrauch von Euren Gesellschaftsstatuten machen zu dürfen, da wir nach altem deutschem Gebrauch uns, soweit als möglich und dienlich ist, an das Gute, schon bestehende, in anderen und ähnlichen Gesellschaften zu halten befleißigen werden, und überdies noch die Hoffnung haben, ein inniges Band zwischen uns und Euch durch gleiches Streben und gleiche Gesinnung für die Kunst und Wissenschaft erwachsen zu sehen. Mit freundlichen Gegendiensten werden wir Eure Liebe erkennen.

Nürnberg am 30. Tage Januars im Jahre 1833.

Hans Freih. v. zu Aufseß für mich und die andern Stifter der Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst."

Wirklich konnten noch im gleichen Jahre die Statuten fertiggestellt und dem eben erwähnten Organ des Frh. v. Aufseß als Beilage zugegeben werden (Jahrg. 1833 S. 45/46). Steht bei der ferneren Entwicklung dieser zukunftsreichen Bestrebungen (des Aufseß) die Münchener Gesellschaft abseits, so trat sie im folgenden Jahr als Herausgeberin zweier Werke Friedrich Becks unmittelbar in die weitere Öffentlichkeit. 1834 erschien nämlich:

„Geschichte eines deutschen Steinmetzen, von Fr. Beck. Literarisch-Artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München 1834",

sowie ferner

„Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst, von Fr. Beck, München 1834, gedruckt bei Dr. Carl Wolf."

In beiden Werken liegt uns wohl die Quintessenz der eifrigen abendlichen und nächtlichen Unterredungen über die Kunst vor, wie sie im Heim der Gesellschaft so lebhaft gepflogen wurden.

Die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" begleitete die Gesellschaft mit einem Vorwort, in welchem es heißt:

„Obwohl zur Erlangung dieser Kenntnis (der altdeutschen Kunst und Literatur) sowie zur Erweiterung derselben das Sammeln altdeutscher Kunst- und Schriftwerke, desgleichen solcher neuerer Werke, welche gründliche Bearbeitungen über Gegenstände deutscher Kunst und Altertumskunde enthalten, für unerläßliche Vorbedingung erachtet wurde, so schien es doch nicht minder wichtig und bedeutend, durch gesellschaftlichen Verkehr, durch Erörterung tiefeingehender Fragen, durch mündliche Mitteilung der gewonnenen Einsichten und Erfahrungen, und insbesondere durch freie, künstlerische und literarische Hervorbringungen der Mitglieder selbst, jene Kenntnis der germanisch-christlichen Entwicklung wahrhaft lebendig, dem Einzelnen wie dem Ganzen förderlich und fruchtbar zu machen und zugleich eine einseitig bewahrende, den Besitz überschätzende Richtung abzuwehren.

Möge dieses genügen darzulegen, warum die Herausgabe vorliegender Erzählung, welche großenteils dem geselligen Verbande der Mitglieder und ihrem Ideenaustausche die erste Entstehung dankt, den Zwecken der Gesellschaft für angemessen befunden wurde."

Was nun die Entstehung der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" anlangt, so fällt diese bereits vor die Gründung der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde, doch wichen die ersten Anfänge beträchtlich von der endgültigen Fassung ab, wie wir aus verschiedenen Entwürfen in Becks handschriftlichem Nachlaß deutlich erkennen können. Vollendet wurde die Erzählung jedenfalls Ende 1833. Beck hatte Hoffstadt versprochen, bis Oktober 1833 fertig zu sein, und dieser wollte den Winter dazu benutzen, um Zeichnungen zu der Geschichte zu entwerfen. Von Frankfurt, wohin Hoffstadt wenige Tage zuvor übergesiedelt war, schreibt er dem Freunde:

„Frankfurt, 13. August 1833.

Worauf ich mich sehr freue, dieß ist die Abschrift Deiner Geschichte, zu welcher ich im Winter die Zeichnungen machen will, da ich bis Herbst noch andere Arbeiten vorhabe, z. B. für die Gesellschaft die „intentio pura" und ein Kreuz, nach Art des Münchner Meßgewandes. Ich wünsche sehr, daß Luise dasselbe nebst den altteutschen Bildern mit Dir ansähe. Halte Du nur fein Wort, und

werde bis Oktober mit der Geschichte fertig. Das Ganze ist gerade jetzt so schön im Zuge, daß Du es um alles nicht unterbrechen darfst, damit die einmal flüssige Gußmasse nicht erkalte. Und die Herausgabe wollen wir so ausstatten, daß es in jeder Beziehung ein Prachtwerk werden soll. Die Sache liegt mir wirklich sehr am Herzen, da ich das Ganze als den Ausdruck der Gesinnung erkenne, wie ich sie selbst über die Kunst hege, wie sie unsere ganze Gesellschaft als die ihrige unterschreiben wird, und als die beste Richtschnur für junge Künstler. Darum betrachte ich es, ungeachtet es Dein Eigenthum ist, dennoch als unser Werk, und als ganz dazu gemacht, daß die Gesellschaft ihre Schriften mit ihm beginne, da es das klar ausspricht, was wir wollen. Also laß nit aus!"

Die Zeichnungen kamen auch zustande, aber die Ausgabe wurde nicht mit ihnen geziert, sondern die Gesellschaft gab das Buch in Kleinoktav und in einfacher Ausstattung heraus; jedenfalls waren finanzielle Gründe für dies sparsame Verfahren maßgebend.

Gehen wir nun dazu über, die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" selbst einer näheren Betrachtung zu unterziehen, so interessiert uns zunächst der äußere Verlauf der Handlung. Dieser ist in kurzen Zügen folgender:

Zur Zeit des Kölner Dombaues kommt eine Gesellschaft italienischer Kaufleute nach dieser Stadt und trifft vor dem Tore den alten Steinmetzmeister Ulrich an, mit dem nun der älteste Kaufmann sich über die Kunst unterhält und dabei den Reichtum höher als sie stellt. Aber einer seiner Diener, Theobald, tritt dieser Ansicht entgegen und entpuppt sich im Laufe des Gesprächs selber als Kunstdilettant. Mit Erlaubnis seines Herrn darf er nun bei dem Meister Ulrich bleiben und wird Steinmetzgeselle. Durch Gespräche mit Meister Ulrich und dessen Freund Albertus Magnus wird ihm ein tieferes Verständnis christlicher Kunst zuteil. Theobald ist ritterlicher Geburt, sein Vater war aber abwesend, während er als Kind an Seite seiner Mutter auf einer einsamen Burg heranwuchs. Eines Nachts entstand aber ein Getümmel, und die Mutter floh mit ihm in die Wildnis, wo sie nach einiger Zeit starb. Hierauf kam der Knabe zu seinem Oheim Hieronymo, der ganz der Sammlung und dem Studium von Götterbildern und Schriften aus der Heidenzeit ergeben war und auch den Knaben zu seinem unheimlichen Treiben anleiten wollte. Vor diesem gottlosen Tun entfloh Theobald, wurde von dem Kaufmann Antonio aufgenommen und zu praktischem Gelderwerb angeleitet,

wozu er aber keine Begabung zeigte. Als Diener dieses Antonio kommt er schließlich nach Köln und zu Meister Ulrich.

Als nun infolge einer Fehde eine Stockung im Dombau eintritt, begibt sich Theobald nach Straßburg und arbeitet unter Erwin von Steinbach am Münster mit. Immer mehr vervollkommnet er sich in seiner Kunst, erhält auch einen ehrenvollen Auftrag von Abt Hilarius und verlobt sich schließlich mit der Tochter Erwins, Isolde.

Auf einen Brief des Meisters Arnolfo in Florenz, der sich an Erwin mit der Bitte um einen tüchtigen gotischen Künstler gewandt hat, begibt sich Theobald auf die Reise nach Florenz in Gesellschaft des Kaufmanns Antonio, der zufällig der Überbringer dieses Schreibens an Erwin gewesen war. Im Gebirge trifft er einen jungen Künstler, Jörg Engelberger aus Landshut, der im Schlosse eines Ritters Bruno eine Halle mit Jagdszenen und andern ritterlichen Bildern zu schmücken hat. Theobald wird ebenfalls in die Burg eingeführt und gerät angesichts der Gemälde mit Engelberger in einen Disput über den Vorzug der geistlichen vor der weltlichen Kunst. Schließlich kommt auch der Ritter Bruno in die Halle, verläßt aber, nachdem er einige Worte mit Theobald gewechselt, in sichtbarer Aufregung und in finsterer Stimmung mit seinen Jagdgenossen die Burg.

Die Reisenden gelangen nun über Mailand glücklich nach Florenz, wo die beiden Jünglinge durch Engelbergers Unbesonnenheit in einen Straßenkampf verwickelt werden; durch die Vermittlung des Meisters Arnolfo entgehen sie jedoch den bedenklichen Folgen. Beide treten bei Arnolfo in Arbeit ein. Bei einer Reise nach Pisa, die sie mit Arnolfo zusammen unternehmen, treffen sie im Campo Santo mit Dante und Giotto zusammen und bei Betrachtung der antiken Marmorsärge erwähnt Arnolfo, daß er früher bei einem alten Gelehrten, der in der Nähe einsam hause, weitaus schönere gesehen habe. Man beschließt diesen aufzusuchen, und es entspinnt sich im Hause des Gelehrten unter seinen antiken Kunstschätzen ein interessantes Gespräch, in dessen Verlauf sich herausstellt, daß der alte Gelehrte Theobalds Oheim Hieronymo ist.

Beim Abendimbiß enthüllen sich nun auch Theobalds frühere Schicksale; der Oheim erzählt, daß das Stammschloß des jungen Künstlers an der Grenze zwischen der Schweiz und Italien liege, und daß sein Vater vor langen, langen Jahren, als Theobald noch ein Kind war, ins Morgenland gezogen sei. Bald nach der Abreise des Vaters habe man nächtlicherweile versucht seine Gattin zu

entführen, und als diese mit genauer Not durch die Hilfe eines alten Dieners habe flüchten können, sei von den Gewalttätigen die Burg verbrannt worden. Aber nach einiger Zeit traf die Nachricht vom Tode ihres Gatten ein; auf diese Nachricht hin starb Theobalds Mutter, und der Oheim konnte sich nur mehr des kleinen gänzlich verwaisten Knaben annehmen und ihn in seinem Hause erziehen. Bald nachdem ihm sein Pflegling jedoch entwichen war, kehrte der totgeglaubte Vater aus dem Orient zurück, und als er durch seinen Bruder Hieronymo vom Tode seiner Gattin, von der Zerstörung seiner Burg und vom ungewissen Schicksal seines Sohnes erfuhr, kehrte er der Welt den Rücken, baute sich zuerst über dem Grabe seiner Gattin eine Einsiedlerhütte, zog sich später noch tiefer in die Wildnis zurück und verfiel, wie Hieronymo meinte, in eine Art Wahnsinn und blieb verschollen.

Theobald beschließt nun, das Grab seiner Mutter und auch seinen Vater aufzusuchen; zuvor aber erhält er noch den Besuch des alten Meisters Ulrich von Köln, der, durch ein Traumgesicht bewogen, nach Indien ziehen will, um dort den Graldom aufzusuchen.

Engelberger hat sich inzwischen in Florenz ganz und gar der weltlich-heidnischen Kunstrichtung ergeben, ist zu Geld und Ansehen gelangt, muß aber plötzlich wegen Teilnahme an einem Straßenkampf fliehen. Theobald jedoch wird auf der Reise nach dem Grabe seiner Mutter von einem Raubritter gefangen gesetzt, aber von Georg, der seinen Aufenthalt schließlich ausgekundschaftet hat, befreit. Bald darauf findet er auch wirklich das Grab der Mutter, aber auf der Suche nach seinem Vater verirrt er sich und verliert schließlich, ganz entkräftet, das Bewußtsein. So wird er von seinem eigenen Vater Baldwin aufgefunden, der in der Nähe haust; die beiden erkennen sich, und der Sohn beredet nun den Vater mit ihm nach Deutschland zu ziehen. In einer Vision erscheint ihm auch seine Mutter. Bei einer Rast in einem Kloster taucht auch jener Ritter Bruno als Mönch wieder auf und gesteht, daß er von heißer Liebe zu Theobalds Mutter getrieben, jenen nächtlichen Überfall auf die Burg veranstaltet habe; Baldwin gewährt dem Reuigen Verzeihung.

In später Nacht gelangen Vater und Sohn endlich nach Straßburg; Feuerlärm stört ihre Ruhe in der Herberge; das Münster brennt! Theobald eilt sofort dorthin, wird aber, während er Erwin das Leben rettet, von einem Balken schwer verletzt. Durch Isoldens Pflege jedoch gesundet er wieder. Schließlich läßt er sich, mit Isolde

vermählt, in Straßburg häuslich nieder, und baut mit Erwin das Münster herrlicher wieder auf. Auch kommt zum Schlusse noch Kunde, daß Meister Ulrich von Köln in Palästina, als Heiliger auch von den Heiden verehrt und dem fernen Wunderdome nachforschend, gesehen worden sei.

Wir können nicht vollkommen in Becks Gedankenkreis heimisch werden, wenn wir uns nicht zunächst die handschriftlich erhaltene Vorstufe zur „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" sowie deren Fortsetzung vergegenwärtigen. Zunächst berichten wir die Urform der Geschichte (Natalis I):

„Natalis ist der Sohn des Morgen- und Abendlandes, des Christen- und Heidentums. Seine Mutter Helena ist eine heidnische Zauberin, sein Vater ein christlicher Ritter, Parcifal, Hüter des Grals, der aber, als er diesen um der Sünden des Abendlands willen nach Indien führte, in Griechenland sich heimlich mit Helena vermählte, und deshalb im Tempel des Grals an unbekannter Stätte des wunderbaren Indien, wo sonst das Paradies gewesen sein und noch immer der Baum des Lebens blühen soll, samt den Templeisen in lebloses Steinbild verwandelt wurde. Auf dringendes Bitten des heranwachsenden Natalis entdeckt ihm seine Mutter, was sie von Parcifal weiß; es ergreift ihn die Sehnsucht seinen Vater aufzusuchen, wovon ihn jedoch die Mutter abzuhalten sich bemüht. Um ihn zu fesseln und seine Wünsche von jenem Bilde abzulenken, öffnet sie ihm durch ihre Zauberkünste das Reich der Natur und ihrer Urkräfte, durch welches sie ihn stufenweise führt und es ihm erklärt. (Wesen des Heidenthums in Bildern und Mythen.)

Aber Natalis, unbefriedigt, trostloser als je, widersteht Helenens Lockungen und Versprechungen von Schätzen, Ehre, Körperkraft und Lust; sie wendet vergebens ihre Künste auf; er gedenkt des Vaters und entflieht festen Entschlusses, nicht eher zu ruhen als bis er ihn gefunden.

Er erfährt, daß dieses nicht möglich sei, wenn er nicht das Land der Farben, dann das der Töne durchwandert hat und vorher dem Tode nahegekommen ist. Dies letzte geschieht wirklich auf einem Kreuzzuge nach Palästina, dem er sich anschließt, getauft wird und schwerverwundet in Gefangenschaft gerät. (Hier können historische Namen episodisch erscheinen.)

Er genest durch die Pflege einer heidnischen Königstochter, deren Liebe er jedoch noch nicht erwidern darf, obschon ihr Vater sie ihm

seiner Tapferkeit wegen zur Gemahlin geben will. Dieser gebietet ihm entrüstet Entfernung, und Natalis gelangt endlich durch die Wüste und mancherlei Gefahren in das Land der Farben und Töne, in eine durchaus wunderbare Welt.

Obschon er aber nun dem Gral so nahegekommen ist, daß er die Burg in einem Walde ragen sieht, so muß er doch, schon so nahe dem Ziele, sich zurückwenden, da er plötzlich die Nachricht erhält, daß jene Königstochter seine Hilfe bedürfe, weil sie von einem Sarazenenfürsten, dem ihr Vater ihre Hand verweigerte, geraubt wurde. Er eilt, in Gefahr den Weg zum Grale niemals wiederzufinden, zurück, befreyt und bekehrt sie zum christlichen Glauben. Er wünscht nun die inniggeliebte auf immer zu besitzen, doch ihr Vater, über seine frühere Weigerung entrüstet, legt ihm demüthigende Bedingungen auf. Er muß in der Königsburg Knechtsdienste verrichten und seinen Unterhalt kärglich verdienen. Der Anblick seiner Geduld und Ausdauer erweicht nach einem Jahr das Herz des Vaters, und die Hochzeyt wird mit großer Pracht gefeiert. Aber nachdem sie einige Monden in Freuden gelebt, erscheint am Gestade ein wunderbares Schiff ohne Segel und Ruder, das bestimmt ist ihn unter der Bedingung, seine theuersten Güter auf immer zurückzulassen, über das Meer nach Indien zum Grale und zur Entsühnung seines Vaters führen. Allgemeiner Schmerz des Königs und des Volkes. Natalis besteht diese letzte Probe, kömmt im Gral an, erlöst und entsühnt seinen Vater Parcifal samt den Rittern, und findet dort auch seine Gemahlin wieder, die ihm von nun an ewig angehört. Die Burg des Grals mit ihren Bewohnern wird von Geisterhand ins Abendland zurückgetragen."

So findet sich die ursprüngliche Anlage des Romans in Becks Nachlaß. Ferner ist uns noch ein zweiter Entwurf (Natalis II) bereits in Kapitel eingeteilt, und mit zuweilen auffallend mittelhochdeutschen Redewendungen geschmückt, erhalten. Er trägt den Titel „Theobalds Wanderungen."

Der Inhalt ist kurz folgender:

(I.) Natalis kommt aus Italien nach Köln, um seinen Vater zu suchen und erlernt bei Meister Ulrich und seinem Sohne Fortunat die Baukunst. (II.) Er fertigt als Probestück eine Holzschnitzerei, darstellend einen Lindwurm von einem Knaben geliebkost, im Hintergrund einen heidnischen Tempel. Er zeigt ein scheues Wesen, weint oft nach seinem Vater, geht ungern in die Kirche, die er oft

während des Gloriasingens blaß und bestürzt wieder verläßt. In der Kunst versteht sich Natalis besonders auf täuschende und reizende Darstellung des nackten Körpers, während ihm in den Gesichtern nur ein sinnenfroher und unchristlicher Ausdruck gelingt. (III.) Gespräch mit dem Abt Hilarius; der Abt bestellt eine Madonna, die Natalis ausführen soll. (IV.) Natalis bringt den frommen Ausdruck des Gesichtes nicht zu Stande, und möchte Pia, Meister Ulrichs Tochter, als Modell haben. Sie zürnt ihm zunächst, weil sie seine Bitte für Spott hält. (V.) Natalis und Pia entdecken ihre Liebe. (VI.) Natalis erzählt dem Meister und seiner Familie seine Herkunft und Jugend: daß er ungetauft sei, daß seine Mutter eine griechische Zauberin, sein Vater ein christlicher Ritter sei. (VII.) Seine Mutter Helena lebte in einem alten Apollotempel einsam mit ihm und verwandelte sich, wenn Fremde nahten, in einen greulichen Lindwurm. Sie lehrte den Knaben den Apollo zu verehren. (VIII.) Sie teilt ihm ferner mit, daß sie kein gewöhnliches Weib, sondern der unsterbliche Schutzgeist Griechenlands sei, und erzählt von dem glücklichen Leben der alten Griechen, die alle Freuden genossen hätten. (IX.) Sie erzählt, daß Griechenland aber von dem mächtigeren Rom, Rom von den nördlichen Völkern überwunden worden sei, daß aber schon vorher die Welt in den christlichen Aberglauben verstrickt worden sei. Natalis aber sei ausersehen, den Menschen einmal wieder die Werke der Vergangenheit zu entdecken, denn es würde eine Zeit kommen, wo der christliche Aberglaube zu Grunde gehen und man die alte griechische Weisheit und Kunst wieder als das höchste feiern werde. (X.) Sein Vater erschien ihm im Traum und mahnte ihn, ihn aufzusuchen, um dadurch den rechten Glauben zu finden; darauf erzählt Helena dem Natalis, wie sie seinen Vater gewonnen habe. (XI.) Er sei nämlich als Ritter gefahren gekommen und habe mit ihr gekämpft, die ihn in der Gestalt eines Meerungeheuers zu schrecken versucht hatte. (XI.) Zurückverwandelt, gab sie ihm Lethe zu trinken, er wurde ihr Gemahl und blieb ein Jahr lang bei ihr, bis ihm plötzlich die Erinnerung wiederkehrte und er Helena verließ. (XII.) Natalis entflieht nun seiner Mutter auf einem vorüberfahrenden Kreuzfahrerschiff. (XIII.) Er gelangt im Dienste der Kreuzritter nach Deutschland und bittet zum Schluß seiner Erzählung, daß man ihm behilflich sein möge aus der Gewalt des bösen Feindes völlig zu entrinnen. (XIV.) Natalis wird vom Abt Hilarius unterrichtet und auf den Namen „Theobald“ getauft.

Nicht genug nun mit diesen beiden Vorstufen der Steinmetzgeschichte; es ist uns auch noch der Entwurf einer Fortsetzung derselben erhalten, die wahrscheinlich aus späteren Jahren stammt, und den wir hier mitteilen.

„Meister Ulrich wandert unter vielen Mühseligkeiten fort, um den Graldom zu finden; aber vergebens; er geräth in die Wüste, findet nirgends Auskunft noch Obdach, nicht Speise noch Trank. Dennoch wankt sein Glaube nicht, aber er sieht jetzt ein, daß er zu sündig sey, um noch im leiblichen Leben so Wunderbares zu schauen. Er fühlt das Abnehmen seiner Kräfte, befiehlt seine Seele Gott und findet eine Felsenhöhle, in der er zu sterben beschließt. Eines Tages sinkt er auch wirklich in den Todesschlaf. Wie dieser ihn aber überschattet hat, erwacht er in einer anderen Gegend, erhebt sich gestärkt, findet eine Quelle und Baumfrüchte, die ihn laben, und geht einem Flusse nach, der ihn in das Land der Seligen führt, welche jedoch bis zur Vollendung aller Dinge und dem Tage der Ausscheidung und des Gerichtes noch immer Theil nehmen an allem, was in der Welt geschieht, und unbildlich die Weltgeschichte darstellen, welche auf der Erde nur eine abbildliche ist. Er findet nun in der Tat den Urdom, wie er, nur schwach und unvollkommen, in dem Gedichte beschrieben war, und sieht mit Erstaunen, daß auf Erden wohl einzelne Theile desselben abgebildet seyen, das Ganze aber unerreicht sey, doch in der Zukunft es werde, freylich nie in ähnlicher Vollkommenheit, da jede irdische Abspiegelung um vieles schwächer ist als das himmlische Bild gewesen. Alles wird ihm beschrieben und erklärt; in einem mystischen Spiegel sieht er, von Zeit zu Zeit, was auf der Erde geschieht, und nimmt so auch an Theobalds äußerem Leben und innerer Entwicklung Theil. Unvermuthet aber sieht er ihn sterben und erlangt durch eifriges Gebet, daß ihm der gleiche Aufenthaltsort angewiesen wird. Sie finden sich wieder und theilen sich ihre Erfahrungen mit. Aber nachdem ihnen Jahrhunderte in fortwährender Kunstbeschäftigung (indem der Graldom, der im Einzelnen in beständigem Werden, Entstehen und Vergehen begriffen ist — ihre Thätigkeit und Mithülfe erfordert) verflossen sind, nahen trübe, dunkle Zeiten, wo eines Theils Sorglosigkeit und Übermuth die Geister beschleicht, teils andrerseits ein übermächtiger Wissenstrieb sie auf Abwege führt, so daß sie den Graldom verfallen lassen und theils durch praktisches Christentum, theils in wissenschaftlicher Begründung der bereits vorhandenen und ihnen eigenen Gotteserkenntnis ein,

wie es vielen scheint, bloß äußerlich genießendes und bildlich gewordenes Leben führen. Alles dasselbe geschieht wieder abbildlich auf Erden, und Theobald sieht mit Trauer, wie das Straßburger Münster unvollendet bleibt und Erwins Name kaum mehr genannt wird. Er sieht das Eindringen eines fremden, unchristlichen, ja heidnischen Kunstgeschmackes und den Verfall der deutschen Bauweise. Aber eine bessere Zeit kehrt wieder; die Geister besinnen sich. Doch nun ist die schöne Begeisterung, die allgemeine, erloschen, und mühsam muß das Werk gleichsam von vorne begonnen werden. Nicht mehr sind es Engelhände, die rasch den Bau vollenden; nur aus Überlieferungen und mühvollem Forschen wird die alte Kunst wieder erkannt, und allmählich auf schmerzliche Weise wieder zum Bewußtsein erhoben, was ehevor wie eine Rose sich zwanglos entfaltete. Die Wunder verschwinden, das Gralgefäß wird vergeblich gesucht und senkt sich erst nach allgemeiner reuiger Erkenntnis der Schuld und des Verlorenen, als Symbol der wieder sichtbar gewordenen Kirche — in den durch gemeinsame Anstrengung Aller wieder erbauten Tempel nieder, worauf auch jenes Angstgefühl verschwindet, welches in dem früheren Zustande des mehr bewußtlosen Glückes und Schaffens die Geister oftmals in Hinsicht der Dauer überfallen und beunruhigt hatte. Die Zeit der Gewalt ist vorüber; Titurel, Parcifal, Lohengrin hören auf gegen die Ungläubigen mit dem Schwerte zu kämpfen. Ihre Rüstung vertauschen sie mit priesterlichen Gewanden. Wechselseitige Belehrung und Überzeugung findet in ruhiger Weise statt, und mit der wachsenden Erkenntniß tritt auch wieder ein Geheimniß nach dem Andern in einem sichtbaren Bilde als Schaubares und Angeschautes, nicht bloß Begriffenes und Geglaubtes, der oberirdischen und irdischen Welt vor Augen. Die Zeit der Wunder kehret wieder, aber diese selbst haben aufgehört, wunderbar zu seyn. Sie sind das eigentlich Natürliche, das nur dem bewußtlosen Zustande als ein Unnatürliches (Wunderbares) erschien."

Wir haben hier, wenigstens im Entwurf, einen ganzen Romanzyklus vor uns, von dem nur der kleinste Teil an die Öffentlichkeit gekommen ist. Jahre hindurch scheint sich Beck immer wieder mit seinem Gegenstand befaßt zu haben, und auch Hoffstadt spornte von Frankfurt aus den Freund immer wieder zur Weiterarbeit an.

9. November 1833. Hoffstadt an Beck:

„Ich wiederhole auch nochmals meinen Wunsch, am Schlusse der Geschichte noch eine Andeutung des den verschwundenen Gral

suchenden Meisters zu vernehmen, mit dem sie sicher am bedeutungsvollsten und schönsten schließen würde."

Ja es könnte sogar die Idee des Schlusses überhaupt von Hofstadt angeregt sein. Denn er schreibt am 12. März 1835 aus Frankfurt: „.... so hoffe ich noch immer, besonders nach meiner Zurückkunft Dich zu bereden, nicht bloß zum Ergötzen, sondern auch Nutzen der künstlerischen Jugend Deiner Steinmetzgeschichte noch jenen zweiten Teil nachfolgen zu lassen, in welchem der alte Meister Kempf als der letzte Steinmetz würdig die ehrenvolle Reihe seiner Vorfahren schließt. Dieses ist, wie Du weißt, meine Lieblingsidee, und ich hoffe, Dich noch einst zu deren Ausführung — und wenns auch nur mir zu lieb wäre — zu überreden."

Ob dieser Entwurf damals schon schriftlich festgelegt war, ist aus dem Briefe nicht zu ersehen; aber jedenfalls gibt diese Fortsetzung der ganzen Gedankenfolge der Steinmetzgeschichte einen eigenartigen Abschluß und hat deswegen in unserer Betrachtung nicht fehlen dürfen.

Bemerkenswert für den Werdegang der Geschichte ist auch das allmähliche Ausscheiden des Märchenhaften, das im „Natalis" und im „Theobald" noch sehr im Vordergrund steht. Der ursprüngliche Ideenkreis umfaßt ja in echt romantischer Weise fast alle Sagen und Wunder der mittelalterlichen Welt. In der endgültigen Fassung jedoch hören wir nichts mehr vom Gral, von Parsifal, von heidnischem Zauberspuk und Blendwerk, nnd es bleibt nur eine fast bürgerliche Erzählung, die aber doch des großen Hintergrundes nicht entbehrt. Auch der Zeitpunkt der Handlung wird dem tiefen Mittelalter (um 1050) entrückt und in die Zeit der beginnenden Renaissance verlegt. Aus einer reichen und bunten Fabelei wird in allmählicher Vertiefung ein kunstphilosophisches Werkchen, das durch die weise Beschränkung des Verfassers an Geschlossenheit der Handlung gewonnen hat, was es an Weite und Üppigkeit des Stoffes einbüßte.

Wie mächtig unsere Erzählung durch Tiecks „Sternbalds Wanderungen" beeinflußt ist, leuchtet schon nach unserer kurzen Inhaltsangabe ein. Um mit dem Äußerlichsten zu beginnen, hieß ja eine Vorstufe von Becks Werk: „Theobalds Wanderungen", und vielleicht ist die Ähnlichkeit der Namen Theobald und Sternbald auch nicht zufällig.

Beidesmal werden uns die Schicksale junger Künstler erzählt, die nach Italien ziehen; in beiden Werken kennt der Held seinen Vater nicht und findet ihn am Schlusse. Sternbald und Theobald hängen beide mit kindlicher Liebe an ihren Meistern.

Diesen inhaltlichen Ähnlichkeiten reihen sich noch Ähnlichkeiten im Aufbau der Handlung an; die bunte Verschlingung der Ereignisse, das Unterbrechen der Handlung durch Wiedergabe langer Briefe, Gedichte und Gespräche findet sich hier wie dort; ebenso Betrachtungen über das Wesen der italienischen Kunst, über das Straßburger Münster, ferner Einwürfe von Kunstfeinden, gegenseitige Besuche von Meistern.

Auch die einzelnen Gestalten der Beckschen Novelle lassen sich ungezwungen mit Tieckschen Charakteren in Parallele setzen. Einiges mag auch an Novalis' Heinrich von Ofterdingen anklingen, so die wandernden Kaufleute. Mühelos ließe sich bei einer eingehenden Vergleichung die zehnfache Zahl an Ähnlichkeiten und Entlehnungen anführen, doch liegt ja die Sache bereits offen zu Tage. Vielmehr scheint es uns wichtiger nachzuweisen, ob Beck vielleicht trotz des Tieckschen Gewandes in seiner „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" Eigenes zu geben versuchte, und seine Erzählung also eine selbstständige Stellung einnimmt.

Da zeigt es sich nun, daß unserm Beck doch etwas ganz anderes vorschwebte als Tieck. Schon stilistisch tritt ein großer Unterschied zu Tage. Im Gegensatze zu Tieck befleißigt sich Beck absichtlich einer archaisierenden Ausdrucksweise, wie sie etwa den alten Volksbüchern und manchen Schriften Brentanos entspricht. Daneben aber wird gleichzeitig durch die jambische Rhythmisierung, wie sie durch das ganze Werkchen hindurchgeht, ebenso deutlich eine gewisse Erhabenheit des Ausdrucks angestrebt.

Noch ein weiter und tiefer greifender Unterschied zeigt sich zwischen Sternbalds Wanderungen und der Steinmetzengeschichte darin, daß bei Beck ganz bewußt darauf verzichtet wird, durch interessante Situationen das Interesse des Lesers zu wecken, wie überhaupt auf den äußeren Geschehnissen gar kein Nachdruck ruht; sie werden ohne jeden Realismus in einer mehr verhüllenden, andeutenden Weise berichtet. Ferner war der Dichter durchaus nicht bemüht die Charaktere seiner Personen zu vertiefen; ihre wesentlichen Eigenschaften stellt er uns zwar völlig klar vor Augen, aber dies geschieht auf die selbe kindlich-naive Art wie in den alten Volksbüchern, deren Technik er sich auch sonst offenbar zum Muster nimmt; er beschreibt in einfachen Worten das Wesen der darzustellenden Person und begnügt sich meist mit dieser direkten Charakterisierung, während die Reden, die er seinen Gestalten in den Mund legt, keinerlei persönliche Färbung zeigen.

Und doch ist die Steinmetzengeschichte auch wieder etwas wesentlich anderes als die schlichte Lebensbeschreibung eines frommen Künstlers im Legenden- oder Holzschnittstil. Was sie sowohl von Tiecks Sternbald als von den alten Volksbüchern und Legenden scheidet, ist der tiefe Ideengehalt, mit dem Beck sie ausgestattet hat, und der auch von den Zeitgenossen nicht verkannt wurde. Darin liegt auch der Wert und die Bedeutsamkeit des Werkchens, das ja, vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, bescheiden genug dasteht.

Schon im äußeren Aufbau, in dem großen Raume der den Kunstgesprächen und den gleichfalls theoretisierenden Briefen gegönnt ist, liegt die Aufforderung, das Buch als philosophische Leistung aufzufassen. Nur dadurch können wir zum Lebensnerv des Buches vordringen und ihm gerecht werden.

Da die Anschauungen, die Beck in der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“ über die Kunst äußert, in den auch 1834 erschienenen und gleichfalls von der Gesellschaft von den drei Schilden herausgegebenen „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst“ von ihm weiter ausgeführt sind, so wollen wir hier nur die wichtigsten Züge hervorheben.

Der Kunsttrieb ist an sich nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren und Pflanzen, ja sogar den Steinen angeboren, bei denen er in der Erscheinung der Kristallisation zu Tage tritt. Die Natur sehnt sich darnach Kunst zu werden. Die Vollendung der Naturprodukte kann nun allerdings der Mensch in seinen künstlichen Werken nie erreichen, allein er kann doch viel Höheres darstellen. Die Schöpfung eines Kunstwerkes kann nämlich nur dadurch vor sich gehen, daß der Künstler den Geist des Gegenstandes, den er schaffen will, in sich zieht. Bildet der Mensch nun lediglich die äußere Natur nach, so zieht er niedrige Geister in sich und wird schließlich zur Anbetung der Kreatur verführt. Der Mensch soll aber eben sich nicht der weltlichen Kunstübung hingeben, sondern sich lieber in den höchsten Gegenstand, in Gott versenken, dann wird die Kraft der Liebe bewirken, daß das Gebild dem Urbild ähnlich werde. Eine fromme Geistesverfassung und ein reines Leben ist also die Grundbedingung für das gedeihliche Schaffen eines christlichen Künstlers.

Aus diesem Grundgedanken der religiösen Ästhetik Becks ergibt sich natürlich auch sein Standpunkt in der Beurteilung der Stilperioden. Von vornherein muß die Gotik, die von gottbegeisterten Künstlern zu religiösen Zwecken verwendet wurde, höher stehen als

die Kunst der heidnischen Römer und Griechen, die nur die Kreatur verherrlichten und von den hohen Ideen des Christentums keine Ahnung hatten. Die Beschäftigung mit der heidnisch-weltlichen Kunst ist also gefährlich. Die Renaissance muß als bedauerliches Zurücksinken in die unvollkommene heidnische Kunst verurteilt werden; die christlich-gotische Kunst steht so hoch über der heidnischen wie das Christentum über dem Heidentum steht.

Diese Gedanken werden nicht nur direkt in den Gesprächen und Briefen häufig erörtert, sondern der ganze Aufbau der Erzählung dient ihrem Ausdruck. Die Idee der Steinmetzengeschichte und ihre Bedeutung ist eben der Kampf zwischen Christentum und Heidentum in der Kunst. Alle Hauptpersonen sind Träger dieser Idee. Den zwei christlichen Meistern Ulrich und Erwin stehen die heidnisch gesinnten Arnolfo und Engelbert gegenüber. Dem christlichen Philosophen Albertus Magnus und seinen Lehrern entspricht der antikgesinnte Hieronymo. Antonio ist der Vertreter des weltlichen, der Kunst überhaupt abgewandten Sinnes. Theobald selbst ist anfänglich den heidnischen Einflüssen im Hause des Hieronymo ausgesetzt, folgt aber dem Zuge seines Herzens, der ihn zur christlichen Kunst hinführt, und gewinnt auf diesem Wege Ruhm und Glück. Engelbert dagegen, der von diesem Wege abwich, gerät dadurch ins Unglück, wird aber nach seiner Bekehrung doch noch gerettet. Als äußeres Symbol für den inneren Sieg der christlichen Idee ist die Wanderung des alten Ulrich nach Indien zu betrachten, wo ihm sicherlich das hohe Glück beschieden sein wird, die Gralsburg zu erreichen. (Wir wissen ja aus dem Entwurf der Fortsetzung, wie Beck des alten Meisters Schicksal sich weiter gestalten ließ.)

Es war kein unglücklicher Gedanke der Gesellschaft von den drei Schilden, in der Zeit der wiederauflebenden Beschäftigung mit altdeutscher Kunst diese kleine Tendenzerzählung herauszugeben, in der den christlich gesinnten Lesern die Gotik auch von seiten der Religion her empfohlen wurde.

Gerade von diesem Standpunkt aus wird es interessieren, die Stimmen der Kritik über die Steinmetzengeschichte zu vernehmen:

Bayerische Annalen. Blätter für Litteratur. Nr. 95. 9. August 1834, S. 761; gez. J. H. (Hamberger).

„So dürftig der vorstehende Abriß der Erzählung, den wir unserer eigentlichen Würdigung vorauszuschicken uns genötigt sehen, ausfallen mußte, eben so reich und lebensvoll ist die poetische Entfaltung im

Original. Nirgends hat der Verfasser, wie mancher Schriftsteller sonst wohl tut, irgend schon fertige Ausdrücke oder Redensarten nur so eben als solche benützt und aufgenommen, sondern seine ganze Darstellung ist durchaus neu und mit allen ihren Einzelheiten ganz aus dem Geiste, ganz aus der Empfindung der Gegenstände selbst hervorgegangen.

Die hiemit angedeutete hohe Vortrefflichkeit, um deren willen wir dem Buche recht viele, nicht bloß oberflächlich, sondern wahrhaft und tief gebildete Leser wünschen, zeigt sich sowohl in den eingeflochtenen Naturschilderungen, in welchen der Verfasser ein ausgezeichnetes malerisches Talent besitzt, als auch in der Darstellung von Seelenzuständen, die einen höchst sinnigen Geist beurkunden, ferner in der Beschreibung von Kunstgegenständen, in denen er eine Sachkenntnis verrät, wie man sie bei Schriftstellern selten oder fast gar nicht antrifft, nicht minder in der Abbildung von Szenen aus dem häuslichen Leben, die mit einer Zartheit behandelt sind, wie sie wohl nur den größten Meistern eigen zu sein pflegt. Was dagegen die Charaktere der in der Erzählung vorkommenden Personen betrifft, so sind sie zwar im Ganzen, wie schon aus dem vorangeschickten kurzen Abriß erhellen kann, sehr gut gehalten; doch aber wird man nicht überall so völlig in das Innerste eingeführt, ihr ganzes Wesen nicht so völlig für uns aufgeschlossen, wie man es bei der Virtuosität in der übrigen Darstellung erwarten möchte. Dieser Tadel ist indessen nur durchaus relativ, und wohl manchem Autor jetziger Zeit wäre zu wünschen, daß er in Gestaltung der Charaktere nur bis zu diesem Punkte gelangt sein möchte. Zudem ist z. B. der Charakter des Meisters Ulrich so durchaus gelungen, daß er unstreitig zu den vollkommensten poetischen Produktionen gezählt werden muß. Der Charakter Theobalds, der des Georg Engelberger, des Meisters Erwin, des Albertus Magnus, auch Baldwins, dann Antonios, sowie Hieronymos usw. stehen der Vollkommenheit von jenem wenigstens nahe.

Da der Schauplatz der Erzählung teils Deutschland, teils Italien ist, so hatte dies auch gebührenden Einfluß auf die Darstellungsweise des Verfassers, und der aufmerksame Leser wird bei den das Vaterland betreffenden Schilderungen, das auch den deutschen Malern z. B. eigene, liebevolle Eingehen auf alles Einzelne, wiederum aber auch bei allen italienischen Gegenständen ein mehr großartiges geistreiches Zusammenfassen mit Freuden wahrnehmen. Der Stil, dessen sich der Verfasser hiebei bedient hat, nähert sich im Ganzen dem

altteutschen, nicht nach einer vorausgegangenen allgemeinen Überlegung, oder einem bloß äußerlich gefaßten Vorsatz, wie bei den Afterromantikern der Fall ist, sondern, weil der Hauptgegenstand, von dem unser Verfasser ganz ergriffen war, es so zu verlangen schien. Findet man an dem Style selbst Ungleichheit, so möge man dies dem Autor nicht durchaus verübeln, indem ja die Gegenstände selbst Modifikationen erforderten.

So sehr wir indessen dies zugeben müssen, und den Grund jener Abweichungen ehren, so wünschten wir doch, daß der Verfasser, bei aller Vertiefung in die darzustellenden Gegenstände, zugleich auch von denselben sich mehr frei erhalten hätte, und die das Ganze beherrschende Idee, auch durch eine etwas größere Einheit im Ausdruck sich offenbart haben möchte [folgen Proben].

Schon oben haben wir angedeutet, daß die ganze Erzählung einen didaktischen Zweck habe, und gewiß wird man, sobald wir die eigentliche Aufgabe, die sich der Verfasser bei derselben machte, bezeichnet haben werden, die Wahl der Tatsachen der vollständigen Lösung jener Aufgabe durchaus angemessen, ja diese in der herrlichen Ausführung des Thatsächlichen zum Theile bereits schon gelöst finden. Auf der andern Seite aber ist auch das eigentlich Doctrinelle so sehr aus dem Geschichtlichen hervorgegangen und so lebendig von demselben abgeleitet, daß es großentheils selbst wieder als Geschichtliches sich darstellt, und wir nicht bloß die glücklich getroffene Abwechslung zwischen Belehrungen und Tatsachen zu rühmen, sondern, was weit mehr ist, Beides als Eins und Dasselbe anzuerkennen haben. Überall ist dies freilich nicht der Fall, da, wie wir schon früher bemerkten, die Darstellung der Charaktere nicht überall gelungen ist, und daher manches Wort den Personen nur eben in den Mund gegeben, nicht aber schlechterdings aus ihnen hervorgegangen zu sein scheint. Doch sind alle diese Belehrungen, die wir sonach bisweilen mehr bloß von ihrem Verfasser, als von den in seinem Werke vorkommenden Personen erhalten, schon für sich selbst so vortrefflich, und, weil sie schlechterdings nichts Erborgtes, sondern ganz aus dem eigenen Innern, und der eigenen Erfahrung Hervorgegangenes sind, so durchaus lebendig und tief ergreifend, daß wir, in dem Danke für so großen, reichen Gewinn, als uns hier geboten wird, jene verhältnismäßig so geringen Mängel gerne übersehen.

[Folgt Darlegung der Grundgedanken.]

Außerdem machen wir unter andern auf die ganze Darstellung des Zusammentreffens des Theobald mit Albertus Magnus, ferner auf den Abschnitt, wie Hilarius der Abt mit Erwin Zwiesprache hielt, dann auf die Beschreibung eines byzantinischen Kunstwerkes, das Theobald mit dem Engelberger auf der Reise nach Italien gewahrte, nicht minder auf das Zusammentreffen mit Giotto und Dante, auf das Wiedersehen Herrn Ulrichs, als dieser nach dem Grabe zog, auf die Erscheinung des Geistes der Herlindis, auf Theobalds Wiederkehr nach Straßburg usw. als auf Darstellungen aufmerksam, die gewiß jeder Kenner dem Vortrefflichsten beizählen wird, was irgend die deutsche Literatur aufzuweisen hat."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 267 vom 23. September 1880, S. 3917.

„München, im September. Die Geschichte eines deutschen Steinmetzen von Friedrich Beck, welche zuerst 1834 erschien, ist nun in die Reihenfolge der Reclam'schen Universalbibliothek (Leipzig) Nr. 1377 aufgenommen und durch die bekannte Billigkeit dieser Büchlein mit in den Stand gesetzt ein wahres Volksbuch zu werden. Die ruhig und leidenschaftslos dahinfließende Erzählung erinnert an die alten Tafelbilder der flämischen Maler; es ist der beinahe legendenhafte, treuherzige Ton, dieselbe schlichte Weise des Vortrags mit ungebrochenen Farben. Der Verfasser berichtet von dem Leben eines verwaisten Knaben, welcher, erst im Dienst eines Kaufmanns, aber beseelt vom lichten Drange zur Kunst, nach Köln und in die Bauhütte des dortigen Doms gelangt und durch Albertus Magnus ganz in die Tiefen der Architektur eingeweiht, zu einem tüchtigen Meister sich entfaltet. Dann seine Wanderung stromaufwärts, längs den Ufern des Rheins, nach Straßburg zum großen Erwin v. Steinbach, welcher ihn mit einer wichtigen Sendung nach Italien betraute. Dort zu Florenz und Pisa mit Giotto und Dante, aber zugleich mit den Vertretern der anbrechenden Renaissance in Berührung gebracht schildert unser Dichter die Einwirkung der Antike, gegen welche unser deutscher Steinmetz die Berechtigung, die Schönheit und Tiefsinnigkeit seiner heimatlichen Spitzbogenkunst wacker verteidigt. Die Gegensätze sind lebendig personifizirt, überhaupt das rauschende Leben der italienischen Städte mit den stolzen, händelsüchtigen Lombarden gut charakterisiert. Auf dem Rückwege findet unser Steinmetz, um auch anticipando den äußeren Faden kurz zu erwähnen, die Spur seiner Eltern und sogar noch seinen längst todt geglaubten

Vater und erreicht mit der Hand von Erwins Tochter den Preis seiner Treue. Das Ganze erinnert theilweise an Tieck und Wackenroders „Franz Sternbald“ und Hardenbergs (Novalis) „Heinrich von Ofterdingen“, theilweise aber auch an Spindler — doch hält sich die Novelle mit ihrem wahrhaft culturhistorischen Hintergrund in glücklicher Weise eben so fern von der süßen Sentimentalität der Romantiker, wie von der seichten Oberflächlichkeit des letztgenannten. — Gleichzeitig freut es uns melden zu können, daß die pädagogischen Zwecken dienenden Lehrbücher des verdienten, leider erblindeten und hochbetagten Gelehrten und Dichters — so stellte sich Fr. Beck jüngst auch zum landesfestlichen Jubiläum mit zwei von Fr. Riegel und Wilh. Rück componierten Liedern ein — rege Theilnahme finden, indem erst jüngst dessen an vielen höheren Unterrichtsanstalten eingeführtes „Handbuch des deutschen Prosastyls“ und ebenso sein „Lehrbuch der Poetik“, ersteres in sechster, letzteres in fünfter verbesserter Auflage (München 1880 bei C. Merhof) erschienen sind.“

Cottas Kunstblatt Nr. 47 vom 11. Juni 1835 (Artistische Miszellen aus München, eine Sammelrezension, gezeichnet — er) urteilt über die Steinmetzengeschichte: „..... Das Geschichtliche aus den Lebensverhältnissen Erwins von Steinbach, sowie mehrerer seiner Zeit- und Kunstgenossen, bildet in dem kleinen Kunstroman den Grundfaden, die Dichtung den Einschlag. Einzelne Stellen der eingewebten Lieder heben insbesondere die Macht und Würde der künstlerischen Thätigkeit treffend hervor. Unter den eingeführten Personen sind verschiedene große Namen. Dante so reden zu lassen, daß man in ihm den Sänger der „Divina Commedia“ wiedererkennt, dürfte freilich ebensoschwer sein als Sokrates auf unsere Bühne zu bringen. Angemessener läßt sich Albertus Magnus vernehmen. Neue Ideen kommen eben nicht vor, die gangbaren sind indessen mit Geschicklichkeit verwendet. Sollte sich aber der Zusammenhang und Sinn der vielbesprochenen Steinmetzenverbrüderungen nicht besser zu einem poetischen Bindemittel geeignet haben, als die stoffartige Verähnlichung des Interesses, worin der Verfasser die Einheit des Ganzen zunächst gesucht hat? Der altdeutsche Ton ist gut gehalten, dabei edel und fließend. Die herrschende Stimmung ist weder so weinerlich noch so schwindsüchtig, als sie in der Zeit Mode war, wo der Mondschein der Romantik sogar manche volle Wange blaß färbte. Unser Steinmetz geht frischer zu Werke, obwohl er für sein Jahrhundert, und um das Schurzfell vollkommen zu

verdienen, immer noch zu ernsthaft seyn dürfte. Unsere Altvorderen müssen nach den Zeugnissen ihrer Kunst, Poesie und Geschichte notwendig viel heiterer und mannichfaltiger gewesen seyn, als sie gewöhnlich vorgestellt werden. Der angenehme Roman ist allen Lesern zu empfehlen, die sich unter dem Lärm und Schellenklang der Gegenwart gern an die große Vorzeit ihres Volkes erinnern."

Von späteren kritischen Äußerungen dürfte nicht ohne Interesse das Urteil des Dr. Georg von Orterer sein, der von der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" in seinem Becknekrolog (Bayerische Gymnasialblätter 1888, S. 579) meint, sie verdiene ein Volksbüchlein im besten Sinne des Wortes zu werden. Alois Dreyer in seiner Poccimonographie will sie „getrost Tieck-Wackenroders (!) Wanderungen an die Seite stellen."

Wie sehr die künstlerische Formung der romantischen Gedankenwelt Beck schon vor der endgültigen Gestaltung der Steinmetzengeschichte zu schaffen machte, geht aus dem 1830/31 entstandenen, unveröffentlichten „Märchen" hervor, das hier behandelt werden mag, weil es Verwandtschaft mit der Steinmetzengeschichte zeigt und schon im Jahre 1831 zur Veröffentlichung durch die Gesellschaft bestimmt war. Man hatte damals im Sinne, nach Art einer Zeitschrift in zwangloser Folge Hefte herauszugeben, deren jedes verschiedene Beiträge der Mitglieder enthalten sollte. Das erste Heft sollte neben Becks Märchen eine Abhandlung von Hoffstadt über Fragen der Gotik und einen nicht genauer erwähnten Aufsatz von Bernhard bringen. Zur Veröffentlichung aber gelangten diese Hefte nie, und Becks Märchen war wohl der einzige Beitrag, der nicht im Beginn stecken blieb, sondern zur Vollendung gedieh.

Sein Inhalt ist kurz folgender: In chaotisch wilder einsamer Winternacht nahen sich einer wohlverwahrten Burg drei fremde Gestalten: Hermes, ein schöner, jugendlicher Mann, Flamme, seine holdselige Gattin, und ihr zartes Söhnlein Phantasus. Flamme trägt in der Hand einen weithinleuchtenden, köstlichen Rubin. Der Wächter läßt die Fremden ein, die den in Zauberschlummer gebannten Kaiser erwecken wollen. Hermes berührt den Schlafenden mit seinem Palmzweige, und er erwacht zur Freude des Wächters und des Volkes; sofort wird es Frühling, die unwirtliche Gegend wandelt sich in blühendes Gefilde und eine große Stadt mit Türmen, Brücken, Erkern und Zinnen entfaltet ihr mannigfaches Treiben. Meister Wolfram erscheint in mittelalterlicher Tracht und singt zur Laute ein

Lied, das vor Entzweiung warnt. Auf Phantasus' Geheiß und durch die Macht des Rubins wandelt sich der Wald in einen herrlichen gotischen Dom, der eben das Kleinod beherbergen soll. Bei der feierlichen Weihe des Domes, im Angesicht allen Volkes, tritt aus verborgener Tür der Alte in kostbarer orientalischer Tracht und der Kaiser bestellt ihn zum Hüter des Doms und des Kleinods.

Nach einiger Zeit jedoch befestigt der Alte den Dom, wirft sich zum Herrscher des Landes auf und weigert dem Kaiser hartnäckig den Gehorsam, ja er bedroht ihn mit furchtbarem Fluche. Hermes will nun den Alten gefangen nehmen, aber Flamme und Phantasus widersetzen sich dieser Absicht, Flamme, weil sie in ihrer Macht geschmälert zu werden fürchtet, Phantasus, weil ihm die bunte Gewandung des Alten besonders gefällt. Zürnend begibt sich Flamme mit dem Kind ins Gebirge zur Feuerquelle; sie trinkt und beginnt einen dämonischen Gesang, durch dessen Macht die Gedanken des Phantasus zur seltsamsten und abenteuerlichsten Wirklichkeit werden und ein ganzes Weltbild darstellen. Nach und nach werden auch die Menschen von dem wahnsinnigen Taumel gepackt. Verwirrung, Mord und Brand greift um sich. Nur Hermes bleibt nüchtern, weiß sich dem geheimnisvollen Banne, der ihn erstarren macht, endlich zu entziehen und schwimmt nach Süden, um sich zu erneuen.

Als er wieder zum Kaiser zurückkehrt, ist seine Erscheinung die des griechischen Hermes mit Flügelhut und Flügelschuhen und einer ringelnden Schlange am goldenen Stab. Er schenkt dem hocherfreuten Kaiser, der immer noch von Flamme und Phantasus verlassen ist, ein Kästchen mit gläsernen Würfeln, die auf jede Frage durch geheimnisvolle Zeichen zu antworten vermögen. Durch diese Zaubergabe gelangt Hermes zu hohen Ehren, selbst in der Tracht richtet sich der ganze Hof nach ihm.

Inzwischen wird auch das Volk der Herrschsucht des Alten überdrüssig und verlangt die Herausgabe des Rubins. Der Dom wird mit bewaffneter Hand erstürmt, Bilder und Kunstwerke zertrümmert; endlich findet Hermes, seinen Schlangenstab als Wünschelrute brauchend, den vergrabenen Edelstein. Aber plötzlich verschlingt die Schlange das Kleinod und verkriecht sich. Alle trauern tief über den erneuten Verlust. Der Kaiser altert, wird schwach, müde und kindisch; er glaubt seine Burg zu verschönern, indem er alle Türme, Erker und Zierate entfernen läßt; der Kanzler muß die zufällig zustande gekommenen Sprüche des Würfelorakels als höchste Weisheit verkünden lassen.

Plötzlich erscheint unheildrohend mit flammendem Schweif nach Westen hin ein Komet. Hermes erbebt, verläßt die Burg, eilt ins Gebirge und findet dort Meister Wolfram, der ihm Flamme und Phantasus wieder zuführt. Mitten in der reuevollsten und zärtlichsten Begrüßung der Langgetrennten bemerkt man, daß sich der Komet geradeswegs auf die Burg hinzubewegen scheint. Es wird Nacht, die Burg steht in Flammen und begräbt unter ihren Trümmern den Kaiser. Der Dom jedoch steht seit seiner Erstürmung als grünbewachsene ehrfurchtgebietende Ruine und hier findet man beim Wegräumen des Schutts den Rubin. Der Krypta des Domes, in der das Volk die Asche des Kaisers beisetzt, entsteigen zwei herrliche Jünglinge; der eine trägt eine Feuerlilie und huldigt Flamme, der andre trägt einen Falken und neigt sich vor Hermes. Sie werden gekrönt und der Falkenjüngling herrscht im Norden, der mit der Feuerlilie im Süden. Hermes und Flamme versprechen sie niemals zu verlassen, Phantasus verheißt die Wiederkehr goldener Zeiten. Darauf beklagt Wolfram in einem Liede die Schmerzen der Verbannung, die Flamme erlitten, als unheilbar; aber Phantasus entreißt ihm die Leier und singt die Trostworte:

„Schönste Stunden, sie enteilen,
Kein Vergangnes kehrt zurück,
Doch die tiefsten Wunden heilen,
Und aufs neue blüht das Glück.
Laßt uns hoffen und gestalten,
Jeder wirke, bilde frey;
Nur durch innerstes Entfalten
Werden alte Zeiten neu."

Diese Schlußworte dienen dem Märchen auch als Motto in der kurzen Form: „Daß alte Zeiten werden neu!" Eine andere Abschrift trägt das Goethesche Motto: „Es wende nach außen, es wende nach innen die Kräfte jeder; da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Auf den ersten Blick ist es deutlich, daß dieses Märchen gar keinen Anspruch macht auf die schlichte Lieblichkeit und Unumwundenheit des Volksmärchens; es ergeht sich vielmehr im bewußten Spiel einer bunten Form, die als schimmernde Hülle dem Ideengerüst übergeworfen wird. Wir wissen gar nichts über Becks Beschäftigung mit Novalis, aber die Ähnlichkeit dieses Märchens mit dem des Klingsohr im „Heinrich von Ofterdingen" ist doch ziemlich

deutlich; gerade auch in der äußeren Form, den eingestreuten — übrigens höchst reizvollen — Liedern, der Wünschelrute, dem gläsernen Würfelspiel, dem durch die Phantasie hervorgerufenen Weltpanorama finden sich allerhand Anklänge. Jedenfalls hat es Anspruch darauf, als echt romantisch zu gelten — sei es durch bewußte Anlehnung, sei es durch unbewußte Einfühlung in die sozusagen in der Luft liegenden Stimmungen und Ansichten. Eine weitere Ähnlichkeit bedeutet der Umstand, daß unser Märchen, wie seine Vorbilder oder Vorgänger, die Märchen von Goethe (Auswanderergeschichten) und Novalis, nur eine Deutung in großen Umrissen, nicht aber eine Erklärung jeder Einzelheit erlaubt. Wie weit man mit einer zu eingehenden und strengen Erklärung kommt, darüber liegt uns ein interessantes Beispiel vor: Ein Mitglied der Gesellschaft von den drei Schilden, der damalige Dompropst und nachmalige Bischof Ottl, zeichnete „Ansichten über das Märchen von Beck“ auf, die uns ebenfalls schriftlich erhalten sind. Er versucht eine genaue Deutung, indem er den Kaiser als Karl den Großen, Hermes als den Verstand, Flamme als Religion, Phantasus als Phantasie, den Alten als den Papst auffaßt und auf diese Art weder die Einzelheiten unmißverständlich, noch die Tendenz einwandfrei finden kann, so daß seine Deutung sehr bald zur Kritik wird. Offenbar möchte er eine Allegorie haben, die sich streng an seinen Gedankengang hält, und ist sehr unbefriedigt ein buntes lockeres Märchen zu finden, dessen Entwicklung noch dazu in ihm nicht erwünschten Bahnen verläuft. Er schließt seine „Ansichten“ mit der Versicherung, das Märchen sei zum Druck nicht geeignet, da es entweder nicht oder falsch verstanden würde. Wir unsrerseits möchten eher bedauern, daß es nicht an die Öffentlichkeit gelangt ist; das Mißverständnis hätte nicht so schlimm werden müssen, wie Ottl es befürchtete. Sieht man zunächst von einer Erklärung der handelnden Personen ab und deutet nur die Ankunft des Rubins auf den Beginn der christlichen Kultur, Hermes' Erneuerung auf die Renaissance, die Gefangenhaltung des Rubins durch den Alten auf die Herrschaft des Dogmas, den Kometen auf die französische Revolution, die endliche Versöhnung von Hermes und Flamme als veredelte Wiederkehr der mittelalterlichen Blütezeit, bewirkt nicht durch die äußere Gewalt des Dogmas, sondern durch „inneres Entfalten“ — so hat man ungefähr die Anhaltspunkte, die eine ungezwungene Auslegung der Geschehnisse in großen Linien ermöglichen und zugleich die echt romantische Tendenz des Märchens

deutlich erkennen lassen. — Im Gegensatz zu Ottl urteilt Hoffstadt über das Märchen (Brief an Beck, Memmingen 13. und 14. April 1831): „.... Dein Märchen habe ich auch gelesen, aber erst einmal..... Zum Zweytenmale glaube ich es ganz verstehen zu müssen. Offenbar ist Deine teutsche Geschichte besser; hingegen die Gedanken im Märchen schön, und dessen Form wird sicherlich, wenn auch vielleicht mir nicht so sehr, doch gewiß dem Publicum besser gefallen. Zum Drucke eignet es sich ganz, und wird unserm Hefte gewiß am meisten Eingang verschaffen." Eine Nachschrift am gleichen Brief (21. April 1831) besagt wesentlich mehr: „Ich habe nun Dein Märchen mit Bedacht nochmals durchgelesen, und es hat mich ungleich mehr, als anfangs zufriedengestellt. Vorzüglich schön finde ich die kurzen Lieder darin. Der Sinn des Ganzen läßt sich nicht verkennen; und wenn auch manches dunkel ist, so gibt dies grade dem Ganzen jenen Reiz, der für dessen öffentliche Erscheinung in unserem Hefte so vorteilhaft seyn wird." Wie gesagt, das Märchen kam nicht zur Veröffentlichung.

Doch wurde der Eindruck, den die Steinmetzengeschichte hervorrief, noch bedeutend verstärkt durch die schon erwähnten, gleichzeitig erschienenen „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst". Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde zu München. München 1834. Gedruckt bey Dr. C. Wolf.

In dieser nur 22 Quartseiten umfassenden Abhandlung werden die in der Steinmetzengeschichte nur angedeuteten Gedankengänge tiefer begründet und zu einer religiösen Ästhetik ausgebaut. Der Inhalt der ganz den Geist Franz von Baaders atmenden Schrift ist folgender:

Im Künstler ist ein Dreifaches wirksam:

1. Der blinde angeborene Kunsttrieb.
2. Das freie Wollen, das jenen leitet und beherrscht.
3. Der Gegenstand, den der Künstler darstellt.

Zu letzterer Kraft ist zu bemerken: Sowohl die sichtbaren Naturdinge als auch in höherem Maße die Ideen der Einbildungskraft werden vom Künstler, der sie nachbildet, nicht nur angeschaut, sondern sie wirken auch auf ihn ein und verändern die schaffende Tätigkeit des Künstlers. Es kann darum auch behauptet werden, daß durch die christliche Religion das Kunstvermögen der Menschheit eine andere Gestalt angenommen habe. Das Verhältnis der Kunst zur Religion entspricht folglich dem des Menschen zu Gott überhaupt und die

Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, die Verschiedenheit der Kunsttätigkeiten zu verschiedenen Zeiten durch die Veränderungen, die das Verhältnis des Menschen zu Gott erlitten hat, zu erklären.

Die Kunst konnte erst nach dem Sündenfall entstehen, weil erst durch diese Entzweiung Gott dem Menschen ferne und gegenständlich wurde.

Infolge der Losreißung von Gott entstand nun das Bedürfnis nach der leiblichen Darstellung und Anbetung Gottes, und diese Begierde führte zuerst zur Plastik, weiterhin dann zur Anbetung der Kunstwerke.

Da solange Gott nicht Mensch geworden, die Kunst von der Gefahr der Idolatrie nicht befreit war, so mußte die künstlerische Darstellung des Göttlichen dem jüdischen Volke versagt bleiben. Nur in ihrer symbolischen Baukunst offenbarten sich religiöse Ideen.

Die Sehnsucht der Menschheit nach der realen Gegenwart Gottes wurde erst durch die Inkarnation Christi und die Stiftung des die Menschwerdung stets erneuernden Sakramentes gestillt und die religiöse Kunst hatte nunmehr eine wesentlich andere Bedeutung und Aufgabe. Das Kunstwerk hat nicht mehr unmittelbar die Sehnsucht des Menschen nach Gott zu befriedigen, es hat nur eine vermittelnde Bedeutung, und die Kunst trat also in ein ganz freies Verhältnis zur Religion, der sie sich nun freiwillig, nicht mehr vom Zwange des Bedürfnisses geleitet, hingab. Nun verschwand auch der Vorrang, den die Plastik in der heidnischen Zeit genossen hatte, da ja jetzt auch Architektur und Malerei zur Darstellung des Göttlichen befähigt wurden.

Die neuentstandene christliche Kunst erreichte freilich nicht sofort die Kunstleistungen der Blütezeit des Heidentums; doch ist dies nach dem Gesetze zu erklären, daß jedes höhere Sein, solange es im Werden begriffen ist, sich unvollkommener darstellt, als ein fertiggewordenes niederes Sein.

Übrigens verschwand auch das Heidentum nicht sofort von der Erde; die Christen verhielten sich am Anfang feindlich gegen dasselbe, versäumten zunächst auch gänzlich die Übung der Kunst und mußten sich darum mit antiken Gebäuden bei der Abhaltung ihrer Gottesdienste behelfen. Auch sonst klammerte man sich in ganz unproduktiver Nachahmung an die Trümmer der antiken Kunst. Auch wagte man es lange Zeit nicht, den durch Wundererzählungen geheiligten authentischen Typus der Bildnisse Christi und Marias zu

verlassen; so war aber die freie Bewegung der Kunst gehindert und mehr als tausend Jahre herrschte darum in der christlichen Kunst ein strenger und steifer Stil, ganz analog dem sogenannten heiligen Stile in der altgriechischen Kunst.

Die Konzilien des VII. Jahrhunderts setzten die richtige Art der Bilderverehrung fest und hierdurch war erst im eigentlichen Sinne die christliche Skulptur und Malerei als eine selbstbewußte und zu-sich-gekommene gesetzt, und durch das griechische Volk wurde das Wertvolle und allgemein Gültige der alten Kunst jetzt der neuen christlichen vermittelt und überliefert, so daß diese nicht mehr von vorn anzufangen brauchte.

Als Träger der inneren Entfaltung des Christentums und somit auch seiner religiösen Kunst zeigte sich das deutsche Volk. Es erfand den sogenannten gotischen oder deutschen Stil, und bildete Skulptur und Malerei aus. Die deutsche Kirchenbaukunst des 13. bis 15. Jahrhunderts ist als der erste Triumph und die erste Verklärung der erlösten menschlichen Kunst im allgemeinen anzusehen. Viel trugen zu dieser Entwicklung auch die Kreuzzüge bei. Diese erste Verklärung wurde nur unterbrochen und darf nicht als die höchste und einzige angesehen werden. Es muß ihr eine zweite, höhere uud bleibende nachfolgen.

Die erste Blütezeit wurde unterbrochen durch die Renaissance. Trotz ihrer unberechenbar nachteiligen Folgen war sie nötig, um die Menschheit aus der Zeit des christlichen Jugendalters in das reifere Stadium höheren Selbstbewußtseins zu erheben.

Die Kirche beging einen großen Fehler, daß sie die antike Baukunst und Plastik an Stelle der bisherigen, vom Christentum selbst erzeugten setzte; denn die heidnische Kunst ist gänzlich unvermögend, christliche Ideen auszudrücken.

Dieser Mißgriff kam daher, daß man die alte Kunst nur als ein Produkt des Schönheitsgefühles der Menschheit überhaupt ansah, sie vom religiösen Bewußtsein trennte und ihre absolute, idolatrische und religiöse Bedeutung gänzlich verkannte.

Auch die Reformation konnte hierin nicht Wandel schaffen. Die Reformatoren fühlten wohl, daß auch die Kunst verderbt und gottlos sein könnte, kamen aber über den Judaismus nicht hinaus und trennten darum die Kunst von der Religion gänzlich ab. Nun erst trat die weltliche Kunst als solche entschieden hervor und sie verdrängte mehr und mehr die religiöse. Von den Niederländern erhielt

sie die Richtung auf das Niedrig-Reelle. Doch hat auch die weltliche Kunst, insbesondere die Landschaftsmalerei die Bestimmung sich zur Darstellung überweltlicher Ideen zu erheben.

Jetzt werden allerdings die Bau- und Bildformen des Mittelalters wieder aufgenommen; doch ist diese Wiederaufnahme nicht schöpferisch und allgemein genug.

Freilich soll der Nutzen des Studiums der heidnischen Kunst nicht geleugnet werden. Die christliche Kunst kann dadurch nur gewinnen.

Das gründliche Studium der Antike nimmt von Tag zu Tag zu. Man sieht heutzutage ein, daß die Mythologie der alten Völker nicht ein Erzeugnis bloß subjektiver Kräfte sei; wenn man aber bedenkt, daß es objektive Mächte waren, die die natürliche Religion im Heidentum erzeugten und die die Idolatrie herbeiführten, so wird man mit einem gewissen Schauer von jeder Nachahmung ablassen und sie als etwas Unrechtes und die Geheimnisse der Vorwelt Profanierendes betrachten.

Dann wird man auch die Vollendung der christlichen Kunst erkennen, man wird einsehen, daß der Kunstsinn sich nur zu seinem Nachteil von der Religion scheiden könne, daß dasselbe höchste Subjekt, das in dem Menschen als Prinzip der Wahrheit und des Rechtes sich offenbart, sich ihm auch als Prinzip der Schönheit kundgebe, und somit dieses Gefühl selbst ein religiöses und im Christen ein Werk der Gnade sei. Dann wird aber auch die christliche Kirchenbaukunst ihre zweite und bleibende Verklärung feiern. Die Skulptur und Malerei werden ihr wie einst, nur in höherer Weise dienen und, indem sie sich ihrer falschen Selbständigkeit begeben, ihre wahre erlangen. Die Kunst überhaupt aber wird sich in Freudigkeit, Demut und Glaube wiederum dem dreieinigen Gott aufopfern, der sie durch das unergründliche Wunder seiner Liebe von den Banden der Idolatrie und ihrer Schuld erlöst, sie aus der Knechtschaft zur Freiheit berufen und in seinem Dienst geheiligt hat.

Inwiefern hier eine Weiterbildung der Philosophie Franz von Baaders vorliegt, will ich hier nicht im einzelnen nachweisen, sondern vorläufig nur ganz kurz auf die Abhängigkeit von Baaderschen Ideen überhaupt hindeuten.

Wie bereits erwähnt, dürfte Beck an der Universität Baaders Vorlesungen gehört haben; in sämtlichen Nekrologen wird auf seine

Bekanntschaft mit diesem Philosophen hingewiesen, die durch Becks Freundschaft mit dem Theosophen Hamberger und mit dem Baaderherausgeber F. Hoffmann auch späterhin immer neue Nahrung erhielt.

Auf Baaders erkenntnistheoretische Prinzipien deutet schon die Methode hin, nach der ein im Grunde doch ästhetisches Problem zu lösen unternommen wird. Beck geht aus von der Menschheit vor dem Sündenfall — auch ein Baaderscher Begriff; die Bibel kennt ja nur zwei Vertreter — und interpretiert dann die Weltgeschichte nach transzendenten theosophischen Prinzipien.

Aber auch Becks Ergebnisse atmen Baaderschen Geist; es möge einstweilen genügen einige Stellen aus dem VI. Heft (21. Cap.) von Baaders Fermenta cognitionis, Leipzig 1825, anzuführen (Ges. Werke II, 431 ff.):

„Was im vorhergehenden von der natürlichen Affinität des Bösen und Ungesunden (sowie des Guten und Gesunden) gesagt worden, gilt nicht minder von jener des Guten, Schönen und Angenehmen, und ohne Zweifel haben wir nur darum noch keine genügende Theorie des Schönen, weil man in neueren Zeiten sich nicht damit begnügte, das Schöne, wie auch recht war, von dem Guten, sowie von dem Angenehmen bestimmt zu unterscheiden, sondern statt dieser organischen Unterscheidung eine wirkliche Trennung (Abstraktion) dieses Ternars eintreten ließ. Man verkennt darum immer meistensteils die Größe und die Würde des Problems des Künstlers, welches darin besteht, teils in uns eine Reminiszenz der ursprünglichen, natürlichen Affinität (Association) jener drei zu erwecken und mit derselben ein Gefühl der Wehmut (regret) über ein verlorenes Paradies, teils darin, uns ein Vorbild einer künftigen und indissolublen Reunion dieses Ternars des Guten, Schönen und Angenehmen zu geben und somit die Hoffnung eines wiedergewinnbaren Paradieses in uns zu beleben."

Baader hebt also den Zusammenhang zwischen dem Schönen hier und dem Guten und Angenehmen dort hervor; ebenso wie Beck mit dem Sittlichen und Wahren. Ferner hat bei beiden die religiöse Kunst die Aufgabe, die großen Ideen des Christentums uns zu zeigen und so vermittelnd zu wirken.

Baader fährt dann einige Zeilen weiter unten fort: „Daß übrigens die schöne Kunst wirklich einen religiösen Zweck haben sollte, oder nur könnte, wird gleichfalls allen denjenigen lächerlich, wo nicht ärgerlich lauten, welche in dieser Kunst (die ihnen wesentlich nur

heidnisch ist) eben nur eine Diversion gegen jeden religiösen Gemütsaffekt suchen."

Die einzige Rezension über Becks „Andeutungen," die es mir gelungen ist zu entdecken, steht in Cottas Kunstblatt vom 11. Juni 1835 (Nr. 47) in einem Sammelartikel „Artistische Miscellen aus München" gezeichnet — er. (An gleicher Stelle ist auch die bereits erwähnte kürzere Rezension der Steinmetzengeschichte zu finden.) Allzuviel Beifall finden — im Gegensatze zur Steinmetzengeschichte — die „Andeutungen" nicht vor den Augen des Rezensenten. Er urteilt: „Besser gemeint und geschrieben als gedacht." Gleich der erste Satz liefert mehrere Belege zur Rechtfertigung des ausgesprochenen Urteils. Jenem zufolge muß in dem Künstler vor allem eine dreifache Tätigkeit oder eine dreifache Kraft unterschieden werden. Die erste sey der blinde, angeborne Naturtrieb; die zweite das freie Wollen; die dritte der dargestellte Gegenstand. Diesen in die innere Thätigkeit mit eingeschlossen zu finden, könne vielleicht befremden, da aber schon bei der Nachbildung eines sichtbaren Naturdinges, z. B. einer Pflanze, diese keineswegs als leidend untätig sich verhalte, sondern ihr eigenstes Wesen, gleichsam ihre Seele, in der des Künstlers lebendig und wirksam werden müsse, wenn er ein wahrhaftes Bild von ihr geben solle, so werde man dies in noch höherem Grade von den Ideen der Einbildungskraft oder den sogenannten Idealen zugeben müssen.

Zuvörderst ist es ein handgreifliches Mißverständnis, der Vorstellung eines äußeren Dinges, wofür die Pflanze als Paradigma gelten soll, den Namen einer eigenen, dritten Kraft anzuheften und als solcher einen besondern Sitz in der innern Thätigkeit anzuweisen, da doch lediglich die Vorstellung der ursprüngliche Grund, das fortdauernde Vehikel aller der Bewegungen ist, die hinsichtlich des empfangenen Eindrucks bedingungsweise in der Seele des Künstlers vorgehen, nicht aber dasjenige, was das Wesen des vorliegenden Gegenstandes an sich selbst ausmacht und bedeutet, abgesehen von seinem Verhältnisse zur sinnlichen Erfahrung. Die Frage nach dem Jenseits des äußeren Dinges fällt der Spekulation anheim, und obwohl das Ergebnis der Beantwortung im Großen und Ganzen schwerlich für die Kunstbetrachtung und Kunstausübung gleichgültig seyn dürfte, so kann es doch im gegenwärtigen Falle füglich dahingestellt bleiben. Welch ein Heer von Kräften wäre zu fürchten, wenn ihre Auswahl zum Theil von der besonderen Art und Weise abhinge, mit welcher sich die Bilder der darzustellenden Dinge der Seele des

Künstlers einprägen! Was kann und soll ihn denn hindern, die Vorstellung eines äußerlich Gegebenen zum Gegenstande einer zweiten Vorstellung zu machen, sobald es darum zu tun ist, den erfahrungsmäßigen Eindruck für anderweitige Zwecke zu benutzen, zu reinigen, zu steigern? Wenn nun aus dem äußerlich gegebenen Gegenstand sich solchergestalt der Gedanke eines zweiten entwickelt, liegt da die eigentlich bewegende Kraft noch in dem Gegenstande, oder nicht vielmehr in der allgemeinen Thätigkeit des Künstlers? Versuche der Verfasser einmal, die obenhin angenommene Dreitheilung in wahrhaft charakteristischen Umrissen darzulegen, und er wird dabei ungeahnte Schwierigkeiten antreffen. In seinem Sinne ist sie völlig unhaltbar. Weil er auf den Fortgang und Unterschied des beschriebenen Prozesses nicht geachtet hat, so ist er gezwungen worden einen Sprung zu wagen, um von der Pflanze oder dem Begriffe eines äußerlich gegebenen Dinges zu den Gestalten der sogenannten Ideale hinüberzukommen. Dort lief er Gefahr, das Geschäft der Nachbildung, indem er sich mit unvorsichtigen Ausdrücken zu stark auf die Seite des äußeren Gegenstandes warf und die naturgemäße Selbständigkeit des Künstlers zu wenig berücksichtigte, in eine leidentliche Hingebung, in den Schein einer angezauberten Fähigkeit zu verwandeln, mag er auch an und für sich richtiger denken als er geschrieben hat; hier kann er nun eben deshalb nicht den Weg zu den Idealen finden, denn nothwendiger Weise bedingen sie eine andere Anschauungsweise, als die Nachbildung einer Pflanze, deren Seele sich mit der inneren Thätigkeit des Künstlers angeblich als dritte Kraft vereinigen soll. Den Ausdruck Seele kann man sich, als Inbegriff der wesentlichen Eigenschaften gar wohl gefallen lassen, aber die Sache wird für unsern Verfasser nur schlimmer, weil die Seele von außen her falsch instradiert ist und obendrein die Kosten der Reise zu tragen hat, ohne doch auf eigene Rechnung das gehörige Ziel zu erreichen.

Alle und jede wahre Gegenstandstheorie muß ursprünglich von der Seele des Künstlers ausgehen, folglich auch die Nachbildung der äußeren Dinge von vorneherein auf jenen inneren Lebensquell zurückführen unter der Bedingung, daß dabei gezeigt wird, wie die freie Thätigkeit des Geistes mit dem freien Gehorsam gegen die Natur des Sichtbargegebenen unabänderlich zusammenhängt, und wie beide auf dem Gipfel der Meisterschaft sich von selbst in einem untheilbaren Punkte begegnen. Wird jene Einschärfung hintangesetzt,

so neigt sich die Ansicht von der freien Thätigkeit entweder zur Begünstigung ungebundener Willkür hin, oder der Begriff der Nachbildung artet in die Vorstellung einer Nachahmung aus, die, ernstlich beim Wort genommen, auf die identische Wiederholung des Vorliegenden hinausläuft, als solche aber ein absolutes Unding ist, sowohl für den Gedanken, als für die Ausübung. Bei der oben bezeichneten Betrachtungsweise ist es sehr wohl möglich, für die Erzeugung und Wirklichkeit der Ideale einen Standpunkt zu gewinnen, dem die gewöhnlichen Gegner, die sich jetzt wieder lauter regen, mit ihrem Anlauf nichts anhaben können; denn da ihre Meinung, will sie anders eine fest abgeschlossene seyn, theils ein offener, theils ein verkappter Materialismus ist, so darf man sie nur unablässig nöthigen, denselben wissenschaftlich aus sich selbst zu rechtfertigen, um ein Zeuge ihrer Niederlage zu werden. Der Materialismus kann sich nirgends rein und vollständig aus eigenen Mitteln behaupten; vermöchte er es, so hätte er längst die Welt erobert. Den Gegenstand aber mit unserm Verfasser als eine dritte Kraft der inneren Thätigkeit zu denken, geht schon darum nicht an, weil die Ideale und Außendinge bei einer solchen Auffassung durch den Zwang gleichartiger Klassifikation in eine unnatürliche Stellung geraten würden. Der berührte Irrtum gehört unter die Subreptionen, die auf einer voreiligen Verwechslung oder, deutlicher gesagt, auf einer poetischen Verwirrung des Sprachgebrauchs beruhen. Endlich erschöpft schon der Spielraum der Naturnotwendigkeit, insofern sich die Nachbildung mit einer ähnlichen Gewalt darauf hinwendet, oder, um die Worte des Textes zu brauchen, insofern sie dem blinden, angeborenen Naturtriebe angehört, verbunden mit dem Umfange des freien Wallens, das ganze Gebiet künstlerischer Thätigkeit vollkommen, so daß schlechterdings kein Drittes unter irgend einem Namen und Vorwande zwischen jenen beiden Mächten als eine wesentlich verschiedene angenommen werden kann. Allerdings gibt es zwischen zwei äußersten mannichfache Vermittelungen, Gradationen, Verknüpfungen, diese lassen sich aber unmöglich in ein bestimmtes, eigens bestehendes Drittes zusammenfassen und mit der weitschichtigen Bezeichnung des Gegenständlichen ausmessen. Vielleicht soll darin die Hinweisung auf ein Höheres liegen, das die beiden Äußersten gegenseitig bestimmt; dann kann es aber mit ihnen auf keinen Fall in gleiche Theilung gehen, sondern muß als die oberste, lebendige Ursache jener Bestimmungen in alleiniger Selbstgenugsamkeit betrachtet werden.

Gleich manchen neueren Vorgängern hat der Verfasser unterlassen, sich über den Ursprung, Bestand und Kreis der weltlichen Kunst auszusprechen. Es dürfte jedoch schwer seyn, die christliche Kunst richtig zu würdigen, ohne sich vor- und nebenher mit der weltlichen nach Gebühr abgefunden zu haben. Keim, Entwickelung und Fortdauer derselben ist wohl unbedenklich zunächst in der Nachbildung des Naturnotwendigen zu suchen. Trotz des bemerkten Versäumnisses, das sich vielseitig gerächt hat, werden von Zeit zu Zeit vergleichungsweise Blicke auf die nichtchristliche Kunst geworfen, die eine offenbare Befangenheit verraten. Die Sache der christlichen Kunst bedarf keiner einseitigen Vorliebe, sey diese noch so aufrichtig; die erstere kann heutzutage durch ein umfassendes Urteil nur gewinnen, nicht verlieren, ihr Wesen, ihr Recht, ihr Sieg ist im Gange der Weltgeschichte vorgezeichnet. Hier ist das Forum der Entscheidung; was nicht darauf zurückgeht, ist leidiger Partikularismus. Einigen gewagten Aussprüchen kann in der That nur mit Noth ein erträglicher Sinn abgemerkt werden. So heißt es unter anderm (S. 7): „Wenn also die heidnische Kunst eine unfreie genannt wurde, so muß die israelitische als die gebundene, verhüllte und vorbildliche, die christliche aber als die befreite, bewußtvolle und enthüllte menschliche Kunst erkannt werden.“ Was verdient noch auf Erden frei zu heißen, wenn nicht die heidnische Kunst der Griechen? Man sieht wohl, wohin der Verfasser will und von welcher Seite er herkommt, deshalb bleibt aber sein Bestreben in der einen wie in der andern Beziehung unzulässig. Er setzt die Befreiung der christlichen Kunst höchst wahrscheinlich in die Entfesselung von den Banden des Polytheismus, denn nur unter dieser Annahme läßt sich die behauptete Unfreiheit der griechisch-heidnischen einigermaßen begreifen. Hängt denn aber die künstlerische Freiheit als solche unmittelbar und nothwendig von dem positiven Gehalt des Glaubens ab? Ruht sie nicht vielmehr in der ungehemmten Vortrefflichkeit des Hervorbringens, deren Maaß keineswegs mit dem, was der Kürze wegen die Rechtgläubigkeit der verschiedenen Völker und Zeiten heißen mag, im Allgemeinen einen natürlich gleichen Schritt hält, so wenig unter den Heiden als unter den Christen, obwohl die Begeisterung des Künstlers, wenn sie zugleich als Andacht in ihm glüht, gewiß von jeher das Größte hervorgebracht hat und fortwährend hervorbringen wird? Der Verfasser hat die Begriffe der religiösen und künstlerischen Virtuosität und der dadurch auf beiden Seiten bedingten Freiheit

unstatthaft in einander verschlungen; daher mußte er auf ein falsches Ergebnis stoßen. Vor mehreren Jahren kehrten einige Schriftsteller die Verschiedenheit zwischen den Heiden des Alterthums und den Christen in einem so gewaltsamen Gegensatz hervor, daß jenen fast nichts weiter übrig blieb, als geistreiche Sinnlichkeit, diese dagegen bis zur Verwunderung mit einer Überfülle von Gemüth beschenkt wurden. Die Verschwendung verursachte keine starken Ausgaben, wurde mit geringen Mitteln durchgesetzt, da die Freude über den neuen, außerordentlichen Fund das Beste bei der Sache that. Glücklicherweise widerspricht die Geschichte der Menschheit solchen schroffen Allgemeinheiten. Hätte es mit der damals verkündigten Polarität der Heiden des Alterthums und der Christen seine Richtigkeit gehabt, so würde es unendlich schwer geworden seyn, die übrigen Völker, z. B. Ägypter und Chinesen, in einer gewissen Symmetrie daran Theil nehmen zu lassen. Nicht der schlechteste Ausweg wäre es wohl gewesen, sie sämtlich nach Art eines in einer Kassetirung befindlichen Sternes kreuzweis übereinander zu legen und stracks zu magnetisieren. In der Kunstbeobachtung hat jene Grille lange gewuchert; jetzt wird sie immer mehr von besseren Ansichten zurückgedrängt. Hier und da zeigen sich indessen noch Spuren derselben, mitunter sogar in der Gestalt von Übertreibungen. Unser Verf. macht sich z. B. einer solchen schuldig, wenn er sagt (S. 9): „Die Kunst beginnt also, wie die Geschichte im engeren Sinn, recht eigentlich erst mit dem Christenthum". Sonach bleibt von dem obigen Gegensatze bloß die eine Hälfte zurück, und diese soll nach Handhabung eines willkürlichen Sprachgebrauchs ausschließend gelten. Es schien nothwendig, diese Andeutungen ausführlicher zu besprechen. Die Ursachen liegen nahe genug. Vorstehende Bemerkungen haben es durchaus nicht mit der Tendenz der Grundsätze zu thun, die, nach dem Geist des Buchs zu urtheilen, Achtung verdient; sie halten sich einzig und allein an den Mangel einer tiefern methodischen Begründung und wollen ihrerseits nur darauf angesehen sein. Der Verf. hat den Worten zu viel getraut und sich zu wenig um den Gehalt und die Verbindung der Gedanken bekümmert. Dessen ungeachtet zeichnet sich das lesenswerthe Büchlein durch den Versuch geistiger Selbstthätigkeit gar sehr vor der maschinenmäßigen Schreiberei aus, die nach und nach wahrscheinlich auch die Farbenreiber mit ihren unwiderstehlichen Reizen anstecken wird."

Hoffstadt war natürlich entzückt und schrieb aus Frankfurt am 25. November 1834:

„In der That, ich kann nicht umhin, Dir mein wahres Erstaunen über die Vortrefflichkeit dieser Schrift auszudrücken. Dies ist wahre Philosophie, und trotz der Philosophie helle Klarheit — ein gelüfteter Schleier, der uns einen Blick in die Tiefe der Kunst gönnt, der das endlich gefunden hat, was bis jetzt noch keiner geschaut, vielleicht geahndet, aber mit solcher Wahrheit vielleicht noch niemand gefühlt, noch mit solcher Klarheit ausgesprochen hat. Es ist ein ganz neues Leben, das sich auftut: beseeligend, weil es die Hoffnung einer reichen Zukunft in sich trägt, und selbst mit der so trostlosen Gegenwart versöhnt, weil wir sie nun deutlicher als Durchgangsperiode erkennen. Ich habe bei der wiederholten Lesung Deiner inhaltschweren Andeutungen zweierlei Gefühle gehabt.

Das eine: Die Freude, so durch und durch meine eigene Gesinnung und Ansicht bis ins kleinste Detail hinunter in Dir zu finden, was gewiß eine Seltenheit, aber auch ein Beweis ist, daß wir auf dem nämlichen Grund und Boden wurzeln. Das andere: den Gewinn, dasjenige, was ich mehr künstlerisch gefühlt und geahndet habe, nun auf einmal klar und deutlich mir vorgeführt, und so mich selber in mir befestigt und erklärt zu sehen. Diese Schrift ist eine Erscheinung, die unserer Gesellschaft Heil verspricht, weil sie ein ihr angehöriges Factum, die Basis gleichsam bildet, auf der wir fortbauen sollen und werden.

Mögen ihre künstlerischen Kräfte immerhin etwas ruhen, wo diesen selbst ein so herrlicher geistiger Weg gebahnt wird, und ich fühle mich in der Tat verpflichtet, Dir so ernsthaft als ich kann, meinen Dank auszudrücken."

Besonderer Beachtung hatten sich die beiden Beck'schen Schriften natürlich in den katholischen Kreisen zu erfreuen. Noch im Jahre 1834 bot Pustet in Regensburg Beck die Redaktion einer neu zu gründenden Zeitschrift „Der katholische Leser" an, und zwar auf Anregung Diepenbrocks hin, der die Steinmetzengeschichte und die „Andeutungen" kannte. Diepenbrock selbst schreibt Regensburg, 7. Januar 1835: „... und gerade der Eindruck, den diese Leistungen auf mich machten, veranlaßte mich, den Buchhändler Pustet auf Sie aufmerksam zu machen, als er mich wiederholt wegen der Ausführung der ihm von H. Brentano eingeflößten Idee einer katholischen Zeitschrift um Rath fragte."

Auch E. v. Schenk, der Herausgeber des Almanachs „Charitas", bat nach der Lektüre der beiden Werke Beck um seine Mitarbeit. Er schreibt aus Regensburg unterm 22. März 1833: „Ew. Wohlgeboren haben nun gerade in demjenigen, was die Charitas will und anstrebt, nämlich in der Verschmelzung des Heiligen mit dem Schönen, in der Manifestation Gottes durch die Kunst und Poesie, sich durch Ihre „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst" und durch Ihr „Leben eines deutschen Steinmetzen" mit so entschiedenem Talente hervorgetan, daß es mich in hohem Grade schmerzen würde, wenn nicht auch Sie Ihre Teilnahme der Charitas zuwenden wollten."

Beck trug auch Jahre hindurch eine Reihe von Gedichten, unter anderem die Sonette aus Partenkirchen zur „Charitas" bei.

Große Erwartungen erregten Becks Schriften auch in Hoffmann, dem späteren Herausgeber Baaders, der eben in Würzburg den Lehrstuhl für Philosophie eingenommen hatte, und der in Baader'schem Geiste, aber unter genauem Anschluß an die katholischen Dogmen tätig war. „Ja, lieber Freund", schrieb dieser am 1. April 1835, nach Empfang der „Andeutungen" — „dies ist der Weg, auf welchem wir zu einer gründlichern und ersprießlichern Ästhetik und Kunstgeschichte gelangen können." Und am 28. März 1837 heißt es in einem Briefe: „... Meines Ermessens sollten Sie sich zum Professor der Ästhetik und Kunstgeschichte fortbilden und nach dem Lehrstuhl dieses Fachs in München streben. Soviel ich weiß, haben Sie bisher nicht nach dem Doktorat der Philosophie gestrebt. Es wäre mir lieb, wenn ich Ihnen dazu behilflich sein könnte. Schreiben Sie mir, was Sie unterdessen haben drucken lassen, beschleunigen Sie eine wissenschaftliche Schrift womöglich, und ich will dann bei der hiesigen Fakultät den Antrag stellen, daß Ihnen das Ehrendiplom der Philosophie zuerkannt werde."

Später werden wir noch weiter sehen, wie für Beck diese beiden von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften neben seinen Gedichten die Erstlinge einer langen Reihe von kunstphilosophischen Veröffentlichungen und einer fruchtbaren Schriftstellerlaufbahn waren. Für die Gesellschaft jedoch, deren Schicksal uns zunächst beschäftigt, sollten diese Erstlinge auch die einzige Leistung auf literarischem Gebiete bleiben.

V. Kapitel.

Der Zerfall der Gesellschaft.

„Pura Intentio."

Im August 1833 wurde Hoffstadt als Kreis- und Stadtgerichtsassessor dem bayerischen Abgeordneten zur Bundeszentralkommission zu Frankfurt a. M. beigegeben. Natürlich blieb er aufs engste mit der Heimat verknüpft, und seine Briefe an Beck und Luise Wolf sind die wichtigste, ja beinahe die einzige Quelle, aus der wir weiteres über die Entwicklung unserer Gesellschaft schöpfen können. Aus zahlreichen Briefstellen geht deutlich hervor, daß Hoffstadt, der sich zunächst in Frankfurt durchaus nicht wohl fühlte, aus der Ferne lebhafteren Anteil am Gedeihen der Gesellschaft nahm als manche der in München ansässigen Mitglieder. War ihm doch die Gesellschaft von den drei Schilden die gegebene Organisation, mittels deren er seine ins Große zielenden künstlerischen Ideen und Pläne in die Tat umzusetzen hoffte. So erlahmt er denn nicht, die Freunde anzufeuern, zu Leistungen anzuregen, der Gesellschaft selbst bestimmte Ziele zu setzen. Obgleich ihn alte Baulichkeiten in hohem Maß fesselten, so legt schon sein erster Brief Zeugnis ab, wie wenig ihm die so gänzlich unmünchnerische Eigenart seines neuen Aufenthalts behagte:

„9. August 1833.

Ich bin mit Fortunats Zauberhut auf das wüste menschenleere Eiland verschlagen worden, und habe nun die Zauberformel vergessen, die mich wieder zurückführen soll. Nun ist zwar eigentlich hier weder ein wüstes noch menschenleeres Eiland, es ist alles so dicht und gedrängt voll Gestalten, die sich in allen Arten von Pariser Moden herumprobieren, so viel und gut wird gegessen und getrunken und noch mehr von noch besserem Essen und Trinken geredet, daß einer ehrlichen, altsteinmetzischen Seele, welche unglücklicherweise in einen Assessor hineingebannt ist, ganz miserabel zu Mute wird!"

Mit besonderem Interesse verfolgt Hoffstadt aus seiner Verbannung die Herausgabe der Steinmetzengeschichte: „Sie ist mir ans Herz gewachsen und kommt mir ordentlich wie ein Stück von mir selber vor. Mit großem Verlangen sehe ich der Fortsetzung entgegen." (26. X. 33.) Die schmuck- und bildlose Ausstattung des Werkchens ist gar nicht nach seinem Sinn, er empfindet sie als Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit (9. II. 1834): „Wenn ich recht aufrichtig sein will, so muß ich eigentlich gestehen, daß ich es als eine kleine Beleidigung

gegen mich aufgenommen habe, daß Ihr ungeachtet Ihr wußtet, daß die Herausgabe dieser Geschichte im Namen der Gesellschaft mit Lithographien von mir mein Lieblingssteckenpferd war, nun auf einmal alles, ohne daß ich ein Wörtchen erfahre, an einen Buchhändler verakkordiert, damit es nur recht nüchtern, wie ein anderes modernes Produkt erscheine. Nein, wenn das alles nicht wieder eingerichtet wird, wie sich's gehört, so bin ich wahrhaftig beleidigt. Ich bitte, bringt mich nicht um meine gute Laune." Vermutlich waren für den Verzicht auf die Illustrationen Geldrücksichten maßgebend gewesen, jedenfalls scheint sich Hoffstadt über diesen Punkt wieder beruhigt zu haben. Daß aber in der Gesellschaft Eifer und Interesse für die gemeinsamen Ziele bedenklich nachließen, erfuhr er durch Luise Wolf und schreibt darauf (19. II. 1834): „... Das übrige, was Sie mir von dem Zustande der Gesellschaft mitteilen, hat mich, so übel es auch lautet, doch nicht im Geringsten wanken gemacht. Nicht als ob ich so eitel und vermessen wäre, zu glauben, ich wäre im Stande, einer sinkenden Sache allein aufzuhelfen, während sich dermalen deutlich zeigt, daß der eigentliche Helfer in der Not gegenwärtig unser stiller Freund Fritz (Beck) ist, — sondern weil ich das Vertrauen hege, daß Gott dieser guten und gerechten, von unserem trefflichen Freunde Bernhard gestifteten Sache gewiß, wenn auch langsam helfen wird. Ich betrachte daher das Austreten einiger lauer Mitglieder als sehr vorteilhaft. Durch diesen Austritt wird ja eine, vielleicht zu voreilige Aufnahme wieder gutgemacht. So lange die eigentlichen Mitglieder, wozu vornehmlich Sie, wenn auch nicht dem Namen, doch desto mehr der Sache nach, dann Fritz, Bernhard, Pocci, ich und Ballenberger (als eine Person) gehören, fest vereint bleiben, wird das Lostrennen lauer Mitglieder stets nur Gewinn sein. Wenn wir wieder vereinigt seyn werden, hoffe ich, soll eine thätigere Periode beginnen, und von wem anders können wir die Fortsetzung und Veredlung unserer Ideen gewärtigen, wenn nicht von der Jugend?"

Insbesondere von dem frühverstorbenen Otto Riezler und dem jungen Keim glaubte Hoffstadt eine Fortsetzung seines Werkes erwarten zu dürfen.

23. IV. 1834: „...Wenn auch dieses Gebäude (die Gesellschaft von den drei Schilden) dermalen sehr schwach dasteht, — so ists doch ein Gebäude, ein äußerer Anhalt- und Vereinigungspunkt für die Gleichgesinnten. Und wenn es uns gelingt, einen jüngeren Kreis zur Fortsetzung und Verbesserung unserer Ideen zu gewinnen, aus

dem vielleicht einst erfreuliche Werke zur Ehre Gottes hervorgehen, dann will ich gerne das Feld eigener Tätigkeit räumen, und habe in der Tat keinen sehnlicheren Wunsch als den, daß mein Name völlig spurlos verschwinden möge; alles für die Sache, und nichts für die Person!"

(12. III. 35 an Beck:) „Du hast Recht, daß unserer Gesellschaft noch das wichtigste, ja das allererste zum Anfange fehlt: Vereinigung aller zu einem gemeinsamen Werk, also ein bestimmter Zweck. Der Zweck, den ich verfolge, ist mir bestimmt und klar genug, nämlich Wiedereinführung deutschen Styles. Diesem können wir gewissermaßen alle huldigen, der eine in Architektur, der andere in Mahlerei, der andere in Poesie u. s. w. und im Allgemeinen sind wir auch wohl seither darüber einverstanden gewesen. Bestimmt aber kann sich dieses nur durch ein bestimmtes äußeres sichtbares Wirken aussprechen. Darum ist es mein und Ballenbergers in neuester Zeit ganz festgewordener Entschluß, wenn ich einst ganz frei werden sollte, in unserer Gesellschaft eine förmliche Werkstatt zu errichten. Wir wollen nämlich zuerst ein paar Werke herausgeben, das eine für Steinmetzen, welches sich als das nächst praktische unter anderm vorzüglich mit Grabsteinen befassen würde, und das andere für Holzschnitzer und Schreiner. Mit diesen Werken, die im Namen der Gesellschaft erscheinen würden, müßte gleichzeitig die Anzeige verbunden werden, daß die Gesellschaft die Anfertigung aller möglichen Risse in deutschem Style, sowie auch die Ausführung dergleichen Arbeiten übernähme. Ich habe mich darüber in meinem vorletzten Briefe an Pocci weitläufiger ausgesprochen, was er Euch, daß heißt auch Dir und Luise mitgeteilt haben wird. Ballenberger wird sich hier, nachdem er nun kann, was man beim Oelmahlen sozusagen ins Haus braucht, für die Folge vorzüglich mit Modellieren, d. h. von Köpfen und Händen befassen, denn gothische Sachen zu modellieren brauchen wir, Gott sey Dank, nicht erst zu lernen.

Wenn wir uns in dieser Art nur erst einmal bestimmt als Werkstatt aufthun, ist schon viel gewonnen, wenns auch anfangs wenig oder keine Bestellungen gibt. Denn wir können uns einstweilen und auch ferner nebenbei mit Herausgabe irgend eines unseren Ideen entsprechenden Werkes befassen, dem wir wohl einen ähnlichen Absatz, wie der Festkalender hat, verschaffen könnten, und wozu vielleicht ein von Dir angeordnetes Legendenbuch — was wohl am besten bloße Abschriften auserwählter alter Legenden enthalten könnte —

ein passender Stoff wäre, und in welcher Beziehung ich auf eine lebendige Theilnahme von Luisen vorzugsweise rechne.... Wäre ich nur erst wieder bei Euch! Gewiß! wir wollten wohl etwas ganz Erquickliches miteinander herausgeben. Wenn wir nur alle miteinander gesund bleiben. Ich bin immer mehr voll froher Hoffnung für ein endliches gutes Gelingen unserer Ideen.

Was nun Deine litterarischen Arbeiten betrifft, sollte es denn nicht ausführbar sein, daß Du etwas unternehmen würdest, was in näherer Berührung mit unserer deutschen Baukunst stände? Dieses Feld ist noch sehr unbebaut. Etwas über die Symbolik der alten deutschen Kunst, in specie Baukunst zu schreiben, wäre gewiß eine ebenso schöne als verdienstliche Arbeit. Sollte z. B. selbst eine bloße Übersetzung Deines Durandus nicht ganz am Platze seyn? Mir wenigstens wäre sie sehr willkommen. Durch literarische Arbeiten in diesem Sinne würdest Du ebensogut wie ich in meinem Fache zur Erreichung des von mir oben bestimmter bezeichneten Zweckes mitwirken. Da wäre eine Vereinigung zu einem gemeinsamen Werke vorhanden."

Immer wieder begegnet dieses Streben Hoffstadts, einen jüngeren Kreis zur Förderung seiner Ziele heranzuziehen. Er mochte wohl einsehen — selbst von der Last eines ihm verhaßten Berufes gedrückt — daß seine Genossen allmählich in die Jahre rückten, wo die Pflichten des Berufs- und Erwerbslebens nicht mehr allzuviel Zeit und Kraft für anderweitige Bestrebungen übrig lassen. Auch war es ihm darum zu thun, nicht nur enthusiastische Dilettanten, sondern ausübende Künstler zu gewinnen und mit ihnen wirklich etwas zu leisten. In Ballenberger, der ihm nach Frankfurt gefolgt und dort Schüler des von Philipp Veit[1]) geleiteten Städelschen Kunstinstituts geworden war, sah er ja wirklich seine Hoffnungen verwirklicht; einen treueren und tüchtigeren Genossen seiner Kunstanschauungen konnte er nicht finden. Mit dem jungen Hermann Keim (Sohn des Baurats Keim) machte er offenbar weniger günstige Erfahrungen. Auf Otto Riezler setzte er große Hoffnungen. Aber von weiteren Novizen hören wir nichts, sei es, daß Hoffstadts Abwesenheit von München hemmend wirkte, sei es, daß die Zeit selbst einem Unternehmen, das doch seiner ganzen Art nach ein mühsam gepflegter Spätling bleiben mußte, in ihrem Fortschreiten mehr und

[1]) Sohn der Dorothea Mendelsohn-Veit-Schlegel.

mehr ihre Gunst entzog. Doch vorerst ermüdet er nicht im Aussinnen immer neuer Möglichkeiten zur Förderung der Gesellschaft und ihrer Zwecke (3. II. 35): „Auch beschäftige ich mich immer mehr mit dem Gedanken, nach unserer Zurückkunft in München mit Ballenberger wirklich praktische Sachen herauszugeben, daß heißt, unter dem Namen der Gesellschaft; z. B. ein Werk über Construction von Grabmälern in deutschem Style — für Steinmetzen — würde gewiß Absatz finden. Es sind schon einige, wiewohl schlechte Versuche erschienen, und allenthalben erblickt man auf Kirchhöfen wirkliche, wiewohl unvollkommene Monumente in dieser Art, so auch hier. — Dann z. B. ein Werk über Construction gothischer Vorkommnisse in Holz, als z. B. hölzerne Altäre, Bethstühle u. s. w., selbst Möbles für Holzschnitzer und Schreiner.

Da ich mir in neuerer Zeit von allem, was ich mache, Pausen sammle, von denen ich schon eine hübsche Anzahl habe, so ist dies schon eine Vorarbeit und ich kann daher bei diesen Werken auch solche Sachen liefern, welche wirklich ausgeführt wurden. . . ."

Es ist nicht zu leugnen, daß derartige Veröffentlichungen von hohem Wert für das Ansehen der Gesellschaft hätten werden müssen; wenn sich dazu noch die bereits bestehende „Fabrica" weiter am Leben erhalten und vergrößert hätte, so wäre schließlich nichts Geringeres daraus geworden als eine Zentrale für Theorie und Praxis des gotischen Stils, von der man Entwürfe wie ausgeführte Gegenstände jeder Art hätte beziehen können. Ein für die damalige Zeit ganz neuartiges Unternehmen, das etwa nach heutigen Verhältnissen einer Verbindung der „Münchener Vereinigten Werkstätten" mit dem Verlag Alexander Koch in Darmstadt entsprechen mochte. Und zunächst schien es wirklich, als sei eine Erfüllung all dieser Hoffnungen möglich. 1835 starb nämlich Hoffstadts Onkel Zentner, und dadurch wurde er ein unabhängiger Mann und hätte sich ganz der Kunst widmen können. Aber die Rücksicht auf die Seinen hielt ihn in seinem Berufe fest; und von einer Rückkehr nach München konnte vorerst nicht die Rede sein. Seine bitterlichen Klagen über die Fron des Aktendienstes schweigen jedoch in keinem Brief. Christliche Ergebung ist kein zu hoher Name für seine Resignation.

Inzwischen waren Keim, Kraus und Quaglio aus der Gesellschaft ausgetreten, Auffeß wollte seinen Geldbeitrag nicht mehr leisten, überhaupt war es mit den Finanzen eigentümlich bestellt: Hoffstadt zahlte monatlich 12 fl., Pocci 6 fl., die übrigen 2 oder 1 fl. Unter denen, die

nur 1 fl. beisteuerten, war auch Schwanthaler. — Dieses Zahlenverhältnis beweist deutlich, bis zu welchem Grad Hoffstadt an der Gesellschaft hing. Er sah freilich selbst ein, wie wenig leistungsfähig und zielbewußt sie war, aber verlor auch jetzt den Mut noch nicht: am 24. IV. 35 schreibt er wiederum an Luise Wolf: „... Doch ich glaube, schon früher einmal Ihnen oder Fritz meinen festen Entschluß mitgeteilt zu haben, seiner Zeit, wenn ich ganz frei sein werde, mit Ballenberger eine förmliche Werkstatt für gothische Arbeiten, betreffe es nun Grabsteine, Holzschnitzereien oder Gemälde und Risse zu errichten und auf diese Art ganz entschieden unsern Weg auszusprechen. Diese Werkstatt wird alsdann als die Werkstatt der Gesellschaft erscheinen und, wie ich hoffe, ihr zu einigem Halt dienen. Wie es dermalen ist, ist es freilich nichts, weil jeder etwas anderes will; ist aber einmal eine Werkstatt da, welche ganz entschieden nur in einer Richtung arbeitet, dann dürften die unentschiedenen Elemente sich entweder mehr anschließen, oder lieber auch ganz abfallen."

Und am 19. August 1835:

„Mein ganzes Selbst ist so sehr in diese, wiewohl zur Zeit höchst klägliche Anstalt verwachsen, daß ich ohne dieselbe nur sehr kläglich existieren könnte, weil ich selbst für meine Person gar nichts will, sondern alles, was ich vermöchte, nur daranzusetzen wünschte, einen kleinen fixen Kreis, am liebsten von Schülern, zu bilden, der meine gothischen Kunstideen, oder vielmehr nicht meine, sondern diejenigen, die wir überhaupt aus dem Mittelalter, teils durch Tradition, teils durch Studium der alten Werke, gerettet haben, bewahren und fortpflanzen möge. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn auf diese Art ein Samenkorn bewahrt werden könnte, welches dereinst in einer für einheimische Kunst günstigeren Zeit aufgehen und Früchte tragen könnte. Aber nur nichts, was bloß für meine Person etwas erstreben und mit meiner Person wieder absterben würde. Dafür rege ich weder Hand noch Fuß. Doch es liegt alles in Gottes Hand, und ich will geduldig harren, wie er es fügen wird, da es ja nur seine Ehre ist, für die ich etwas schaffen zu können so oft träume! ... Welche Ruhe und Frieden die ausschließliche Kunstrichtung gewährt, sehe ich an Ballenberger, der kein anderes Bedürfnis kennt, als zu malen. Und was hilft es mehr zu wissen? Die alten Meister haben nicht soviel gewußt als wir, aber Besseres geschaffen."

In diesem in seiner Innigkeit ergreifenden Brief klingt vernehmlich eine gewisse Resignation durch; Hoffstadt mochte langsam

zur Einsicht kommen, daß der Künstler doch schließlich — mag er auch auf allen äußeren Erfolg freudig verzichten — allein auf sich selbst gestellt bleibt und von anderen Menschen und vom Zusammenarbeiten mit ihnen wenig zu erhoffen hat für die Förderung seines Innersten und Besten. Denn wie häufig versagt die Organisation vieler Kräfte schon, wo es sich um rein praktische Ziele handelt, weil eben jedes einzelne Glied seine menschlichen Schwächen und Besonderheiten als Mitgift ihr zubringt. Und wie schwer ist es erst, eine solche Organisation künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen; zumal eine Organisation von der Art unserer Gesellschaft, in der schließlich jeder tat und ließ, was ihm gut schien. Bernhards Wahlspruch aus dem in der Gesellschaft besonders verehrten Thomas a Kempis: „Pura Intentio“ spielte bei den Mitgliedern offenbar eine große Rolle.

(Hoffstadt an Luise Wolf.) „Frankfurt, 25. Sept. 1833 .... Nicht nur allein ist alle Kunst unnütz und werthlos, die nicht auf einem ganz reinen und tadellosen, christlichen Seyn ruht, sondern sie ist ohne letzteres auch gar nicht möglich. Und wiewohl ich glaube, daß es uns, die wir gleichsam erst wieder von vorn anfangen müssen, vornehmlich in der Kunst architectura allerdings noth thut, vorerst die dem zeitlichen Untergang sichtlich entgegenreifenden Denkmale in Copien und Studien nach Hause zu tragen, so weiß ich doch gar wohl, daß dieses vergebliches Bemühen wäre, wenn wir uns nicht bemühen würden, zugleich auch den nämlichen frommen Sinn zu erwerben, der jene Werke geschaffen hat. Es kommt wohl weniger auf das an, was wir machen, als wie und in welcher Gesinnung wir es thun. Ein Mann, der in seinen Freystunden, wenn andere dem Vergnügen nachgehen, es vorzieht, sich in einem Garten mit der Pflege von Blumen treu und fleißig zu befassen, hat vielleicht in seiner Einfalt keinen andern Gedanken als den einer unschuldigen Freude. Je nachdem nun seine Gesinnung bey diesem harmlosen Geschäfte ist, steht er mir gerade so hoch oder nieder, als der beste Künstler. Jener hat seine Freude an schönen Blumen, dieser an schönen Bildern, und wenn Jahrtausende vorübergegangen sind, werden die Bilder des Mahlers so gut verwelkt sein, als die des Gärtners, und nicht was beyde gepflanzt oder gemahlt, sondern was sie gewollt haben, wird ihnen dereinst angerechnet werden. Drum ist der Spruch: „pura intentio“, den Bernhard gewählt hat, auch gar ein schöner Spruch!“

Aber dieses schöne Wort, daß es letzten Endes auf die gute Absicht, nicht auf die Leistungen ankomme, scheint doch wohl der Lässigkeit derer, die nichts leisten mochten, zuweilen ein beschönigendes Mäntelchen gewesen zu sein. Im Kleinen wiederholt sich hier, was die Weltgeschichte im Großen lehrt: eine Organisation, die auf Erfüllung von Werken und Leistungen verzichtet und es statt dessen beim Glauben und der guten Absicht bewenden läßt, kann nicht fest bestehen.

Von regelmäßigen Zusammenkünften verlautet nichts mehr. Auch die Finanzen der Gesellschaft scheinen ins Wanken geraten zu sein; wenigstens ist derartiges zu entnehmen aus einem Briefe Hoffstadts an Beck, der zugleich die Bemühungen des Frhrn. v. Bernhard um den Weiterbestand der Gesellschaft erkennen läßt.

„Frankfurt 3. Juli 1836.

. . . Nun schreibt mir Pocci, daß Bernhard auf den Mietzins der Gesellschaft verzichtet hat, wogegen sich letztere mit dem Lokale im Nebengebäude begnügt. Dieß ist in der Tat das beste, was man rücksichtlich der Gesellschaft unter den obwaltenden Verhältnissen tun konnte, und es ist mir sehr lieb, daß es Bernhard getan hat. Pocci schreibt, man könne nun die Einnahme zur Herausgabe eines Werks verwenden und schlägt dazu Deine neueste Abhandlung mit einem Titelblatte von mir vor. Daß man mit der Einnahme — wenn nicht alle zurückziehen — etwas machen kann, ist klar. Nur müßte es meiner Meinung nach nicht gleich auf der Stelle sein und muß man ja ohnehin warten, bis etwas beisammen ist."

Außer den Neujahrsblättern von Hoffstadt sind doch noch aus den Jahren 1835 und 1836 zwei reizende Publikationen Poccis zu nennen, die zwar nicht von der Gesellschaft selbst herausgegeben wurden, aber doch sicher unter ihren Auspizien das Licht der Welt erblickten, nämlich: Sechs altdeutsche Minnelieder als Frühlingsgruß 1835 (München, Literarisch-artistische Anstalt) und Sechs Lieder, gedichtet von Friedrich Beck, als Weihnachtsgabe den Kindern gewidmet von Franz G. v. Pocci 1836 (ohne Angabe des Verlags; Holland sagt: literar.-artist. Anstalt). Die Minnelieder enthalten Maylied, von Christian v. Hamle, Wächterlied von Markgraf v. Hohenburg, Der Falke, von Dem von Kuirenberg, Minnelied, von Jacob v. d. Warte, Trennung und Der Abendstern (vermutlich von Pocci selbst). Vor jedem Lied ein auf den Inhalt bezügliches Bild auf gesondertem Blatt. Diese Lieder sollen schon 1826 komponiert

worden sein. Die Sechs Lieder sind von Beck in seinen 1844 erschienenen Gedichten S. 60 ff. unter dem Titel „Im Gebirge" veröffentlicht. Pocci hat jedem Lied als Umrahmung eine die Situation wiederspiegelnde Zeichnung gesellt. — Eine ebenso ansprechende Vereinigung von Wort, Ton und Bild bieten die 1838 bei May und Widmayer erschienenen „Trifolien. Seinem Freunde Friedrich Hoffstadt gewidmet von Franz G. v. Pocci." Die Lieder haben Singstimme mit Klavierbegleitung und sind von Arabesken umrandet; es sind sechs Blätter: Waldlied, Schlummerlied, Bayrisch Almalied, Wanderers Ruhe, Minnelied, In der Ferne. Aus dem Zeitpunkt der Widmung geht hervor, daß Pocci Hoffstadt keineswegs wie Beck gram war wegen seiner (alsbald zu erwähnenden) Heirat. — Doch waren diese reizvollen Veröffentlichungen leider zu persönlicher und zierlicher Natur, als daß sie der Gesellschaft als solcher wieder hätten neues Gewicht verleihen können.

Zur Gründung der Werkstatt kam es nicht, und auch nicht mehr zur Herausgabe eines Werkes, obwohl Hoffstadt sein gotisches ABC zur Verfügung stellte und ferner einen gotischen Aufsatz, damit Beck ihn in einer Abhandlung „über die Bedeutung der antiken Welt" ganz wie „sein Eigentum nach Belieben sieden oder braten könne." Auch von der Herausgabe eines Legendenbuchs war vorübergehend die Rede. Im Dezember 1836 klagt Hoffstadt, „daß alle Sammlungen ganz nach Belieben verschleppt werden können, da weder Aufsicht noch Inventar vorhanden sind und ausgeliehene Gegenstände nicht einmal notiert werden. Pocci raisoniert in seinen Briefen an mich fortwährend über die Gesellschaft, daß gar nichts geschehe, während er behaglich die Hände in den Schooß legt und nicht einmal das notdürftigste tut, um Verschleppung der Sammlungen zu wehren."

Zu dieser schlimmen Verwahrlosung trat noch, um der Gesellschaft den Todesstoß zu versetzen, eine Entfremdung zwischen Hoffstadt und Beck. Hoffstadt verlobte sich nämlich im Sommer 1837 mit Johanna Wendelstadt, der Schwester des Bildhauers Wendelstadt, die er im Veit'schen Hause in Frankfurt kennen gelernt hatte. Beck und die anderen Münchner Freunde, speziell Luise Wolf, scheinen ihm nun Vorwürfe gemacht zu haben, daß er durch diesen Schritt das Andenken seiner seit zehn Jahren toten ersten Braut Fanny Beck entweihe. Er schreibt (29. VI. 37): „Wohl habe ich ehrlich und treu ausgeharrt zehn Jahre lang, zuletzt, zumal ich hier gänzlich allein war, Jahre der bittersten und elendesten Einsamkeit. Welchen Kampf habe ich

mit mir gekämpft; wie habe ich mich bestrebt, das Bild der seligen Fanny heraufzubeschwören, um so eine erzene Mauer gegen jeden andern Eindruck um mein verlassenes Herz zu ziehen. . . . . Aber es war vergebens. Ich konnte nicht mehr länger widerstehen der Lieblichkeit meiner Braut."

Unmittelbar darauf erfolgte der endgültige Bruch.

Hoffstadt schreibt am 7. Juli 1837 an Beck:

„Seit wann ergreife ich Menschen und Zustände eben so schnell, als ich wieder gleichgültig gegen sie werde? ... Meine erste Liebe wäre mir ein Wahnbild der Jugend geworden? o Gott! ich zweifle, ob ihr Bild und Wesen so lebendig in Euch als in mir ist und ewig bleiben wird! Ich hätte das Alte, mir ehemals Liebe, Treue, Teuerwerte über Bord zu werfen gestrebt? Nein, nicht eine meiner alten lieben Erinnerungen kann ich missen, vielmehr seid Ihr es, die das Alte, nämlich mich selber, über Bord geworfen habt! Ich hätte es nicht übers Herz bringen können, einen alten, treuen Freund, wie Ihr getan habt, so ohne weiteres unters Kehricht zu werfen. Als mein Onkel starb, hatte ich den festen Vorsatz, Künstler zu werden. Hätte ich ihn ausgeführt, ich würde in der Kunst Ersatz gefunden und dadurch die Kraft erlangt haben, meiner ersten Liebe treu zu bleiben. Ihr kennt die Rücksichten für die Meinigen, welche mich von Ausführung dieses Planes abhielten, worin Ihr mich bestärktet ... Aufdrängen kann ich mich Euch nicht, wenn also die Neigung für mich in Euch erloschen ist, so sage ich Euch — ich schäme mich nicht es Euch zu sagen — weinend lebewohl! Meine Neigung zu Euch war größer als die Eure zu mir."

Nun ging es rasch zu Ende mit der Gesellschaft, deren Lebenskraft erschöpft und deren Daseinszweck in gewissem Sinn erfüllt war: sie hatte geholfen das Interesse an der Vergangenheit des eigenen Volkes und ihren Denkmälern in weiten Kreisen heimisch zu machen. Bereits bestand — kräftiger als die Gesellschaft und frei von ihren romantischen Schwächen und Fehlern — ein historischer Verein in Oberbayern. Und im Dezember 1837 stellten Pocci und Bernhard den Antrag: daß die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde sich diesem Verein anschließe und einverleibe. Dieser Vorschlag wird von sämtlichen in München wohnhaften Mitgliedern angenommen. Und der Erste Jahresbericht des Historischen Vereins von und für Oberbayern für das Jahr 1838 teilt mit (S. 18): „Die Gesellschaft für Deutsche Altertumskunde stellte die Bedingung, daß 1. zur Erhaltung ihres

Andenkens ihr Wappen in das Wappen, welches der Historische Verein annehmen werde, mit aufgenommen, und 2. hinsichtlich ihrer Sammlungen ein genaues Inventar derselben aufgenommen werde."

So hörte also im Jahre 1838 nach siebenjährigem Bestehen die Gesellschaft auf zu existieren. Gewiß mag man es begrüßen, daß die sich aller Orten regenden altertumsfreundlichen Bestrebungen sich zu erweiterter Wirksamkeit in einen gemeinsamen Kanal leiten ließen. Doch bleibt es bedauerlich, daß der besonderen Eigenart der Drei-Schilde-Gesellschaft nicht eine günstigere Entwicklung beschieden war, man hätte ihr schöne Leistungen und Erfolge prophezeien mögen. Aber eben in ihrer sozusagen individuellen Wirksamkeit, in ihren Bemühungen um die Gotik in allen künstlerischen Ausdrucksformen, in ihrem Bestreben, nicht nur Verständnis, sondern Neuerweckung des mittelalterlichen Lebens zu erreichen, blieb sie, romantischem Brauche getreu, Bruchstück.

VI. Kapitel.

Nachklänge.

Und es daure das Vermächtnis
Einer hoffnungsreichen Zeit,
Bei den Freunden zum Gedächtnis
Schöner Wirksamkeit geweiht.

Beck.

Haben wir bis jetzt die Gesellschaft treulich durch ihr Dasein begleitet, so müssen wir uns nun noch in Kürze nach den weiteren Leistungen und Schicksalen der beiden Hauptstützen Hoffstadt und Beck umsehen, die doch immer noch als Hüter und Erben der romantischen Bestrebungen unserer Gesellschaft gelten mögen (neben dem Grafen Franz Pocci, den Hyacinth Holland im Oberbayer. Archiv Band XXXVI (1877) S. 281—331 und in der Bayer. Bibliothek Nr. 3 auf Grund persönlicher Bekanntschaft und feinsten Verständnisses in seinen Leistungen als Dichter und Künstler eingehend gewürdigt hat).

Am hellsten brannte die Flamme der Begeisterung in Hoffstadt, und rasch zehrte sie ihn auf. Als er nach Jahren bittersten Heimwehs nach der Kunst und nach den Münchener Freunden sich 1837 in Frankfurt seine Häuslichkeit gegründet hatte, stockte zunächst der Briefwechsel mit Beck und Luise Wolf, und dadurch sind wir ohne Quelle über sein persönliches Leben und Treiben in dieser Zeit.

Erst 1840 kommt der Briefwechsel wieder in Gang in freundschaftlichem, aber doch weit kühlerem Tone als in den Jugendjahren; die erneute Anknüpfung war wohl mit veranlaßt durch den frühen Tod des jungen Otto Riezler, an dem Hoffstadt sehr hing.

Hatten auch die offenbar sehr erfreulichen häuslichen Verhältnisse unsern Fremdling von seinem Heimweh zu erlösen und in Frankfurt einigermaßen einzubürgern vermocht, so konnten sie doch seinen Eifer für die Kunst nicht im mindesten dämpfen. Das „Gotische ABC“ rückte wacker vor, und sein Verfasser hatte allmählich wenigstens eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken gefunden, andern den Weg zur wahren Gotik zu weisen, da ihm selbst der Pfad zur ausübenden Kunst versperrt war. Schon im September 1836 war ihm klar geworden, wie notwendig eine solche Anweisung über die gotische Stilform sei; er schreibt an Beck: „Wir werden beide hier in der Umgegend so unausgesetzt um gothische Hülfe angegangen, daß wir nichts kürzeres tun können, als ein Werk herausgeben, wo alles praktisch zusammengestellt ist, was vorkommt.“ Und im Oktober desselben Jahres stellt er die Eigenart des Werkes in den folgenden Worten hin: (Hoffstadt an Beck) „Frankfurt, 20. October 1836 ... Ich füge noch hinzu, daß dieses Werkl nicht so fast ein Lehrbuch der gothischen *Baukunst*, als vielmehr ein Lehrbuch des gothischen *Styls* seyn soll. Werke über Baukunst giebt es genug, und die Grundsätze derselben sind im Grunde im gothischen die nämlichen, als wie im griechischen. Also das Bauen braucht man nicht zu lehren, wohl aber den Styl, und diesen zwar auf solche Art, daß aus diesem Werkl sowohl der Architekt lernen soll, *wie* die einzelnen Theile und Verzierungen construiert werden, und *wo* dieselben anzuwenden sind, als auch der Bildhauer, Holzschnitzer, Schreiner u. s. w. daraus wird ersehen können, was für seinen Kram taucht, und daß auch vorzüglich der Ornamentenmaler, oder der Maler überhaupt da finden soll, was er wissen will.“

Das gotische Lehrbuch Hoffstadts erschien im Verlage Schmerber in Frankfurt unter dem vollen Titel: „*Gothisches ABC-Buch, das ist: Grundregeln des Gothischen Styls für Künstler und Werkleute.*“ „Das Werkl“, wie Hoffstadt es nennt, ist ein mächtiger Großfolioband mit goldgedrucktem Titel, bunten Initialen, wechselnden hübschen Randleisten und Schlußstücken, sorgsamster Illustration. Eine eingehende Würdigung müssen wir uns versagen, sie gehört in den Bereich des Kunsthistorikers und Architekten.

Menzels Literaturblatt Nr. 26 vom 5. März 1841 bespricht die erste Lieferung. Die Rezension ist gezeichnet G. und lautet in der Hauptsache: „..... Noch aber ist ein gründliches Werk vermißt worden, welches der Aufgabe (die innersten leitenden Ideen und Regeln der deutschen Kunst aufzusuchen) ins Herz gedrungen wäre und sie mit Ausdauer, Sinn und Geschick in allen ihren Richtungen und Bezügen zu lösen gesucht hätte; ein Werk, welches alle diejenigen Arbeiten und Darstellungen zugleich umfaßte, die auch im Gebiete der Plastik von dem Prinzip der gothischen Architektur vor Alters berührt oder beherrscht wurden; ein Werk, welches die Gesetze dieser Kunst aus dem vorhandenen Material der deutschen Altertümer so entfaltete und vortrug, daß es zur Anwendung des Gothischen Styls in Neubauten nicht sowohl, wie bisher auf eine zerstückelnde und disharmonische Weise insgemein geschah, einer von da und dort zu nehmenden Kopie architektonischer Maaße, Glieder, Formen bedürfe, als vielmehr einer freithätigen und schöpferischen Ausführung der in dem klarbewußten Gesetz gegebenen Grundsätze.

Eine solche rühmliche Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes gesetzt, welches auch in typographischer Hinsicht zu dem Schönsten gehört, was im Jubeljahr 1840 aus der deutschen Presse hervorgegangen ist. Er entwickelt im wohlverstandenen Widerspruch gegen Solche, welche die Kunst des Mittelalters wie ein willkürliches Gebilde schwärmender frommer Phantasie ansehen, die feste und klare geometrische Basis gothischer Konstruktion und die strenge Durchführung der Grundmaaße eines Bauwerks im Grund- und Aufriß und bis in die Ornamentur des kleinsten. Er weist die schöne Wechselbeziehung des Geometrischen und Vegetabilischen in der alten Kunst des deutschen Volkes gründlich und geistreich nach, und führt den fleißigen Schüler in das Geheimnis der Tiefe und Wahrheit, des Reichthums und der Kraft jener architektonischen Formen ein. Dazu beweist er durch seinen eigenen Vorgang in den künstlerischen Beigaben des Werkes, wie sich der jetzige Styl in immer neuen Gestaltungen anwenden und ausführen lasse, und dies Alles mit steter Festhaltung der harmonischen Grundmaaße jeder einzelnen Aufgabe.

In dieser Hinsicht entspricht das Unternehmen vollkommen dem höheren praktischen Zwecke, für welchen es veröffentlicht ist. In unseren Bauschulen und Kunstakademien wird die Lehre der Baukunst nur nach antiken Regeln und Grundsätzen vorgetragen, und

das Gothische kommt etwa nur im betreffenden Kapitel des kunsthistorischen Unterrichts vor, oder wird — eine Sache des Zufalls — von einzelnen, dafür begeisterten Lehrern empfohlen und begünstigt. Diesem Mißstand entgegenzuwirken, bietet sich hier eine deutsche populäre Schule der Baukunst für Kunst- und Gewerbsinstitute dar, und es ist rühmend anzuerkennen, daß der Frankfurter Gewerbeverein das Werk von Hoffstadt allen übrigen Gewerbevereinen empfohlen und der König von Bayern die Anschaffung desselben für die polytechnischen Schulen anbefohlen hat....."

Eine weitere anerkennende Rezension der I. Lieferung findet sich in Försters „Allgemeiner Bauzeitung" Bd. 6 (Beilage 39) Wien 1846. Ebenda findet sich auch ein Aufruf an Altertumsforscher und Werkleute, Beiträge über alte Kunst- und Handwerksausdrücke dem Verlag Schmerber zukommen zu lassen, da Hoffstadt seinem Werk ein erklärendes Wortverzeichnis über solche Ausdrücke der gotischen Baukunst beifügen wolle.

Nach dem Erscheinen der I. Lieferung (1840) erhielt Hoffstadt vom damaligen Kronprinzen Max v. Bayern eine goldene Medaille, und das Werk wurde, zum Teil vielleicht auf Bernhards Verwendung an den Bayer. Polytechnischen Schulen auf königlichen Befehl als Lehrbuch eingeführt.

Nach Auflösung der Frankfurter Bundeskommission kam Hoffstadt 1842 im Oktober als Stadtgerichtsrat nach München zurück, und hier scheint sich die alte Freundschaft mit Beck und Luise Wolf wieder befestigt zu haben, wenn auch dem Wandel der Zeiten gemäß von den himmelstürmenden Kunst- und Organisationsplänen der früheren Münchener Zeit nicht mehr die Rede gewesen sein mag, da Hausstand und Beruf die damals so schwungvollen Gemüter durch naheliegende Pflichten eingegrenzt hatten. Noch 1842 erschien die zweite, 1843 die dritte und vierte Lieferung des „Gotischen ABC". Was Hoffstadt in den ersten Frankfurter Jahren als hohes Glück erschienen war, ein dauernder Aufenthalt in München, das konnte er jetzt nicht genießen, weil das rauhe Münchener Klima seine von jeher schwankende Gesundheit schwer beeinträchtigte. So begrüßte er freudig seine Ernennung zum Appellationsgerichtsrat in Aschaffenburg (1844), wo er sich, von gelegentlichen Gesundheitsstörungen abgesehen, wohlgefühlt zu haben scheint. Es scheint sich sogar eine Möglichkeit für ihn aufgetan zu haben, von der Jurisprudenz weg- und zur Kunst hinzugelangen. Er schreibt zwischen Zweifel und Hoffen

am 14. März 1846 an Beck: ... „Ich bin nun, obwohl man mir Hoffnungen gemacht hat, resigniert. Ist es Gottes Wille, daß ich den Acten erliegen soll, so werde ich mein Möglichstes tun, um diese schwere Bestimmung wie ein Mann zu Ende zu führen; wäre es jedoch anders vorhergesehen, ja das wäre ein Glück, bei dem ich nicht verweilen will, weil es zu schön wäre, als daß man daran glauben kann."

Er hatte recht mit seinen Zweifeln; das Glück war ihm nicht beschieden. Er starb, ein Vierundvierzigjähriger, am 7. September 1846 an den Folgen einer Erkältung. Sein unvollendetes Werk wurde von Claudius v. Lasaulx fortgesetzt, von Dr. J. F. Lange in Marburg abgeschlossen; auch eine französische Ausgabe besorgte der Architekt Aufschlager in Straßburg. Hoffstadts gesamten künstlerischen Nachlaß hat die Münchener Kunstakademie erworben.

Der Tragik dieses Schicksals kann man sich kaum entziehen, wenn man Einsicht genommen hat in die Briefe dieses Mannes, der mit aller Inbrunst eines lauteren und starken Charakters an der Kunst hing, und dem es verwehrt blieb, ihr ganz zu leben, der nur ein Ansporn und ein Wegweiser, aber nicht ein Meister werden durfte, und der seinen heißen Drang als treuer Schüler des Thomas a Kempis immer wieder zu frommer Ergebung hinunterkämpfen mußte. Vielleicht in einer Vorahnung schrieb schon der 25jährige an Luise Wolf: „Es wäre wohl manches schön in der Welt, nur daß es eben doch nichts ist. Es scheint, ihr bester Theil ist die Sehnsucht" (Ansbach, 4. Aug. 1827).

Beck, der seiner ganzen Anlage nach nicht zur Ausschließlichkeit neigte, konnte sich die Prinzipien des „Nur deutsch — nur gothisch" nicht in jünglingshaft-abstrakter Einseitigkeit bewahren; dafür sorgte schon das Leben und der Wandel der Zeiten. War ihm auch in seinem langen Leben nur ein bescheidenstes Maß äußerer Abwechslung beschieden, so waren doch seine Tätigkeit und seine Interessen bis ins hohe Alter hinein überraschend vielseitig und wir erkennen ein von ehrlichem Fleiße getragenes Streben nach möglichster Universalität in all seinen Äußerungen. — Zunächst einmal geriet er mit beiden Füßen tief in den Beruf, und zwar scheint er sich da nicht so rasch eingewöhnt zu haben. Im August 1835 wurde er ständiger Assistent, im November 1836 Studienlehrer am Münchener Ludwigsgymnasium. Und da mag er denn mit dem heimwehkranken und ebenfalls berufsgeplagten Hoffstadt um die Wette geklagt haben,

dieser über seine Akten, jener über seine Anfängerklasse mit 96 kleinen Lateinern. Hoffstadt tröstet den verzweifelten Genossen, der bisher nur für Kunst und Wissenschaft gelebt hat, über den fatalen Zustand mit dem bündigen Rezept: „Verrichte Deinen Schuldienst, als wenn Du Stiefel putztest; hernach, wenn die Stiefel geputzt sind, bist Du ja doch wieder poeta und nicht Stiefelputzer."

Kurz vor seiner Anstellung hatte Beck auch den Doktortitel erworben, und zwar auf eine heute nicht mehr übliche Weise: nämlich durch „promotio in absentia" in Erlangen. Statt der mündlichen Prüfung mußte er schriftlich folgende drei Fragen bearbeiten:

1. Wodurch unterscheidet sich im wesentlichsten der Geist der griechischen Sprache von dem der lateinischen?
2. In welchem Verhältnisse zu einander stehen Philosophie und Kunst?
3. Welche Anregungen für Kunst und Wissen haben die Kreuzzüge dem deutschen Volke gegeben?

Nach einer ziemlich knappen Erledigung dieser Fragen und Erlegung von 100 fl. rheinisch erhielt unser Kandidat am 14. August 1835 von der Universität Erlangen die Mitteilung, daß er sich den Titel Dr. philos. et art. lib. magister errungen habe. Doch ist aus dem Briefe ersichtlich, daß eben in jener Zeit Bestimmungen in Kraft traten, die eine Promotio in absentia nicht mehr erlaubten.

Im April 1839 führte Beck Elisabeth Holzer, eine Nichte Luise Wolfs und Freundin seiner Schwestern, mit der ihn langjährige Neigung verband, zu glücklichster Ehe heim. Im gleichen Jahre übernahm er neben seiner Lehrtätigkeit, die ihm jetzt lieb und geläufig geworden sein mochte, die Redaktion der konservativen „Münchner Politischen Zeitung". Vermutlich geschah das durch die Vermittlung Luise Wolfs, die mit ihren Geschwistern Eigentümerin des angesehenen Blattes war und es bis zu ihrem Tode (1859) auch blieb. Diesem umfassenden und anregenden Wirkungskreis blieb Beck bis 1. Januar 1847 treu, wo er die Redaktion freiwillig niederlegte. Erst zehn Jahre später übernahm er nochmals die Leitung desselben Blattes, das inzwischen zur „Neuen Münchner Zeitung" umgetauft war; aber bereits 1858 gab er die Redaktion wieder ab. Zwei Jahre später trat er nach 24jähriger Wirksamkeit vom Lehramt zurück, und zwar bewilligte ihm König Max im Hinblick auf seine literarischen Verdienste sein volles Dienstgehalt von 1100 fl. als Ruhegehalt und erhöhte dasselbe 1862 auf 1200 fl. Lange, friedliche und

fruchtbare Jahre waren dem 54jährigen noch beschieden, nur getrübt durch den Verlust der Gattin (1864) und durch ein fortschreitendes Augenleiden, das zu fast völliger Erblindung führte. Am 30. August 1888 erlöste den 82jährigen der Tod.

Dieser Lebensgang ist nur der schlichte Rahmen, innerhalb dessen sich eine reiche und vielseitige Produktion entfaltete. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns eingehend mit all den Arbeiten und Entwürfen, den Abhandlungen, Rezensionen, Biographien und Nekrologen, Übersetzungen und Lehrbüchern, Gelegenheitsdichtungen und Rätseln zu befassen, die Becks Feder entstammen und die, wenn auch nicht mit dem Stempel der Originalität geprägt, sich doch durch solide Arbeit und sorgsame Form vor vielen Leistungen der zeitgenössischen Journalistik erfreulich auszeichnen.[1])

Unser Weg führt uns vielmehr nur zu denjenigen unter seinen Werken, welche wir deutlich als Ausläufer der in der „Gesellschaft von den drei Schilden" gehegten romantischen Gedankenwelt erkennen, die mit Beck fast bis in die Tage der Neuromantik hinübergreift.

Es ist nicht zu verwundern, daß nach dem Erscheinen des „Steinmetzen" und der „Andeutungen" gleichgerichtete Bestrebungen in Becks Arbeit zunächst vorwiegen: 1836 exzerpiert er einen Böhme-Kommentar des Nikolaus Tscheer (Amsterdam 1718). Das Exemplar gehörte Baader. Um die gleiche Zeit mögen wohl die Notizen „Gothica oder Wiedererweckung der deutschen Baukunst von dem sittlichen Standpunkt betrachtet" entstanden sein, sicher in Anlehnung an Hoffstadts Korrespondenz und Belehrung. Einiges von den knappen Andeutungen sei hier aufgeführt: „Gothik als germanische Kunst, Zusammenschluß der Kunst und damit überhaupt des Vaterlandes (Handelsverein usw.). Vergleichung der Geschmacksrevolution, die im vorigen Jahrhundert in der Literatur eintrat, mit derjenigen, die in der Baukunst eintreten muß. Offener Kampf gegen das sogen. Schöne der Theorie. Beweis, daß das Charakteristische das wahre Schöne sey. — Griechische Baukunst nicht bloß aus dem Kultus-, sondern aus dem Schönheitsgefühl; sie ist menschlich mild, zart und heiter. Die gothische wohl humoristisch und phantastisch, dann ernst, gewaltig und wunderbar, jedenfalls indes überirdisch, aus dem Leben

[1]) Um Verwechslungen vorzubeugen, sei darauf hingewiesen, daß unter dem Pseudonym „Friedrich Beck" der Journalist J. P. Lyser 1848 in der Wiener Zeitschrift für Kunst Blücher-Anekdoten publizierte. Vgl. Friedr. Hirth, J. P. Lyser (Georg Müller, München), S. 579.

ins Dunkle, in Ahnungen, Mysterien, in eine Traumwelt führend. — Doppelte Richtung des Menschen, die auch hier in der Kunst sich zeigt. Griechisch: objektiv, gothisch: subjektiv; beyde sich ergänzend und uns erfreulich. — Ob um jener (durch die Reformation erlangten) Geistesfreyheit willen zu bedauern sey, daß der gothische Baustyl nicht mehr ausgeübt wurde? — Soll der gothische Styl wieder eingeführt werden, so wird er nicht von Seite der Religion, sondern von weiterer Ansicht aufgenommen werden müssen, vom allgemeineren, von Seite der Kunstreflexion und philosophischer."

Aus der gleichen Zeit ungefähr stammt eine gleichfalls ungedruckte Arbeit „Über die weltgeschichtliche Bedeutung der Wiederherstellung der antiken Kunst und Literatur", in mehrfachen Konzepten und Abschriften erhalten. Hier schreitet Beck auf dem von ihm betretenen Wege einer christlichen Philosophie weiter voran. Die Grundgedanken dieser Würdigung der Renaissance vom religionsgeschichtlichen Standpunkt sind in Kürze folgende: „Das Altertum kann nicht aus sich selbst völlig begriffen werden; der Schlüssel zu seinem Verständnis liegt im Christentum. Denn die Geschichte ist ein lebendiger Strom, der nimmer innehält in seinem Laufe, sondern sich hinbewegt mitten nach dem Herzen Gottes und von ihm hinüberfließt in die stillen Gewässer der Ewigkeit.

Die Heiden, einer höheren Gotteserkenntnis beraubt, konnten immerhin auch eine gewisse Kenntnis von Gott schöpfen, die sich freilich nur über die Kraft und Allmacht Gottes erstreckte, nicht aber über seine Liebe.

Die antike Humanität stellt nicht das Höchste dar, als welches die Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen ist. Das Mittelalter nun hatte diesen Supranaturalismus als Zweck, den es freilich nicht vollkommen ausbildete.

Am Schlusse des Mittelalters fühlte aber die Menschheit das Bedürfnis, durch die Vermittlung des Humanismus der Alten auch die menschlich-naturalistische Seite des Christentums nachdrücklich hervorzuheben; aber diese Bewegung führte zu einer Spaltung in der Kirche. Der mittelalterliche Supranaturalismus oder die Mystik lebte im strengen Luthertum und im Pietismus weiter, die naturalistische im Sozinianismus und im Rationalismus (cf. Möhlers Symbolik[4] 614). Jetzt aber konnte der christliche Humanismus tiefer gefaßt werden. Die Literatur trat aus der überweltlichen Region in die weltliche und profane, wodurch zwar gleichfalls die ideale Richtung und der

religiöse Charakter derselben für lange Zeit niedergehalten wurde, aber doch die Möglichkeit gegeben war, allmählich auch die weltliche Literatur und Kunst von dem Geiste des Christentums durchdrungen zu sehen.

Wiederbringung des Unendlichen in den endlichen Formen, die uns die Antike schenkte, ist die Aufgabe der christlichen Kunst. „Das Wort ist Fleisch geworden." Dante, Calderon, Milton, Klopstock, Shakespeare.

Eine christliche Philologie, der es um das Wesen der Antike, um die Größe der unerlösten Natur zu tun ist, konnte erst am Ende des Mittelalters entstehen, doch blieb es auch hier größtenteils bei unfruchtbarer Polyhistorie.

Es bedurfte also, um die Erkenntnis des Altertums zu fördern, eines Geistes, der an den Werken derselben Form und Wesen, Äußeres und Inneres, Kunst und Natur zugleich und in ihrer unauflöslichen Einheit zu fassen vermochte, so daß man endlich darüber zur Klarheit kam, es handle sich nicht darum, dies und jenes an den Schöpfungen der Vorwelt zu kennen, sondern die Kraft, von der sie emporgetrieben wurden, die alte Flamme der Natur, die in ihnen brennt, den innersten Kern und Grund ihres Lebens.

Goethe ist dies am besten gelungen und der Philosophie. Jetzt ist es an der Zeit, das Altertum auch von der realen Seite zu studieren, besonders die Religion der Alten zu erforschen. Es sollte mit weit größerem Ernste, als es gewöhnlich geschieht, der wirkliche, nicht etwa auf Täuschungen der Einbildungskraft beruhende Verband der Heiden mit der ober- und unterirdischen Welt und ihren Kräften durch Vermittlung des Priestertums, des Opfers, des Gebets, der Segnungen, der Bilderverehrung, der Orakel und Mysterien hervorgehoben werden. Es sollte ferner auf die hohe Bedeutung des Polytheismus und der aus ihm entstandenen Mythen mit innigerem Bezuge auf den christlichen Monotheismus hingewiesen werden. Denn auch der Christ, obwohl durch die unendliche Erbarmung zur Erkenntnis der Freyheit, Persönlichkeit und Einheit Gottes geführt, muß den Reichtum der göttlichen Gedankenwelt, der eben in dem Polytheismus der Heiden, wenn auch nicht immer rein, sich ausspricht, festhalten und sich lebhaft vergegenwärtigen. Dies kann er um so sicherer, da ihn nicht wie den Heiden die mangelnde Einsicht in das Wunder der persönlichen Liebe, zu dem traurigen Wahne eines blinden Verhängnisses und zu den Verirrungen der Idolatrie und eines infernalen Naturdienstes verleitet.

Belehrung in den Schulen über die heidnische, besonders griechische Religion dringend zu empfehlen, entweder bei der Schriftstellerlektüre, oder in eigenen Lehrstunden, oder im Geschichts- oder Religionsunterricht.[1])"

Wiederum wandelt Beck hier in den Gedankengängen Franz von Baaders. Die Quintessenz seiner Ausführungen beruht in den zwei Begriffen des formalen und realen Studiums der Antike, von denen wiederum der des realen der bedeutsamere ist. Fällt das formale Studium ungefähr mit künstlerischer Nachahmung zusammen, so bildet das reale Studium die Aufgabe der Philologie. Der wichtigste Teil dieses realen Studiums ist aber die Untersuchung der antiken Religionsvorstellungen. So gelangt Beck zum Begriff einer „christlichen Philologie" der Antike; diese Wissenschaft hat die Aufgabe, die antike Religion und Mythologie nicht rationalistisch als ein Produkt subjektiver Täuschungen der Einbildungskraft zu erklären, sondern sie soll zeigen, inwieweit in den religiösen Einrichtungen des Heidentums objektive Mächte tätig waren. Beck weist besonders auf das Opfer, das Gebet, die Bilderverehrung usw. hin; das waren gerade die Dinge, denen Baaders Philosophie wieder tiefste Bedeutung verliehen hatte.

Den Gedanken, die heidnischen Religionen behufs eines tieferen Verständnisses der christlichen zu studieren, haben wenige Jahre später Ernst v. Lasaulx' Werke ausgeführt: „Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältnis zu dem Einen auf Golgatha"; „Über den Sinn der Ödipussage"; „Die Gebete der Griechen und Römer"; „Die Linosklage"; „Über den Fluch und über den Eid bei den Griechen und Römern".

Beck bot die Schrift Cotta an, der aber den Verlag ablehnte; so blieb sie ungedruckt, wurde aber im Laufe der Jahre von Beck mit mancherlei Zusätzen versehen.

Dagegen gab Beck 1839 ein Epos in 24 Gesängen „Otto der Große und die Ungarn" bei Georg Franz in München heraus. Verfasser dieses Werkes war Franz Frhr. v. Unterrichter.[2]) In der Vorrede rühmt Beck die Seltenheit des epischen Dichtertalents neben

[1]) Vgl. J. Hamberger, Üb. d. Religionsunterricht am Gymnasium. München 1835.

[2]) Franz Unterrichter Frhr. v. Rechenthal auf Salach (geb. 1775). War 1812 Geh. Rat und Präsident des Appellations- und Kriminal-Obergerichts in Klagenfurt. Nähere Beziehungen zwischen ihm und Beck waren nicht zu entdecken. Vielleicht war er ein Freund von Becks Vater.

der Massenhaftigkeit der zeitgenössischen Lyrik und den in homerische Form gekleideten christlich-germanischen Inhalt des Werkes. Heutzutage dürfte es wenig Leser finden, aber für die damalige Zeit ist der Respekt vor der Antike, vorausgesetzt, daß die Gesinnung christlich sei, ein charakteristischer Zug. Auch war es aktuell wegen des Gegensatzes zwischen Deutschen und Magyaren.

Eine eigene Arbeit von Beck kam erst wieder im Jahr 1844 unter dem Titel „Gedichte“ in Kommission der literar-artist. Anstalt in München heraus. Ihrem Wesen nach unterscheiden sich diese Gedichte gar nicht von Becks Erstlingen. Eine Reihe der Gedichte von 1829 erscheint auch in diesem Bändchen unverändert wieder. Mehrere religiöse Gedichte sind durch Gemälde der Luise Wolf angeregt, eine Reihe von Liedern ist von Pocci komponiert. Das Gedicht von den vier Gekrönten, den Patronen der Architektur[1]) (S. 129), begleitete ein Neujahrsblatt von Hoffstadt. In den Liedern, den religiösen Gedichten, den Romanzen und Balladen und den Gedichten historischen Inhalts findet sich noch ganz die Vorliebe für Naturstimmung, innige religiöse Betrachtung, schauriges und zauberhaftes Geschehnis, liebevoll-stolze Versenkung in die deutsche Vergangenheit, wie sie der Romantik eignet. Aber im Schlußteil, unter den Zeit- und Gelegenheitsgedichten wird plötzlich fühlbar, wie der Wandel der Zeiten auch unsern Dichter nicht ganz unberührt gelassen; nicht als ob er in den Ton des jungen Deutschland einstimmte — das lag ihm zeitlebens fern — aber wir finden immerhin unter Liedern für die Gesellschaft der Zwanglosen und solchen für öffentliche Anlässe eine Huldigung für Thorwaldsen und ein Sonett auf Goethes Iphigenie, das so ziemlich den Gegenpol zur antihellenischen Tendenz seiner früheren Werke bildet. In ganz geringer Minderzahl sind auch antike Formen vertreten (alkäische und asklepiadeische Strophen), die gewandt gehandhabt werden, und zwar in Gedichten zur Verherrlichung wittelsbachischer Fürsten.

Für die nächsten Jahre mochte wohl der anstrengende Doppelberuf selbständige größere Arbeiten unmöglich machen. Erwähnenswert ist ein Bericht über die Münchener Kunstausstellung 1845 (nach Eröffnung des Ausstellungsgebäudes am Königsplatz) (Cottas Kunstblatt 1845) und der tiefempfundene Hoffstadt-Nachruf im

[1]) Vier Künstler, die unter Diocletian ihre Kunst nicht dem Heidentum widmen wollten und dafür den Märtyrertod erlitten. Über ihren Gräbern sah man darauf vier Kronen schweben.

neunten Jahresberichte des Historischen Vereines von und für Oberbayern (1847). Zwei kleinere religionswissenschaftliche Arbeiten kamen als Schulprogramme an die Öffentlichkeit. „Die Schicksalsidee in der Religion der Griechen“ (1847) und „Die Zeusidee in ihrer centralen Stellung zum helleniſchen Götterkreiſe“ (1852). Hier finden wir Beck völlig eingebürgert im antiken Kulturkreiſe; eigentlich wäre ja auch das Gegenteil verwunderlich. Denn ſein Beruf als Lehrer der klaſſiſchen Sprachen und Literaturen — nicht ſo neutral wie Hoffſtadts Jurisprudenz — mußte ihm, dem feinſinnig Aufnehmenden und Anempfindenden, im Laufe der Jahre Verſtändnis und Neigung für die Antike wecken. Überdies betrachtet er ja die Erforſchung der antiken Gedankenwelt, wie wir ſchon ſahen, nicht als den direkten Weg zur Kunde höherer Menſchlichkeit, ſondern er ſieht in ihr ein Mittel zur Beſtätigung und Bekräftigung der chriſtlichen Lehre, die vom Altertum vielfach vorgeahnt worden ſei. Dieſem Ziel ordnet er ſeine Arbeit bewußt unter und ſpricht ſich in der Vorrede zur „Zeusidee“ im Anſchluß an ſeine früheren Arbeiten und an E. v. Laſaulx unmißverſtändlich darüber aus: „Man müſſe im Unterricht alles das hervorheben, was an und für ſich das rege und kräftige Glaubensbedürfnis des heidniſchen Altertums beurkundet und zur Beſtätigung der großen Wahrheit dienen kann, daß zu allen Zeiten die Religion die feſteſte Stütze der ſittlichen und auch der ſtaatlichen Ordnung geweſen iſt. Es werden ſich endlich manche Anläſſe ergeben, um darauf hinzuweiſen, wie ſogar in den Naturreligionen der heidniſchen Völker der Vorzeit Vieles mit der chriſtlichen Lehre Übereinſtimmende, ihre Wahrheit Beſtätigende oder doch in dunklen Ahnungen, Vorbildern und den entſtellten Reſten der Urtradition darauf Bezügliche zu finden ſei.“

Daß die Ereigniſſe des Jahres 1848 den ſo Geſinnten aufs tiefſte verſtimmen mußten, iſt klar. Doch ſtand er nicht mehr als Redakteur in der Öffentlichkeit, und wir vernehmen ſeinen Groll nur aus einem Briefe vom 8. Oktober 1848 an Wally: „Die öffentlichen Verhältniſſe ſind noch immer ſo verwirrt und trüb, daß ſie auf meine ſonſt heitre Stimmung niederſchlagend wirken. Das unlautere Treiben unſerer ſogenannten Volksmänner und die Schwäche der Regierungen droht uns einem blutigen inneren und äußeren Kriege entgegenzuführen. Alle Wohldenkenden ſehnen ſich nach einer ſtarken Hand, die Kraft genug beſitzt, die zerrütteten Verhältniſſe Europas zu ordnen und eine neue Barbarei von uns abzuwehren.“

Beck war Mitglied des konstitutionell-monarchischen Vereins, der von 1849—1852 bestand, und hat zu dessen Zusammenkünften mehrere Gedichte verfaßt.

Eines enthält die Zeilen:

Wo Deutschland ist, da soll auch Österreich wohnen,
Kein Parlament vernichtet Nationen.

Daß trotz und neben der tiefen Betrübnis, die das Jahr 1848 mit seiner Zerrüttung über alle Wohlmeinenden brachte, die alte Freude an Ritterspiel und Mummenschanz noch lebendig war, beweist ein Brief Schwanthalers an Beck. Beck hatte dem Freund eine Inschrift über den Eingang seiner Burg Schwaneck bei Großhesselohe verfaßt:

So stehe denn hier in Gottes Hand
Der Thurm am felsigen Uferrand,
Gebaut nicht um Schein und eitle Ehr,
Zu Trutz nicht oder Waffenwehr;
Nur früher Jugend schönster Traum
Soll steigen empor im trauten Raum;
Der Blick in die Ferne, die Luft so klar,
Vom Flusse das Rauschen wunderbar,
Der Freunde Wort und Sag und Sang
Erfrische das Herz im Lebensdrang.

Schwanthaler schrieb ihm darauf (undatiert):

„Lieber Freund!

Deine Poesie wurde also mit altdeutschen Lettern in Stein gehauen und am Turme angebracht, in einer Höhe, wo sie recht gut gelesen werden kann; sie findet allgemeinen Beyfall und wurde gewiß schon mehrere Dutzendmal abgeschrieben..... Die Comödie in meinem Hofe selbst war ohne weiteres der reizendste Theil des ganzen Tages..... Ein Tisch voll Geharnischter saß beim Burgthor, eine Gruppe stand oben am Eingang. Einzig in seiner Art. Die Modernität wurde nur unter abwürdigenden Worten eingelassen. Denke Dir hinzu, die blaue Luft, den alterthümlichen Bau, die Gegend, die Frühe, Bier, Scheiben usw.

Hoffentlich wird die Bierrevolution nicht zum Schwert des Damokles, und so lebe denn wohl auf Deiner Braustätte. Komm bald nach der Burg. Stets

Dein Schwan."

(Ein anderer Brief Schwanthalers ist unterzeichnet: „Dein Raubritter in der Schlafhauben.")

Eine Reihe von politischen Gedichten Becks erschien auch unter dem Titel „Zeitgedichte“ in seiner dritten Gedichtsammlung „Stilleben“ (München, Fleischmann 1861); ferner als Einzelbändchen „Zeitklänge“ 1860 bei Fleischmann in München. Einige von diesen Gedichten waren zuerst in Cottas „Morgenblatt“ und in den „Fliegenden Blättern“ gedruckt worden, alle Becks großdeutschen Standpunkt und seine Enttäuschung über die vergeblichen Mühen des Frankfurter Parlaments deutlich betonend. Wolfgang Menzel lobt in seiner Rezension (Cottas Kunstblatt 35 vom 1. Mai 1861) besonders die Ode „Dem deutschen Kaiser“ (Stilleben S. 224).

Bezeichnend ist, daß er den übrigen Gedichten des Bändchens „eine seltene Gewalt über die Sprache und tiefe Kenntnis des Wohllauts“ nachrühmt, aber ihren epigonenhaften Mangel an neuen Ideen lebhaft tadelt. „Hannibals Traum“ (Stilleben S. 144) gemahne ihn auffallend an eine 1825 von ihm selbst publizierte Romanze „Der Tod des Propheten“, die er „aus Anlaß der Beck'schen Nachahmung“ in allen 12 Strophen als Schluß der Rezension abdruckt. Eine weitere Besprechung von Rudolf Schreiber-Ansbach findet man in der Beilage zu Nr. 176 der Allgemeinen Zeitung vom 25. Juni 1861. Sie lautet:

„Stilleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl von Friedrich Beck. München 1861.

σ. Wenn auf irgend einem Gebiete der Schluß von dem Werk auf den Schöpfer selbst ein sicherer ist, so ist das auf dem Felde der lyrischen Poesie der Fall; denn da ist es eben der durch Liebe und Haß, durch Furcht und Hoffnung und all dergleichen heftiger erregte und höher als gewöhnlich gestimmte Mensch, den es zur Offenbarung der in ihm gährenden und stürmenden Welt drängt. Kein Wunder darum, wenn von 10 lyrischen Gedichtsammlungen neun auf Leute kommen, die noch in der Zeit der Jugend stehend, vor dem quälenden Drang ihres übervollen Herzens nicht anders sich retten können, als daß sie den größern oder geringeren Kreis ihrer Freunde mit den Producten ihrer Muse beschenken. Und wer möchte in Abrede stellen, daß wir auf diese Weise, trotz starker, ja fast bedenklicher Vermehrung der Maculatur, doch zu manchem schönen Lied, zu mancher ächten Perle des Gesangs gekommen sind, während die große Masse der schöngebundenen goldschnittgezierten Büchlein schon nach einem Jahrezehnt der tiefsten Vergessenheit rettungslos anheimfällt.

Ganz anders nun stellt sich die Sache, wenn ein Mann im gestandenen Alter, der durch größere Werke der Dichtung auf dem episch-didaktischen Gebiet hinreichend seine Berufung zum Dichter dargethan hat, vor das Publicum tritt mit einer neuen Sammlung lyrischer, von ihm selber mit dem Namen „Stillleben" bezeichneter Gedichte, und das in einer Zeit, wo das Stillleben wenn nicht zu den verschwundenen, so doch zu den verschwindenden Dingen gehört, und ruhige Beschaulichkeit und gemüthliche Erwägung des kurzen Daseins von einer ungeduldigen Hast des Erwerbes und einem leidenschaftlich-einseitigen Jagen nach Genuß allerorten verdrängt wird. Und doch hat er Recht mit seinem Auftreten, und zwar ein nicht geringeres als die Rose, wenn sie blüht, oder der Apfelbaum, wenn er die goldene Frucht durchs dunkle Laub schimmern läßt. Was ruft sie alle, die Gedichte, die Äpfel und die Rosen ins Daseyn? Was anders als die innerlichtreibende, unwiderstehlich sich entwickelnde Kraft hier der Natur und dort des menschlichen Gemüthes. Und allen Respekt vor einem Stillleben, das in seiner Weltabgeschiedenheit und Weltlärmsferne mit so reichem Inhalt sich zu füllen versteht, das die höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit nicht minder als die Freuden der Sterblichen an der unverwelklich-schönen Natur mit in seine Clause hineinnimmt, und nun mit all den Dingen in seiner Einsamkeit lebt und schafft, bis sie eine feste Gestalt gewonnen haben, und dann als „geflügelte Worte und goldene Sprüche" herauskommen.

Und wie uns aus den mehr philosophisch gehaltenen Gedichten der Sammlung eine Persönlichkeit entgegentritt von ebenso tiefer als umfassender Bildung, wie in derselben die ewig heitere Welt der Alten nicht weniger wirkt und schafft, als die reinigende und verklärende Kraft eines tiefinnerlichen von starrem Confessionalismus weitentfernten Christenthums, so begegnen wir, namentlich in den landschaftlichen Bildern, einem so feinen Sinn für die Form der Erscheinung, einem so liebenswürdigen Erfassen von Dingen, an denen die Menschen des Genusses blind vorübergehen, daß wir gerne mit ihm Freundschaft schließen, und mit Freuden uns von ihm führen lassen, sey es nun daß er in tiefer Bergeinsamkeit und Waldesstille uns geleitet, sey es daß er in den Festjubel des erleuchteten Saales hineinblickt. Und auch wo er das Ringen der Gegenwart uns vorführt und politisch wird — ein gefährliches Gebiet für den Lyriker! — auch da muß selbst sein politischer Gegner ihm zugestehen, daß das schöne

Maß nicht überschritten und allenthalben der Mensch so vorgetragen wird, daß über seine tiefere Berechtigung kein Zweifel übrig bleibt.

Wenn nämlich zu aller wahren Dichtung zwei Dinge gehören, einmal das Untergehen der sichtbaren Welt in dem Gemüth des Dichters, zum anderen das Auferstehen derselben aus dem höheren Medium des Gemüthes vermittelst des geistigsten Organs im Menschen, der Sprache: so folgt daraus von selber, daß es weder mit dem tiefen Dichtergemüth noch mit der bunten Welt der Objecte gethan ist, die sich in demselben spiegeln; noch weniger wird die bloße Neuheit der Dinge der Dichtung einen bleibenden Reiz zu geben im Stande seyn, vielmehr muß der Dichter außer dem reichen Gemüth und der leichten Erregbarkeit noch ein zweites besitzen, was ihn erst zum Dichter macht; er muß — um es kurz zu sagen — Meister der Sprache seyn, er muß es verstehen, die individuelle Erregung so zum allgemeinen Ausdruck zu bringen, daß sie gleichsam in all den Seelen, die das Gedicht lesen oder hören, nachzittert und nachklingt; wie von dem einen elektrischen Funken die ganze unendliche Kette von Personen durchzuckt wird, so muß ein wahrhaft poetisches Werk (und wär es auch das kleinste Lied) in alle Ewigkeit die Menschenherzen erfassen und ergreifen; das aber wird der Fall seyn, wenn der innerlich erfaßte Gedanke die rechte Form des Ausdrucks gefunden haben wird. Und das ist denn der zweite Vorzug der lieblichen Sammlung, daß wir nirgends ein Mißverhältnis gewahren zwischen Inhalt und Form, daß wir überall das Streben wahrnehmen können nach möglichst reinem Ausdruck des richtig Empfundenen.

Es ist hier nicht der Ort auf einzelne nach beiden Seiten hin besonders gelungene Stücke aufmerksam zu machen; doch sollte es uns sehr wundernehmen, wenn wir nicht bald den „Tongeistern", dem „Thränenkrüglein", der „Anna von Tegelstein" in den leider noch immer so beliebten Mustersammlungen, so wie einer Reihe lyrischer Gedichte in den freibeuterischen Büchern unter dem Titel: „Blumenlese auf dem Felde deutscher Lyrik" usw. begegnen sollten.

Sey dem nun wie ihm wolle; wenn wir in diesen, allem eher als dem Stillleben dienenden Blättern dennoch auf dieß „Stillleben" aufmerksam zu machen suchten, so geschah es vornehmlich darum, weil wir der Überzeugung sind, daß nicht wenige es uns danken werden, auf die liebliche Gabe des bescheidenen Dichters durch diese Zeilen hingewiesen worden zu seyn. —

Einer zweiten Beurteilung, die uns nachträglich zukommt, entnehmen wir folgende Stelle: „Aber so mannigfach auch dieser Inhalt ist, sie spiegeln, wie Uhland sagt, als Einheit im Zerstreuten unsres Dichters ganz Gemüth. Oder mit andern Worten: Diese Gedichte machen bei wiederholtem wie beim ersten Lesen auf uns den Eindruck, daß sie der lautere Spiegel eines Herzens sind, welches, poetisch gestimmt und tief angeregt von allen Erscheinungen der Außenwelt, stets das Höchste unverrückt im Auge behält und den Wirrnissen des Lebens, in dessen Strudel es sich hineingesetzt sieht, überall eines siegreich entgegenstellt: den fast kindlich naiven Ausdruck der Idee. Daß das Wohlwollende und das Wohlthuende hier so ganz zusammenfallen, ist der Hauptgenuß, den diese „stillen" Gedichte dem Leser bereiten. Was sie ferner alle gemeinsam haben, das ist eine höchst vollendete Form. Die Verse sind nicht nur durchweg sehr leicht und fließend, sondern auch sehr regelmäßig gebaut. Der Verfasser hat mit Recht fast durchgehends keine andern Maße gebraucht als die von Goethe und Schiller geheiligten; aber man sieht, daß er nicht umsonst die griechische Metrik und deren Anwendung auf die deutsche in der Platen'schen Dichterschule studiert hat. [Anm. d. Red.: Wobei jedoch zu bemerken, daß Fr. Beck weniger strengen prosodischen Grundsätzen huldigt, wovon die nach Inhalt und Diction sehr schöne alcäische Ode „an Schwanthaler" mehrfache Spuren trägt. Dagegen ist die Ode „die Ideale" auch prosodisch rein durchgeführt. Ein lapsus calami fiel uns auf S. 254 in dem Gedicht „die deutsche Schillerfeier" auf, nämlich in der Stelle:

„Als ob ein Wahn die tiefen Schmerzen
Der Schmach, die wir erlebten, sey;"

wo die Construction klärlich seyen verlangt. Es wird sich leicht verbessern lassen.]"

Robert Prutz im deutschen Museum 1862, Nr. 32 schrieb: „Dieser Dichter ist eine überwiegend innerliche Natur, sein Gemüt ist zart besaitet, von fast weiblicher Reinheit und Empfänglichkeit und so sind es auch vornehmlich innere gemütliche Zustände, vor allem aber Betrachtungen über Kunst, Welt und Leben, in denen sein liebenswürdiges Talent sich am glücklichsten äußert. Besonders in seinen Meditationen über Kunst vereinigt sich tiefe und gründliche Bildung mit dem glücklichsten poetischen Ausdruck. In der Mehrzahl seiner Zeitgedichte spricht Beck nur das Mißbehagen aus, das die Gegenwart in ihrem wilden rastlosen Treiben ihm erregt."

War die Beckſche Lyrik, wie ſie ſich in den „Gedichten“ vom Jahre 1844 und im „Stilleben“ vom Jahre 1861 darſtellte, zwar formal gewandte, aber doch wenig bedeutende Epigonenlyrik ohne perſönliche Prägung, ſo müſſen wir ſeine Theophanie (Gotha, Perthes 1855) doch weſentlich höher ſtellen.

Eigenartig ſchon im Stoff und in der innigen Verbindung von epiſchen, lyriſchen und didaktiſchen Elementen, erregte ſie wohl die lebhafteſte Aufmerkſamkeit von ſeinen ſämtlichen Schriften und iſt auch für uns wichtig, weil ſich hier der Einfluß der Romantik und beſonders der Jakob Böhmes deutlich ausſpricht.

Beſondere Beachtung verdient die wirklich große kosmiſche Anlage des Werkes, das nämlich die ganze Welt- und Heilsgeſchichte vom Urbeginn aller Dinge[1]) an bis zum Jüngſten Gericht herab behandelt. Dieſer ſeiner weiträumigen Anlage nach übertrifft es in gewiſſem Sinne die großen religiöſen Epen eines Dante, eines Milton, eines Klopſtock, die ſich nur mit dem Beginn oder dem Ende der Dinge oder mit der Perſönlichkeit des Erlöſers befaſſen. An Tiefe und Wucht der Geſtaltung ſteht freilich die „Theophanie“ hinter ihren großen Vorgängern beträchtlich zurück.

Eine beſondere Anregung zur Ausführung der „Theophanie“ von ſeiten eines Buches etwa oder eines Freundes iſt kaum anzunehmen; Becks geſamte Geiſtes- und Studienrichtung mußte ihn auf dieſes Gebiet führen; ſeine Studien über Böhme, über Dante, über religionsphiloſophiſche Probleme der Antike, über die Kunſt des Mittelalters, ſeine religiöſe und politiſche Lyrik mögen als Vorarbeiten zur „Theophanie“ gelten. In Becks ſchriftlichem Nachlaß findet ſich auch unter dem Titel „Kreuz und Roſe“ eine ungedruckte Sammlung religiöſer Gedichte und Legenden, die wohl zum Teil im Zuſammenhang mit der „Theophanie“ entſtanden ſein mögen. Ein Gedicht „Die Menſchwerdung“ erſcheint ſogar in der „Theophanie“, und durchweg begegnen wir denſelben Anſchauungen; nur bietet „Kreuz und Roſe“ mehr Betrachtung, die „Theophanie“ mehr fortſchreitend ſich entwickelndes Geſchehen.

Das Werk iſt in ſieben Abſchnitte eingeteilt, deren jeder 4—8 Gedichte enthält. Wer die „Theophanie“ heute unbefangen lieſt, wird

[1]) Über „Die Urzeit der Erde“ erſchien ein Jahr nach der Theophanie ein Gedicht von Franz v. Kobell, das den Gegenſtand naturwiſſenſchaftlich behandelte und Alexander v. Humboldt zugeeignet war. Man möchte faſt an eine Wiederauferſtehung des Lehrgedichtes glauben, das wiſſenſchaftliche Erkenntniſſe in poetiſcher Form darbietet.

vor allem erstaunt sein über den Reichtum an Ausdrucksformen, der das Gefühl der Eintönigkeit nicht leicht aufkommen läßt; von der einfach gereimten Vierzeilenstrophe bis zur schwungvoll gebauten Hymne lösen sich alle lyrischen Formen in reichem Wechsel und sorgsam bedachter Auswahl ab. Die sieben Abschnitte lauten: 1. Gott und die Welt, 2. Die Sünde, 3. Die Verheißung, 4. Die Erfüllung, 5. Der Geist, 6. Welt und Kirche, 7. Kampf und Vollendung. Besonders in den ersten Abschnitten, wo es sich um die Urgründe der Weltschöpfung und der menschlichen Bestimmung handelt, ist der enge Zusammenhang mit Jacob Böhme unverkennbar. Im ersten Gedicht „Der Dreieinige" wird das Wesen der Dreieinigkeit und das Wirken der göttlichen Personen beschrieben: Der Vater schaut im Sohne sich selber und erhebt diesen wieder zum Geist in sich; er selbst hat „das All der Wesen und der Dinge Grund" in sich beschlossen; „in seligen Genügens heilger Stille" ist er in sein Inneres versenkt.

„Er gießt aus sich den Lebensstrom hervor,
Den nie versiegenden im Feuergrund;
Er öffnet oder schließt des Werdens Thor
Und giebt sich als den starken Herrscher kund."

Der Sohn wirkt da,

„Wo den Keim ein Bildungstrieb erfüllt,
Die Form sich regt und rührig wirkt die Kraft,
Wo aus der Nacht die Morgenröthe quillt,
Und ohne Rast am Werk der Meister schafft."

Der Geist ist im Duft der Blumen, im Kristall, im Äther, im Lied der Nachtigall, im mystischen Schauen der Seele am Werk.

Im zweiten Gedicht „Die göttliche Gedankenwelt" schildert Beck das, was Böhme unter dem Namen der „ewigen Weisheit" oder „Jungfrau" versteht. Gott betrachtet zu seiner Ergötzung im „Spiegel" „der Formen bunte Schar" und findet darin völliges Genügen:

„Die Welt, die er geschaffen,
Niemals bedurft' er sie."

In dem Gedicht „Der Sturz des Lichtengels" erfahren wir zunächst, genau der Lehre Jakob Böhmes gemäß, daß Gott in Michael ein Abbild des Vaters, in Uriel ein Abbild des Geistes, in Luzifer ein Abbild des Sohnes schuf. Aber Luzifer im Vollgefühl seiner Schönheit und Größe erstrebt

„Losgebundenen Seins
Trügenden Vollgenuß“ — er hat
„Angezündet die Flamme,
Die gebändigt ruhte
Verschlossen unter dem Spiegel des Lichtes.“

Und nun entsank Luzifer dem Herzen des Sohnes und ihn umfaßte die

„Herbe grimmige
Zornfeuernacht
Des Todes.“

Sogar mit Beibehaltung des Ausdrucks „herbes grimmiges Zornfeuer“ folgt hier Beck der Darstellung Böhmes, der behauptet, daß Luzifer, statt seine „Imagination ins Licht Gottes zu setzen“, sich dem „Grimme“ der Natur ergab, wodurch er ganz von selbst die Hölle, die bisher ihm verborgen war, sich erschloß.

In dem Gedicht „Das Böse und die Freiheit“ wird die Frage erörtert, wieso das Böse sich mit Gottes Güte und Vorsehung verträgt und ebenfalls im Sinne Böhmes beantwortet. Der Mensch ist nicht von Natur böse: es steht ganz in seiner Macht, ob er sich Gott oder der „finstern Zornesmacht“ ergeben will.

„O Freiheit, gottvertraute,
Du führst zum Himmelssaal;
Die Prüfung ist dein Schlüssel,
Dein Pförtner ist die Wahl!“

Auch den Fall der Engel hat Gott vorausgesehen, aber das Böse ist nicht von ihm:

„Sie konnten sich erproben
Als böse oder gut,
Sie konnten Gott bezeigen
Dank oder Frevelmuth.“

Das folgende Gedicht ist betitelt „Die Schöpfung der Erde“.

Durch das Wort „Es werde Licht“ floh Luzifer zur Tiefe „vor der Klarheit hellem Schein“. Die Schöpfung wird eben auch von Beck als eine Rettung und Wiederherstellung der durch den Abfall Luzifers verdorbenen Natur betrachtet, nicht als eine allererste Neuschöpfung. Die Scheidung der „schweren“ und „leichten“ Wasser geht ebenfalls auf Böhme zurück; sie entspricht genau seinem „äußeren und inneren Wasser“ oder dem „Wasser des Todes und des Lebens“. Die Schöpfung der Pflanzenwelt geht bei Böhme durch den Einfluß des Lichtes oder des feurigen Mercurius auf den wässrigen vor sich;

deshalb sprossen bei Beck „vermählt dem Wassergeiste Pflanzen zart und mild“.

Und wenn Beck schreibt:

„Stärker vom Gestirn hernieder
Strömte nun der Lebensgeist,
Der gemischt dem Erdenkerne
In des Festlands Tieren kreist. . .“

so kann die Stelle auch nur mit Hilfe der Böhmeschen Anschauung verstanden werden, daß das animalische Leben durch Einwirkung der Gestirne entstanden sei, und daß diese Geschöpfe ihren Leib von der Erde, ihren Geist aber von den Gestirnen, vom spiritus mundi haben.

Nun folgt die Schöpfung des Menschen: „Der erste Mensch“. — „Sollte der Mensch, als Gottes Bild, über die Fische, Vögel, Thiere und die ganze Erde, sowie aller Gestirne Wesen herrschen, so mußte er auch aus diesem allem sein; denn jeder Geist herrscht nur in seiner Mutter, daraus er entstanden ist“, schreibt Böhme (Myst. 14,8), und Beck sagt:

„Was über dir die Schwingen regt
Und jubelt in der Luft,
Was sich in Haus und Flur bewegt,
Was Köstliches die Tiefe hegt,
Was haucht in Blüthenduft,
Dein war es alles, alles dein,
War dir zur Lust und Zier;
Es drang in deine Seele ein,
Es mußte dir wohl nahe sein,
Es war ein Theil von dir!“

Weiterhin sagt Beck:

„Doch solltest du, was trübe war
Getrennt in Raum und Zeit,
Hinüberleiten hell und klar
Als Geisterfürst auf immerdar
Zum Schooß der Ewigkeit.“

Dazu Böhme (Sendbrief 11, 18): „Die äußere Welt ist auch Gottes und aus Gott; und der Mensch ist darum in dieselbe geschaffen, daß er die äußere Figur in die innere einführe, das Ende in den Anfang bringe.“

Der Ausdruck „Geisterfürst“ findet ebenfalls bei Böhme seine Rechtfertigung (Aurora 24, 18): „Gott wollte wieder ein englisches

Heer schaffen. So schuf er den Adam, und dieser sollte wieder aus sich Kreaturen seines Gleichen gebären; in der Mitte der Zeit aber sollte aus dem Leibe eines Menschen ihr König geboren werden und dieser das neue Reich als ein König dieser Kreaturen besitzen, an der Stelle des verdorbenen und verstoßenen Luzifer."

Im folgenden Gedicht „Das Paradies" findet sich die typisch romantische Anschauung von der Urharmonie zwischen Farbe, Duft und Ton:

„Nicht erstarrt war hier das Feste, zehrend nicht des Feuers Glühn,
Und die Blumen, die entkeimten, konnten nimmermehr verblühn,
Hauchten Düfte in die Lüfte, und die Quellen rauschten Sang,
Und die Töne wurden Farben und die Farbe wurde Klang."

Dazu St. Martin[1]): „Dort ist es nicht wie in unserer finsteren Wohnung, wo Töne nur mit Tönen, Farben nur mit Farben verglichen werden können, eine Substanz nur mit dieser einen verwandten; dort ist alles gleichartig. Das Licht tönet, die Melodie erzeugt Licht, die Farben haben Bewegung, denn sie leben, und die Gegenstände sind zugleich tönend, durchsichtig und beweglich, um sich gegenseitig zu durchdringen". Vom „Baum der Erkenntnis" sagt Beck:

„Was hienieden sich geschieden, süß und herbe, bös und gut,
Von des Apfels rother Wange trügerisch umschlossen ruht."

Bei Böhme heißt es (Myst. 17, 25): „Im Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen waren die Eigenschaften so, wie es jetzt der Fall ist, im Fluche, d. h. eine jede in sich selbst offenbar und herausdringend. Sie waren aus der Concordanz getreten, und so alle drei Principia, jedes insonderheit in diesem Baume offenbar; darum nennt ihn Moses: den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen."

Es würde zu weit führen, in dieser Weise die Böhme-Parallelen durch die ganze Theophanie hindurch zu verfolgen; es sei nur noch erwähnt, daß z. B. die Auffassung Abels als Vorbildes Christi auf Böhme zurückgeht (Myst. 29, 22). Ebenso die Rettung Kains vor der Hölle durch das göttliche Zeichen (Drei Princ. 21, Myst. 29. 55).[2]) Nicht nur die Geschehnisse des Alten, sondern auch die des Neuen Testaments sind im Böhme'schen Sinne behandelt; wo dann die weltgeschichtliche Entwicklung der Kirche den Faden fortführt, ist die Anlehnung an Böhme nicht mehr so wesentlich (Abschnitt VI).

[1]) Beck übersetzte St. Martin: Louis Claude de St. Martin, Dichtungen, übersetzt und erläutert von Friedrich Beck, München 1863.

[2]) Eine Gegenüberstellung mit Charles Boners gleichzeitig erschienenem „Cain" (London 1855) war leider nicht möglich, weil mir das Buch nicht zugänglich war.

Konstantin, Muhamed, Karl der Große, Die Kirche, Die Klöster, Die Künste, Die Kreuzzüge, sind mit dem ganzen eingehenden Verständnis behandelt, das Becks Vorliebe für das Mittelalter auszeichnet. Besonders charakteristisch ist auch sein äußerst tolerantes Urteil gegenüber der Reformation, die nur in den schönen Zeilen erwähnt wird (Die Neuzeit S. 177):

„Nicht darf zerfallen, was der Herr gebaut;
Er legt den Finger in der Kirche Wunden
Und macht das Sehnen frommer Herzen laut,
An Haupt und Gliedern möge sie gesunden.

O wär es ohne Trennung doch geschehen,
Die durch Jahrhunderte entflammt den Streit;
O daß der Leidenskelch vorübergehen
Den Völkern konnte ohne Bitterkeit!

Hart war der Bruch und giebt der Klage Raum!
Gott ließ ihn zu; sein Name sei gepriesen!
Wenn alle Zweige blühn am Kreuzesbaum,
Wird sich auch jene Kluft für immer schließen!"

Dagegen ist der Theorie von den zwei Schwertern schon im Alten Testament gedacht, in dem Gedichte „Saul und Samuel":

„Der Goldreif in dem Haare
Des Königs mit hellem Schein,
Des Priesterfürsten Tiare,
Sie müssen getrennt nun sein.

Getrennt, nicht um zu grollen;
So lag es im Rathe des Herrn;
Ein Ziel nur sollten sie wollen,
Nur blicken nach Einem Stern.

Zwei Schwerter, zwei Gewalten,
Die ordnete Gottes Hand;
Sie müssen sich tragen und halten,
Umschlungen von seinem Band.

Doch geschrieben ins Buch der Zeiten
Ward mancher Zwist und Fehl;
Oft sah man die Schwerter streiten
Seit Saul und Samuel.

Nur Einem, nur Einem gegeben
Ist doppeltes Herrschertum,
Ein priesterlich Geistesleben
Und der himmlischen Krone Ruhm;

Ihm, dem im Schwunge der Psalmen
Schon Davids Harfe klang,
Ihm, dem mit dem Gruße der Palmen
„Hosianna" Salem sang!"

Vielleicht wäre bei dieser ausführlichen Erörterung des Problems an die Einwirkung einer Schrift „Die zwey Schwerter Gottes auf Erden" (Erlangen 1847) zu denken, die Becks Freund, den Mitgründer der Drei Schilde-Gesellschaft, Frhr. v. Bernhard, zum Verfasser hat.

In der Behandlung der letzten Dinge (VII. Abschnitt) stimmt Beck insofern mit Böhme überein, als er vor dem Hereinbruch des Weltgerichts ein tausendjähriges Reich sündloser friedlicher Entwicklung annimmt. Den Eingang zu diesem „Sabbath der Geschichte" bildet freilich das Wüten des Antichrists und seine Überwindung, wovon in diesem Zusammenhang bei Böhme nicht die Rede ist.

Ob Beck durch unmittelbares Studium Jakob Böhmes zu dieser nahen Übereinstimmung mit dem großen Mystiker gelangt ist, muß dahingestellt bleiben; näher jedoch liegt die Annahme, daß er durch Franz von Baader — allenfalls auch durch St. Martin — mit diesen Gedankengängen vertraut wurde, die ja eine Art gemeinsames Eigentum der romantischen Weltanschauung bildeten. Vielleicht hat Beck auch zur gelegentlichen Orientierung ein kleines Buch benützt, das sein Freund und Gesinnungsgenosse Julius Hamberger 1844 hatte erscheinen lassen: „Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme in einem systematischen Auszuge aus dessen sämtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet."

Einerlei nun wie sich das verhalten mag, so müssen wir entschieden zugeben, daß die große, schwungvolle Anlage nach Böhmes Ideen dem Werke eine nicht ganz geringe Bedeutung sichert. Und auch da, wo eben nicht diese spekulativ-dogmatischen Ideen im Vordergrunde stehen, sondern wo es sich um die Darstellung historischer Ereignisse handelt, erhebt sich Beck nicht selten zu epischer Würde oder zu dramatischer Wucht. Aber im ganzen geht es mit diesem Kolossalgemälde wie mit den Bildern der Nazarener: Gegenstand, Anlage, abgeklärte und feine Geschlossenheit, Schwung der

Linien, alles ist erhaben und würdig; aber es fehlt die Farbe und der unmittelbar treibende Impuls des Lebens, der uns Heutigen so unentbehrlich scheint. Es war eben ein Altersprodukt der Romantik.

Damals freilich wurde keinerlei Tadel nach dieser Richtung hin laut, im Gegenteil, die Theophanie erntete lebhafteste Anerkennung aus allen Lagern, auch von protestantischer Seite. Nur Frhr. v. Bernhard war bei allen sonstigen Lobeserhebungen mit Becks toleranter Haltung nicht zufrieden und vermißte eine politische Tendenz zu Gunsten der römischen Kirche in dem Werke. Wir lassen daher seiner umfänglichen Äußerung den Vortritt vor den übrigen Kritiken, weil sie zugleich zeigt, welch politisches Schwergewicht man einem rein künstlerischen Produkt ohne sonderliche Verbreitungsmöglichkeiten damals zuzusprechen geneigt war.

Theophanie. Ein kirchlich-politisches Bekenntnis aus Anlaß von Friedrich Becks „Theophanie". Regensburg, G. J. Manz 1857.

(Handschriftlich von Beck auf dem Titel der Broschüre vermerkt Verfasser Fr. Frhr. v. Bernhard.)

S. 5. „Die Deutschen sind das Volk Gottes im neuen Bunde, allerdings in anderem Sinne als ein solches im alten Bunde gedacht werden konnte, aber doch als der Kirche zunächst verbunden und ihrem Schutze geweiht, die Mitte und den Kern jener Einheit und jenes Strahlenkreises bildend, welche der christliche Geist damals unter den Nationen und Reichen der Erde herstellte und verbreitete. . . . .

(6) Denn die Nationalität der Deutschen ist der Focus der Bildung durch das Christentum. Die Römer nahmen dieses zwar auf, aber das römische Wesen entsprach ihm nicht. Es wurde darum von der Vorsehung gefügt, daß die Römerherrschaft vor dem Strome der Europa überflutenden germanischen Völker zusammensank, weil das deutsche Wesen der christlichen Entfaltung den am meisten geeigenschafteten Grund darbot. Auf diesem Grunde erhob sich die ganze Hoheit der mittelalterlichen Gesittung und überfloß, von Deutschland ausgehend, alle Reiche Europas, die in der Kirche und dem ihr verbundenen Kaisertum das Centrum alles Lichts und aller Kultur auf Erden erblickten. Selbst der Kampf des Kaisertums gegen das Papsttum ist so geartet, daß daraus erhellt, wie notwendig der deutsche Organismus durch die Kirche begründet werden soll, damit er sich seiner Anlage gemäß entfalte. Nicht minder ergiebt sich aber dadurch, daß das deutsche Reich und die weltlichen Institutionen der Kern und die Krone des politischen Baus der ganzen Welt sind, welche

durch das Reich mit der Kirche vereinigt werden soll, wenn auch die Kirche über aller Nationalität steht.

Was die andern Nationen (mögen sie sich auch als die ersten der Welt ansehen) von diesen germanischen Einrichtungen und Elementen auf sich zu übertragen vermochten und in sich aufgenommen haben, das allein giebt ihnen ihre Bedeutung für die Zukunft. Darum ist allerdings die Neuzeit ein Stadium des Verfalls. Denn der europäische Organismus ist nicht mehr ein auf christlichem und auf deutschem Grund erbauter, vielmehr wird seine Stelle von eben so abstrakten als unwahren Staatsbegriffen eingenommen. Der deutsche Inhalt ist aus den Vorstellungen, Sitten und Einrichtungen, insbesondere aus den Staatsgebilden, schon großenteils verschwunden und verschwindet mehr und mehr. Es wäre die höchste Angelegenheit der Lenker des Staates, was von jenem Inhalt noch vorhanden ist, zu retten, und ihn aus seinen Principien, durch Wiederbelebung der noch immer vorhandenen nationalen Anlage wieder herzustellen. . . .

Darum endet das Gedicht „Die Kreuzzüge“ so schön:

„So lebe wohl mit deinem bunten Schimmer,
O Jugendalter deutscher Christenheit!
Wie du gewesen, kehrst du nie und nimmer,
Germaniens blüthenreiche Frühlingszeit!
Auch dir war ew'ger Dauer Kraft versagt,
Auch deine Schöpfung hat der Wurm zernagt.
Dein Bau zerfiel, die Stützen sanken nieder,
Und nur verklärt sieht ihn die Zukunft wieder.“

Die Gewähr für das Wiederaufleben der deutschen Nationalität und deutscher Staatseinrichtungen liegt lediglich in der Rückkehr der von der Kirche getrennten Theile Deutschlands. Die Grundzüge der katholischen Kirchenverfassung entsprechen dem germanischen Princip, und wenn auch in Deutschland wirklich die kirchliche Revolution die nationalen Elemente in größerem Umfang unversehrt zu lassen schien, als die politische, so liegt dieses immer nur darin, daß die Vernichtung der Glaubenseinheit der Deutschen zunächst den Strom des abstrakten und negativen romanischen Wesens bloß in den romanischen Ländern entfesselte, während derselbe zuvor auch dort von den deutschen Elementen in seine Ufer und Schranken gebannt gewesen war. Die französische Revolution hat aber ihren Ursprung in dieser Abschwächung des deutschen Elementes, von welchem im Mittelalter auch die Verfassungen der romanischen Völker durchdrungen waren.

Verdiente nun jene Zeit des Zusammenwirkens der Heiligen und Heroen im Mittelalter nicht eine der von unserem Dichter so herrlich durchgeführten Betrachtung der Patriarchen- und Heroenzeit des alten Bundes mindestens gleiche Aufmerksamkeit? Wie dient nicht das Rittertum, aus germanischer Wurzel in christlichem Geiste über das ganze Abendland ausströmend, einem jeden Zweige idealer Entwicklung, und welcher Glanz poetischen Zaubers ist nicht darüber ergossen!

(S. 22). Erst wenn Deutschlands Einheit im Glauben und zwar im katholischen Glauben wieder hergestellt ist, wird auch die Revolution zum Abschluß kommen und das Reich erneuert werden. Dieses erneuerte Reich werden alsdann auch die romanischen Völker über sich erkennen. Denn die Dictatur der Romanen ist wie die Revolution nur die Folge davon, daß die Reformation den Einfluß des deutschen Nationalgeistes auf Europa gebrochen und hierdurch dessen Verdrängung aus den Einrichtungen der romanischen Völker verursacht hat. Nur dieses machte die Revolution möglich.

(27). Becks Theophanie ist dasjenige poetische Erzeugnis der Gegenwart, welches sich die erhabenste Aufgabe setzt. Es wurzelt in jener kirchlichen und nationalen Vorstellung, welche sich nur in dem Centrum der christlichen Civilisation findet. Gefiele es aber dem Dichter, seinem erhabenen Stoff die von uns angedeutete bestimmte und weitere Ausführung zu geben, wozu ihm eine so hohe Begabung verliehen ist, so sind wir der Überzeugung, in seinem Werke eine Frucht der höchsten Tendenz zu besitzen, welche überhaupt bis jetzt in der poetischen Literatur der Deutschen erschienen ist.

Sollen wir unserem Dichter Lob und Tadel in einem Worte aussprechen, so sagen wir: es fehlt in der Theophanie ein Hymnus auf Maria, und würde der Dichter der Theophanie uns damit beschenken, so wissen wir, daß im Bereiche der deutschen Poesie die seligste Jungfrau noch nie in so vollendeter Form besungen wurde ....“

Beilage zu Nr. 185 der Allgem. Zeitung, 2. Juli 1856.

„.... Die Erschlaffung die in unserer poetischen Litteratur eingetreten, darf wohl als ein Zeichen betrachtet werden, daß sich etwas neues und tieferes in den Geistern vorbereite. Es freut mich die Leser dieser Blätter auf ein poetisches Werk aufmerksam machen zu dürfen, in welchem ein erster Flügelschlag dieses Neuen und Tieferen zu verspüren ist. Ich meine Friedrichs Becks „Theophanie“. .... Auf der langen Liederfahrt merkt man keine Ermüdung. Die Sprache vereinigt

in sich die schönste Reinheit und die größte Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit. Bald reißt uns ihr Schwung hin, bald wird sie zu einem zarten melodischen Hauch, bald drückt sich in ihrer ruhigen, gemessenen Bewegung die sinnende Betrachtung, bald in ihrem feierlichen Gange der tiefe liebevolle Ernst, bald in ihren Sturmschritten Kampf und Gericht aus, und bald mündet sie in den vollen Strom der Begeisterung. Aber überall ist Haltung, überall Maß."

Frankfurter Konversationsblatt. Belletristische Beilage zur Postzeitung. Nr. 142, 15. Juni 1855. „Die süddeutsche Lyrik unterscheidet sich, was schon vor Jahren eine wissenschaftliche Zeitschrift dargelegt hat, von der norddeutschen unverkennbar durch unmittelbar poetischere Anschauung, durch innigere, ja man kann wohl sagen, geistigere Betrachtung und ein gehaltvolleres Bilden. Der Norden hat die Reflexion; weiß er diese mit der Plastik selbst in schönen Einklang zu bringen, so hat er auch den Gedanken; allein dieses norddeutschen Gedankens Genesis geschieht alsdann auf weiterem, ja auf schmerzlicherem Wege, während dem südlichen Dichter alles, was Bild, Gestaltung, Anschauung, poetischer Gedanke ist, leiser, unmittelbarer, unbefangener, unvermittelter und darum schmerzloser aus der Seele tritt! Glückliche Sänger, die das Wesen besitzen ohne jenes tiefe Weh, womit die Reflexion oft fruchtlos sich selbst peinigt!.... (Angabe der Gliederung etc.).... Diese ganz grandiose Dichtung ist auf Erkenntnis Gottes, auf Erkenntnis dessen, was dem Menschen notthut oder ihm Heil gewährt, auf richtiges Gefühl und auf ächte Frömmigkeit aufgebaut. In das religiöse Gefühl des edlen Verfassers mischt sich kein Wortgeklingel, kein hohles Phrasenwerk, keine Bilderschnörkelei, noch ein Schiboleth aus irgend einer theologischen Schule. Es offenbart sich in dem Werke Gedankenreichthum ohne Prosa, Einfalt ohne Mattigkeit und Monotonie, Kraft ohne Theaterdeklamation, Glaubensernst mit Johannisfreundlichkeit, Weisheit ohne Afterphilosophie, und Bilder, die überall des Gegenstandes würdig sind.

Die Form der Theophanie ist mannigfach und fein gegossen. Der edle Verfasser wechselt in den verschiedenen Liedern mit dem Versmaße; allein er weiß mit feinem Tacte für den jeweiligen Stoff auch das schönste und passendste Versmaß zu wählen. Dadurch vermied er Monotonie, gab Kunde von seiner Geschicklichkeit, die poetischen Formen zu handhaben, und gab dem Ganzen seinen neuen Reiz, der sich in das fühlende Herz tief einschmeichelt.

Wo die Dichtung solch eine Sprache spricht, wahrlich ihre höchste und heiligste, wie sie in dieser Theophanie redet, da legt die Kritik ihre Feder nieder und weiß nur zu bewundern und zu fühlen. . . .."

F. J. A. S. (Schneidawind).

Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 35. 30. August 1855:

„. . . Wenn aber ein Dichter von der geistigen Tiefe und Bedeutung Becks sich eines Stoffs bemächtigt, so fügt sich auch das Widerstrebende auf wunderbare Weise. Kommt nun zu der Wucht des gedankenschweren Inhalts die meisterhafte Beherrschung der Sprache und eine seltene Leichtigkeit in Handhabung auch der schwierigsten metrischen Formen, so kann der Eindruck des Gedichts nur ein wohltuender und durchweg befriedigender sein ....."

Aug. Henneberger.

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogtum Baden 1876. Nr. 50 vom 10. Dezember.

„Die Darstellung des Verfassers, der, wie einzelne Äußerungen beweisen, Katholik ist, schließt sich genau an die Bibel an und der ganze Geist des Gedichtes stellt das Biblisch-Christliche so sehr in den Vordergrund, daß ein evangelischer Christ darin reiche Erbauung findet. Dabei ist die Form der Lieder eine wunderbar schöne, man kann wohl sagen, künstlerisch vollendete, die Versmaße der einzelnen Gesänge wechseln im Anschluß an den behandelten Gegenstand."

Beilage zu Nr. 214 der Allgemeinen Zeitung. 2. August 1855.

„. . . . Dagegen nimmt es schon unsere Achtung in Anspruch, wenn ein Mann das Ringen mit einem tiefsinnigen und bedeutenden Gegenstande sich zur Lebensaufgabe macht; sollte er denselben auch nicht völlig bewältigen, er wird als ein Glied in der Entwicklungskette zur vollendeten Darstellung dastehen, das höchste wird in jeder Kunst durch die gesammelte und vereinte Tätigkeit der Jahrhunderte geleistet, wenn endlich ein Genius das lang Vorbereitete zum Abschluß bringt. Als solch einen Versuch nach der Gestaltung großer Gedanken zu trachten dürfen wir das Werk eines Münchener Dichters, Friedrich Beck, bezeichnen, das .... eine poetische Philosophie der Geschichte und der Religion darzustellen unternimmt. Wäre es ganz gelungen, den tiefsten Gedankengehalt der Gegenwart in entsprechender dichterischer Form und in einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten, so müßten wir in dem Dichter einen neuen Dante begrüßen. Aber

von der gewaltigen Energie des Florentiners ist er weit entfernt, vielmehr erscheint in ihm ein sinnig nachdenkliches Gemüth, das weniger original und schöpferisch als für das Große empfänglich geartet ist und statt die hohen Ideen der Geschichte einfach und wuchtvoll auszusprechen und sie in der Darstellung der Thaten zu offenbaren, ergeht er sich in Betrachtungen über die Ideen, über die Begebenheiten, und in diesen Reflexionen glaube ich die Schule Franz Baaders zu erkennen ....."

Neue Münchener Zeitung. Beilage 114. 14. Mai 1855.

„ ..... Dabei sind alle einzelnen Bilder aus der Natur und aus der Geschichte, der heiligen wie der profanen, welche er vor unser geistiges Auge treten läßt, mit den lebendigsten Farben, zugleich aber mit solcher Zartheit gemalt, daß sie schlechthin nur als Träger der hohen Ideen, welche sie offenbaren sollen, und für eben dieselben völlig durchsichtig erscheinen .... Jedenfalls ist die deutsche Nationalliteratur in der „Theophanie" durch ein vortreffliches, nach Gehalt und Form als klassisch zu bezeichnendes Werk bereichert worden, welches den für Hohes und Ernstes gestimmten Gemütern den reinsten edelsten Genuß gewähren wird ....."

Weitere lobende Rezensionen finden sich in Prutz' Deutschem Museum 1855, Nr. 36, S. 364, Beilage zu Nr. 185 der Allgemeinen Zeitung 2. Juli 1856, im Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur 13. Jahrg., Bd. VI, 1855, S. 73, ferner in Herbsts Literaturblatt, 1. Jahrgang 1878, Nr. 12, S. 82 (von Alexander Jung-Königsberg).

Trotz dieser reichen Anerkennung aus fast allen Lagern blieb das Buch anfänglich ein buchhändlerischer Mißerfolg. Nach einer Abrechnung des Verlegers Perthes wurden verkauft

1855	101	Exemplare
1856	70	„
1857	21	„
1858	20	„
	212	Exemplare = 319,15 Thlr.

Die Kosten des Verlegers jedoch betrugen 430 Thlr., und Beck sollte erst nach Absatz von 400 Exemplaren 10 Thlr. Honorar erhalten. Dieses betrübliche Ergebnis scheint sich allerdings im Laufe langer Jahre etwas gebessert zu haben, denn 1877 wurde eine zweite Auflage nötig, der ja auch einige der von uns genannten Recensionen

galten. Aber immerhin bleibt das Mißverhältnis zwischen dem Lob der Recensenten und der Kaufunlust des Publikums zwar nicht als Seltenheit, sondern eben als typischer Fall erwähnenswert.

So ganz und gar aber auch die „Theophanie" aus romantischem Geiste geboren erscheint, so wenig war doch Beck selber rein romantischen Geistes. Zu stark wirkte die Antike, die er als Jüngling in der Figur der „Graecia" verbrannte, in der Gestalt ihres akademischen Vertreters Thiersch „vom Katheder schießen" wollte, die er schließlich in der Verkörperung ihres höchsten Helden Achill dem deutschen Siegfried erliegen läßt[1]), — zu stark wirkte sie auf den Altphilologen und Gymnasialprofessor Beck ein und seine Natur war viel zu weich, um solchen Einflüssen widerstehen zu können. So brachte es Beck fertig, in derselben Zeit eine Tragödie im antiken Stil „Telephos" nach der gleichnamigen, verloren gegangenen Tragödie des Euripides (Verlag Dr. C. Wolf, München) zu verfassen und sie dem von ihm einst so gehaßten Thiersch als Festgabe zu seinem goldenen Doktor-Jubiläum zu widmen. Die erste handschriftliche Aufzeichnung des Stückes datiert von 1854, darauf erschien es 1859 in den „Blättern für Bayer. Gymnasialschulwesen" und erlebte zehn Jahre später im selben Verlag eine zweite verbesserte Auflage. Es ist interessant zu sehen, wie ihm auch für diese dem Stil der Theophanie so gründlich entgegengesetzte Leistung sein Talent gern und freudig diente, so daß die Tragödie — es ist immerhin ein Wagestück, in einer strengen fremden Stilform zu dichten — sich allgemeinen Beifalls erfreute. Der beste Beweis für die Schmiegsamkeit und Einfühlungsfähigkeit seines Naturells. Sogar nach Amerika wurden Exemplare bestellt. Die Beilage Nr. 198 zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Juli 1858 ließ sich darüber vernehmen:

Telephos eine Tragödie von Fr. Beck. München 1858.

„Diese in der Allgemeinen Zeitung bereits erwähnte Festschrift zu Ehren Thierschs vereinigt in würdigster Weise gelehrtes Studium und freischaffende Production, Eindringen in den Geist griechischer Sprache uud Dichtung mit einer edeln Handhabung der deutschen Muttersprache. Es ist der Versuch gemacht, eine im Alterthum berühmte Tragödie, die uns bis auf wenige Überreste verloren gegangen ist, mit Benützung dieser und der sonst über den Gang der Fabel erhaltenen Andeutungen so herzustellen, daß auch der deutsche Leser im Stande sey die tragische Wirkung dieses Stoffes zu

[1]) Stilleben: S. 103. Die Heldenschlacht.

empfinden, und sein Herz an dem bleibenden Gehalt einer Dichtung des klassischen Alterthums zu erwärmen. Wer sich des eifrigen Bestrebens erinnert, welches unsere größten Dichter, namentlich Goethe, solchen Versuchen widmeten, wird jedem Unternehmen der Art, wenn es auf der nötigen Befähigung beruht, seinen Beifall nicht versagen. Es verlohnt sich also wohl, die Leistung des Verfassers, der sich schon als lyrischer Dichter einen guten Namen erworben hat, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Die gewählte Fabel gehört zu denjenigen Stoffen, welchen Aristoteles in seinem berühmten, uns leider nur unvollständig und in zerrütteter Form erhaltenen Werk über die Dichtkunst, das aber doch die Quelle der besten Einsichten auch für unsere Zeit geworden ist, den größten Wert für tragische Behandlung zuspricht. Es ist bemerkenswerth, daß, an eben jener Stelle, in welcher die erwähnte Äußerung vorkommt, der Philosoph es für nötig findet, derjenigen Anlage der Handlung das Wort zu reden, welche einen unglücklichen Ausgang hat. An diese Form hat uns die moderne Kunstpraxis bekanntlich so gewöhnt, daß wir jetzt eher geneigt sind einem Drama, das keinen traurigen Ausgang hat, den Namen einer Tragödie, oder, wie wir sagen, eines Trauerspiels zu verweigern. Viel richtiger war die Ansicht der alten Griechen, die jeder Handlung den Namen einer tragischen beilegten, welche auf dem Wege des Erhabenen und Ernsten (Anm.: A. W. Schlegel definirt die alte Tragödie kurz als ein „Spiel des Ernstes") eine tiefgreifende Wirkung auf das menschliche Gemüt ausübt, die den Zuschauer und Zuhörer in der Weise rührt und ergreift, daß er sich über sich selbst erhoben und in diejenige Empfindung und Stimmung versetzt fühlt, welche der große Philosoph nicht ansteht eine Reinigung, Läuterung, Erhebung zu nennen. Auch die vorliegende Dichtung wäre somit nach modernem Sprachgebrauch kein Trauerspiel, aber eine Tragödie im antiken Sinn des Wortes ist sie in vollstem Maß.

Folgt ausführliche Inhaltsangabe.

Man wird nicht läugnen, daß diese Handlung reich an tragischem Gehalt, dessen Wirkung nicht an eine bestimmte Nationalität gebunden ist. Doch ist das Stück nicht für die Bühne geschrieben, die ja in ihrer jetzigen Gestalt nicht einmal einen passenden Raum für den Chor bietet. So bedeutungsvoll für die griechische Tragödie derselbe ist als das Element, welches an ihre Entstehungsgeschichte erinnert, und mit dazu beiträgt, daß das Drama als die zuletzt

ausgebildete der drei Hauptformen der Poesie wirklich in sich die ganze Geschichte der griechischen Poesie wiederspiegelt, indem neben dem lyrischen Element des Chorgesanges der Charakter der epischen Gattung in den längeren Reden erzählenden Inhalts und das im strengsten Sinn dramatisch-dialektische Element in den drastischen Diverbien hervortritt: so ist doch kein Zweifel, daß alle Wiederbelebungsversuche der unseren Verhältnissen nicht entsprechenden Einrichtung todtgeborne sind.

Möge sie (die vorliegende Dichtung) vielen bei der Lectüre den Genuß gewähren, welchen Referent daraus gewonnen hat. Einzelne metrische Verstöße und Härten hat der Verfasser selbst bereits erkannt und durch nachträglich beigefügte Berichtigung wenigstens theilweise verbessert; andere harren noch der bessernden Hand. (Anm. d. Red.: Wir haben sie, sowie eine Abweichung von der Ökonomie des alten Theaters, in Nr. 185 der „Allgemeinen Zeitung" angedeutet. Es sind keine Schäden von der schweren Art, welche die Griechen sprüchwörtlich „Telepheische Wunden" nannten, sondern solche, die sich mit leichten Heilmitteln beseitigen lassen.)

Die typographische Ausstattung ist sehr schön und ganz des Widmungszweckes würdig."

Als berufensten Beurteiler aus unsern Tagen lassen wir Dr. Nikolaus Wecklein sprechen (23. VII. 09)[1]. „Das Stück liest sich wirklich wie ein antikes Drama und atmet klassischen Geist. Die bilderreiche Sprache, der würdevolle Ton, der gedankenvolle Inhalt, welcher durch die zahlreichen Reminiszenzen auf ein eingehendes Studium der griechischen Tragiker schließen läßt, die anschaulichen Botenerzählungen, alles das würde, wenn es in griechischer Sprache gegeben wäre, uns nicht zweifeln lassen, daß wir ein Drama etwa des Euripides vor uns haben. Auch die Erfindungen, durch welche der Gang der Handlung motiviert wird, sind recht glücklich." Becks allseitig gerühmte große Belesenheit und genaue Kenntnis der Antike mag gefördert worden sein durch eine in den fünfziger Jahren entstandene Untersuchung „Über den Reichtum der altklassischen Literatur", die Manuskript blieb. Bezeichnend ist darin die Auffassung, daß die Zerstörung und der Verlust einer solchen Menge antiken Kulturgutes (Bibliotheken, Kunstwerke) ein Mittel der Vorsehung gewesen sei zu dem Zwecke, daß sich die christliche Kirche und die christliche Kultur ungestört entfalten könne. Das Christentum habe sich den ganzen

[1]) Briefliche Mitteilung.

Reichtum der antiken Kultur assimiliert. Ungefähr um die gleiche Zeit dürften Vorarbeiten zu einem (niemals vollendeten) Drama „Pythagoras“ entstanden sein.

Mit dem Jahre 1860 schloß Beck seine Lehrtätigkeit ab, und es fiel damit für ihn der unmittelbare Anstoß weg, sich mit der Antike zu befassen. Und tatsächlich hat er nichts mehr aus diesem Gebiet veröffentlicht; wir dürfen wohl annehmen, daß er sich mit Freuden wieder den Bestrebungen seiner jungen Jahre zuwandte. 1861 erschienen seine letzten Gedichte, „Stilleben“ und „Zeitklänge“, die wir bereits erwähnt haben. Um dieselbe Zeit trug er sich mit dem Gedanken an die Herausgabe einer Sammlung bayrischer Prosaisten, in ähnlicher Art wie sie — aber nicht auf Prosa beschränkt — unter dem Titel „Bayernbuch“ bei Albert Langen erschienen ist. Er wandte sich deshalb an die von Max II. eingesetzte historische Kommission und nannte Westenrieder, v. Aretin, P. Ph. Wolf, Feßmayer, Pallhausen, Freyberg, Roth, Flurl, Schrank, Eckartshausen, Weiller, Sailer, Bucher, Lang, Hortig, Hocheder, Aurbacher als diejenigen, die der Herausgabe würdig seien. Er wurde aber abschlägig beschieden, und so mußte dieser Versuch, das Schrifttum seines Landes zu Ehren zu bringen, unterbleiben. Dagegen hatte er im Auftrage König Max II. zwei andere Themata auszuarbeiten, deren eines die Frage aufwarf, „wieso die Anzahl der fähigen Köpfe in den Gymnasien eher ab- als zunehme, und wie diesem Übelstand zu steuern sei?“ Beck wandte sich gegen Zersplitterung, Verzärtelung und Utilitarität als die Hauptursachen dieser bedauerlichen Erscheinung. Das zweite Thema jedoch schließt sich seinen früheren Untersuchungen auf religionsgeschichtlichem Gebiet an: „Die Religionen des Heidenthums in ihrer Beziehung zur biblischen Lehre und zum katholischen Kultus.“ Die (ebenfalls ungedruckte) Abhandlung geht von der Voraussetzung aus, „daß Gott sich zu keinen Zeiten und in keinem Volke ganz unbezeugt gelassen habe. Nie war die Finsternis so groß, daß sie nicht einen, wenn auch schwachen Schimmer des göttlichen Lichtes in sich aufzunehmen vermocht hätte.“ Beck bringt zunächst zu der christlichen Lehre über Gott und besonders über die Trinität Parallelen aus buddhistischen, römischen, griechischen usw. Vorstellungen bei, dann werden im II. Abschnitt Analogien zu den christlichen Lehren über „die Welt und die Sünde mit ihren Folgen“ herangezogen, hierauf zur „Menschwerdung und Erlösung“, dann zum „Kultus“, schließlich zur „Lehre von den letzten Dingen“.

Am Schluß verteidigt Beck seine Arbeit gegenüber der „nicht selten von frommen Männern erhobenen Besorgnis, daß solche Parallelen und Analogien ärgerniserregend wirken könnten, da ja das Heidentum doch nur Ahnungen und Mythen besaß, während das Christentum das Sein und die Realität selber ist.“ Was die Quellen der Darstellung betrifft, so finden wir nirgends Spuren, die uns über die Annahme hinweghelfen, daß der Verfasser lediglich aus einigen religionswissenschaftlichen Kompendien die Parallelen zusammengestellt habe. Auch historische Würdigung oder Kritik der Zeugnisse ist unterlassen, offenbar sollte nur die große Verbreitung jener Vorstellungen nachgewiesen werden, die mit den biblischen einen gewissen Zusammenhang zeigen. Man kann die Arbeit als eine Art Ergänzung zu der Untersuchung „Über die weltgeschichtliche Bedeutung der Wiederherstellung der antiken Kunst und Literatur“ (vgl. S. 105) betrachten.

Von Baader und Böhme ist der Weg nicht weit zu dem französischen Mystiker und Böhme-Verehrer Louis Claude de St. Martin (1743—1803). Professor Hoffmann in Würzburg (vgl. S. 87), der bekannte Herausgeber von Baaders Werken, hatte Beck schon vor 1860 zur Übersetzung dieses in Deutschland wenig bekannten Schriftstellers angeregt und war ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden. „Es muß für das Ganze ein Verleger gefunden werden. ... Solltest Du keinen honorierenden Herausgeber finden, werde ich mich der Sache annehmen ...“, schreibt er einmal. Überhaupt sind Hoffmanns Anregungen für die Entwicklung Becks nicht zu unterschätzen. Schon gleich nach dem Erscheinen der „Andeutungen“ hatte er den Freund auf das unerschöpfliche Thema „Dante“ hingewiesen; es findet sich in Becks Nachlaß ein dickes Konvolut mit Exzerpten aus der „Monarchia“ und dem Entwurf eines fünfaktigen Dramas, das aber Bruchstück blieb. 1837 bat Hoffmann Beck, er möge die kunstgeschichtliche Rezension an einer katholischen Kirchenzeitung übernehmen, für die Hoffmann selbst Literatur rezensierte. Schließlich wollte er Beck zur Ausarbeitung einer Kunstgeschichte veranlassen und riet ihm, sich auf den Münchner Lehrstuhl für Ästhetik und Kunstgeschichte vorzubereiten. Als Beck sich mit St. Martin befaßte, regte H. an, er solle die Gesänge des Franz von Assisi und die gesamten Bruchstücke der Vorsokratiker übersetzen. Auch einen Zyklus von je 12 Sonetten auf die berühmtesten Dichter und Philosophen brachte er in Vorschlag, von dem auch ein Teil zur Ausführung kam, jedoch nicht im Druck erschienen ist. Seit der Entfremdung zwischen Hofstadt und Beck

hatte niemand mehr so unermüdlich zur Produktion, zum Weiterarbeiten, zum Selbstvertrauen gespornt wie Hoffmann, nur war die Richtung des Antriebes von der rein künstlerischen mehr nach der philosophisch-historischen Seite umgeschlagen. Leider sind Becks Antworten auf Hoffmanns Anregungen nicht vorhanden; so bleibt uns nur übrig anzunehmen, daß die Anstrengungen des Berufs die Ausführung von Hoffmanns Vorschlägen vereitelten.

Doch mit der St. Martin-Übersetzung sollte es endlich glücken; 1863 kam bei Fleischmann in München ein schmales Bändchen heraus: „Louis Claude de St. Martins Dichtungen, übersetzt und erläutert von Friedrich Beck. Mit einer Beigabe verwandten Inhalts." Die Originale der wenigen Gedichte (im wesentlichen war St. Martin Prosaist) waren aus dem von Tournyer 1807 herausgegebenen Gesamtwerk St. Martins 1860 durch Hoffmann in einem Separatabdruck (Leipzig, Literar. Institut) publiziert worden. Es sind folgende: Phanor (Ein Gedicht über die Poesie); Über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen; Der Kirchhof von Amboise; An die göttliche Weisheit; An (Louis) Racine, Verfasser eines Gedichtes über die Religion. Im „Phanor" und im „Kirchhof", den längsten und bedeutendsten Stücken, hat Beck den Alexandriner durch die Terzine ersetzt. Erläuterungen und Anmerkungen sind reichlich und eingehend beigegeben, was für das Verständnis der vorwiegend didaktischen Gedichte sehr wertvoll ist. Die „Beigabe verwandten Inhalts" ist ein kürzeres episch-didaktisches Gedicht in flüssigen Hexametern von Beck selbst: „Schöpfung und Sündenfall" (I. Die Urschöpfung, II. Der Sturz des Thronengels, III. Die Schöpfung der Erde, IV. Der erste Mensch, V. Das Paradies, VI. Der Sündenfall). Interessant ist besonders die gnostische Idee der Urschöpfung eines göttlichen Reiches, das durch die Empörung des Thronengels zerstört wird, eben als Gott den Menschen schaffen wollte. Da schuf ihn dann Gott als Herrn der neuen Erde (vergl. Theophanie).

Neben diesem theosophischen Werk fand Beck auch wiederum Zeit, sich in sein geliebtes deutsches Mittelalter zurückzuversetzen. Im selben Jahre und im gleichen Verlag wie St. Martin erschien ein zierliches Büchlein mit einer Titelvignette von Pocci: nämlich eine Übertragung der Geschichte von Lother und Maller in gewandt gehandhabten Nibelungenstrophen. Die Geschichte wurde, wie Beck mitteilt, 1405 von Margarete Gräfin von Widmond, Gattin Herzog Friedrichs von Lothringen, nach einem lateinischen Buch ins Französische,

dann 1407 von ihrer Tochter Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, ins Deutsche übersetzt. Es erschien 1514 mit Holzschnitten zu Straßburg. Ein Exemplar hiervon befindet sich auf der Münchner Staatsbibliothek. Schlegel gab die Geschichte 1805 nach einer deutschen Handschrift heraus, die keine wesentlichen Abweichungen von dem erwähnten Drucke zeigt. Im Druck erschienen ist in der Beckschen Übersetzung nur ein Teil des Epos. Der Rest ist handschriftlich erhalten, ebenso wie eine Reihe von aus dem Jahre 1864 datierten Hinweisen und Erläuterungen, die wir hier wiedergeben: „Bekanntlich sind im 15. Jahrhundert in Deutschland viele romanhafte Erzählungen in Umlauf gekommen, denen, wenigstens teilweise, alte Sagenstoffe zu Grunde liegen. Die Mehrzahl unsrer sogenannten Volksbücher ist aus ihnen hervorgegangen. Viele von jenen Ritter-, Liebes- und Wundergeschichten, denen der spätere Roman seinen Ursprung verdankt, sind geradezu als Übersetzungen aus dem Lateinischen (Herzog Ernst) oder Französischen bei uns eingebürgert worden. So sehr sie an Formlosigkeit und im Einzelnen auch an Geschmacklosigkeiten leiden, enthalten sie doch der Regel nach einen wahrhaft poetischen Kern. Ich brauche zur Bekräftigung dieser Behauptung nur an die Geschichte von der Melusine, von der schönen Magelone, von Kaiser Oktavian, von den Haimonskindern zu erinnern. In dieselbe Kategorie ist ein dem Karlingischen Sagenkreise angehöriger, bisher weniger bekannt gewordener Roman „Lother und Maller“ zu zählen.“ (Hier erwähnt nun Beck den obengenannten Straßburger Druck und die Schlegelsche Bearbeitung und fährt dann fort:) „Aus dieser Schlegelschen Bearbeitung, die ich vor vielen Jahren einmal vorlesen hörte (bei Luise Wolf?) blieb mir einiges, was mich damals besonders angesprochen, im Gedächtnis und veranlaßte mich im vorigen Winter zu dem Versuch, wenigstens einen Theil davon einem kleinen epischen Gedichte mit Anwendung der Nibelungenstrophe zu Grunde zu legen. Der Inhalt des Ganzen, in welchem sich fünf Hauptabschnitte unterscheiden lassen, ist in Kürze folgender:

I. Lother ist ein Sohn Karls des Großen und wird von diesem, infolge von Klagen seines eigenen Bruders Ludwig und anderer Vornehmer, daß er der Ehre ihrer Frauen nachstelle, auf sieben Jahre des Landes verwiesen. Begleitet von seinem Freunde Maller, Sohn des Königs Galien, und andern Rittern, zieht er nach Pavia zum Lombardenkönig Daufier, seinem Oheim, wird dort gut

aufgenommen, trachtet aber bald wieder fort, um gegen die Heiden, d. h. die Sarazenen zu streiten. Vorher schließt er Freundschaft mit seinem Vetter Otto, Sohn des Königs Dausier. Otto erbietet sich, Lother mit Mannschaft auf seinem Zuge zu begleiten, doch unter der Bedingung, daß Lother auf ein Jahr lang mit ihm den Namen vertausche, und daß er nebst allen seinen Mannen beschwöre, das Geheimnis für so lange zu bewahren. Arglos willigt Lother in diesen Tausch, welchen Otto späterhin zum großen Nachteil seines Verwandten benützt. Der Italiener Otto zeigt sich in eben dem Grade feig, falsch und niedrig gesinnt, als der Deutsche Lother tapfer, redlich und großmüthig erscheint, ein bemerkenswerther Zug der Sage, der einen germanischen Grundstoff in derselben nicht verkennen läßt.

Lother und Otto ziehen nun von Pavia fort nach Byzanz, um als Söldner ihre Dienste dem griechischen König Oeschier anzubieten, der von den Mohammedanern oftmals hart bedrängt wurde. Bald nach der Landung werden sie von Räubern überfallen, Lother schlägt sie in die Flucht, während Otto sich hinter einem Busche versteckt, wo ihn Maller entdeckt und zur Theilnahme am Kampfe nöthigt. Der König hört von ihrer Ankunft und Lothers rühmlicher Waffenthat. Die Ehre derselben eignet Otto sich an, der für Lother, den Sohn des berühmten Frankenkaisers, gilt. Oeschier verheißt ihm seine Tochter zur Frau und die Nachfolge im Reich, wenn er durch seine Hilfe sich der Feinde entledigt haben würde. Er lädt Otto ein in der Hofburg zu bleiben, Lother mit seinen Gesellen sucht in der Stadt bei einem Wirth Herberge.

Da die Heiden längere Zeit mit einer neuen Heeresfahrt gegen Byzanz zögern, verzehrt Lother nach und nach all' seine Habe und geräth in die äußerste Dürftigkeit. Das einzige Hemd, das er noch besitzt, ist lange nicht mehr gewaschen worden. Er ersucht seinen Freund Maller, es von einer Frau waschen zu lassen, dieser aber unterzieht sich selbst dem ihm ungewohnten Geschäft. Er geht durch die Stadt, um einen Brunnen aufzusuchen und kommt, ohne es zu wissen, in einen zum Schloß gehörigen Garten, in dessen Nähe sich die Gemächer der Königstochter befinden. Dort wird er bei einem Selbstgespräche belauscht und vor die Prinzessin geführt, die ihm das Geheimnis entlockt, daß sein Herr der wahre Lother sei und Otto sich seinen Namen nur fälschlich angemaßt. Sie läßt nun Lothern, der gleich bei seiner ersten Erscheinung ihre Zuneigung gewonnen, reiche

Geschenke übersenden, er bezahlt seine Schulden und sieht getrost einer glücklicheren Wendung der Dinge entgegen. Endlich nahen die Feinde wirklich, Otto soll das Banner des Königs führen, läßt es aber schon beim ersten Angriff aus Schrecken fallen, er wird gefangen, flieht späterhin und kehrt nebst den Seinen in die Lombardei zurück, wo er seinem mittlerweile gestorbenen Vater auf dem Throne folgt. Lother erkämpft das Banner wieder, rettet den König vor der ihm drohenden Gefangennehmung, wagt sich aber zu weit vor, wird umzingelt und in das Heidenlager fortgeführt. Die Königstochter und Maller sind untröstlich. Dieser wagt es, sich verkleidet ins Lager zu schleichen; er gewinnt durch List das Vertrauen eines Anführers, der ihm Lother zur Hinrichtung übergiebt. Maller führt Lothern anscheinend zum Tode ab, bis zu einem Platze, wo seine Genossen im Hinterhalte liegen und Pferde für Lother und Maller in Bereitschaft sind. Glücklich entkommen sie nach Byzanz. Der König erfährt, da das Jahr umgelaufen, das Wahre über Lothers Namen und Herkunft und vermählt ihm seine Tochter, Maller erhält ihr Edelfräulein zur Ehe!"

Soweit führt die von Beck im Druck herausgegebene Übersetzung. Die weiteren vier Teile sind in einer Inhaltsangabe, wie der oben wiedergegebene erste Teil, und ferner teilweise schon in Strophen gebracht handschriftlich erhalten. Sie bieten die typischen Geschehnisse des Ritterromans, auch der Papst Bonifazius tritt auf, Lother wird römischer Kaiser; daran knüpft Beck noch eine Erläuterung über das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum. Bemerkt sei noch, daß bei Beck der Griechenkaiser „Alexius", seine Tochter „Hildegund" heißt. — Beck bewies in dieser Übertragung eine durchaus glückliche Hand; die Gestaltung der Form haben wir ja als seine Stärke kennen lernen; der Inhalt war gegeben, und beides paßt aufs beste zusammen. Das Büchlein liest sich in seiner naiven abenteuerlichen Treuherzigkeit heute noch erfreulich. Damals fand es, weil es allzu unscheinbar, und zudem nur als ein Anfang ohne Beschluß, zu Tage trat, wohl nicht ganz die Würdigung, die es verdiente. Die Zeit war vollauf beschäftigt, der drohenden und schwierigen Gegenwart Herr zu werden und konnte sich nicht mit verflossenen Jahrhunderten befassen. Eine Rezension im Morgenblatt zur Bayer. Zeitung Nr. 100 u. 101 vom 11. April 1864 sei jedoch hier in Kürze wiedergegeben. „.... Daran (an den alten Druck) hat nun ein neuerer Dichter seine goldenen Fäden angeknüpft. Herr Friedrich Beck,

welcher schon vor Jahren mit seiner reizenden „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" einen Beweis gab, wie sehr er den guten Ton der mittelalterlichen Romantik zu schätzen und zu treffen wisse, hat einen Teil dieses alten Volksbuches von Lother und Maller zur Grundlage eines kleinen epischen Gedichts gemacht und dabei mit feinem Takte die Nibelungenstrophe in Anwendung gebracht. .... Es wäre wünschenswert, daß unser Poet mit der Fortsetzung nicht zulange zögern wollte, denn die vorliegende Probe hat in uns die Lust und Liebe erweckt, weitere Aventüren zu hören. Herr F. Beck hat sich an den besten Mustern der mittelhochdeutschen Epik geschult; indem er mit sparsamer Kunst und weisem Zurückhalten aller modernen Anklänge liebevoll in seinen Stoff sich versenkt, weiß er ganz ächte Klänge anzuschlagen, die dem Besten unserer alten Dichter gleichkommen ....."

„Lother und Maller" blieb nicht Becks letzte Arbeit auf diesem Gebiet. In den Jahren 1869—1871 übersetzte er den „Lohengrin" im Versmaß der Urschrift und versah die Anfangsstrophen mit Anmerkungen nach Fr. Müllers „Lohengrin" (1867), nach Simrocks „Wartburgkrieg" (1858) und nach H. Rückerts „Lohengrin" (1858). Man sieht, das Gebiet war schon reichlich bearbeitet, aber unsern Beck reizte eben nicht so sehr das Verständnis des Textes, als darüber hinaus die Wiedergabe desselben in der alten Form.

Mit dem „Lohengrin", der übrigens nicht im Druck erschienen ist, sind wir schon in die Zeit der Reichsgründung und des neuen Deutschland gelangt, die so ganz anderen Zielen zustrebte, als sie einst der Gesellschaft zu den drei Schilden begehrenswert schienen. Dieser Umschwung der Zeit fand Beck nicht mehr so wandlungsfähig, daß er hätte mitgehen mögen. 1866 wandte er sich in einem (ungedruckten) Sonettenkranz „Deutsche Klagen und Hoffnungen, ein Mahnruf an Preußen, 12 Sonette von einem Süddeutschen" gegen die Anmaßung der Sieger, im Jahre 1870—71 übertrug er den Lohengrin. Die Geistesgrößen der neuen Richtung, Schopenhauer und Darwin, veranlaßten ihn zu scharfer Ablehnung, obwohl er gegen jede religiöse Überzeugung — sofern sie wirklich religiös war — jederzeit edelste Duldsamkeit bewiesen hat.[1]) Um so tiefer und herzlicher versenkte er sich nun in die alten Zeiten, brachte seine

[1]) Eine ganze Reihe seiner Gedichte sind in einer protestantischen Kirchenzeitung abgedruckt; auch verfaßte er eine Volkshymne für einen evangelischen Handwerkerverein.

Lehrbücher (Lehrbuch des deutschen Prosastils 1861); Lehrbuch der Poetik 1862; Materialien und Dispositionen zum deutschen Aufsatz, Unterstufe 1863; Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur 1866; Materialien und Dispositionen Oberstufe 1868) zum Abschluß, blieb den Jugendblättern Isabella Brauns ein getreuer Mitarbeiter und erzählte in der dem Andenken Luise Wolfs geweihten „Hauskapelle“,[1]) die der Göttinger Dogmatiker Ludwig Schöberlein herausgab, schlicht und treulich ihr Leben in inniger Erinnerung schöner Zeiten und gleichstrebender Seelen. Man möchte fast glauben, daß es allen diesen späten Enkeln der Romantik frostig zumut wurde in einer Zeit, die, wie sie behaupteten, so jeder Begeisterung und jedes schönen Strebens bar war. Daß diese Zeit sich zu neuen und großen Dingen bereitete, blieb ihnen zu sehen versagt, bei dem Wandel der Ausdrucksformen, der schon in wenigen Jahrzehnten die Welt, die sich wenig ändert, für die ältere Generation unverständlich macht. So wärmten sie sich denn in dieser frostigen Gegenwart in der Erinnerung an die bessere und schönere Vergangenheit, auf der ihnen nicht nur die hehre Glorie der deutschen Ritter- und Heldenzeit, sondern auch der Zauberschimmer der eigenen Jugend entgegenstrahlte. Charakteristisch in dieser Richtung sind zwei Briefe, die wir hier wiedergeben, weil sie in ihrer Grundverschiedenheit doch schließlich dasselbe besagen.

Graf Pocci schreibt an Hyazinth Holland (Cgm. 6430):

„Ammerland, 8. Aug. 1855.

Werthester Freund! Eine gar schöne Sach mags gewesen sein, des Abends auf dein Schlösselein einzureiten, so am blauen See gelegen, nit allzuweit von den Bergen, in rothem Wams, mit ditto Höslein, Harnisch und Fähnlein lustig in die Luft flatternd auf einem Schimmel oder sonst irgend einem guten Renner. Hör allwegs den Wärtl blasen von der Zinnen, als ob's in den See hinausklänge! Sprangen dann die Knappen gleich herzu, den Gaul zu halten und in den Stall zu führen. Der Ritter, so abgesessen, geht gleich in die Trinkstuben, wischt sich den Schweiß von der Stirn, denn der Tag war heiß, laßt sich die langen Sporen abschnallen und den Krebs vom Leibe und wascht sich weidlich die Gurgel. Ists dann noch Zeit

[1]) Hauskapelle zur Feyer des Kirchenjahres. Schrifttexte und Gebete aus dem 15. Jahrhundert mit Zeichnungen von Louise Wolf. In Stahl gestochen von P. Barfus, H. Walde und R. Petzsch. Herausgegeben von Dr. L. Schöberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht 1877.

am Tag, greift er nach Armbrust oder Ger, ein Pirschgang zu machen, dieweilen seine Hausfrau einen guten Imbiß kocht und Abends erst ein Gezech und fröhlich Mahl mit einigen guten Gesellen gehalten werden soll, die noch kommen werden. Wird dann manch Waidlied gesungen und mit Trink- und Schimpfsprüchlein viel Kurzweil getrieben, bis man zu Bette geht und noch ein stark Nachttrünklein nimmt. Bald scheint der Mond in den See hinein, bellt noch dieweilen ein Hündlein, die Rosse scharren im Stall, und der Wart blast noch den Nachtsegen. —

So wars!

Wie ist's? Der Ritter sitzt in der langweiligen Jägerjoppen, die jeder Ladenschwengl anzieht, wenn er eine Landpartie an den Starenberger See macht, am Schreibtischl und macht Correcturen für die Buchhandlung Scheitlin in Stuttgart oder St. Gallen. Und da soll ein Christenmensch, der ein edel Wappenschild in der Stuben hangen hat und im Herzen tragt, nit aus seinen Unterhosen fahren mögen und — der Leidige weiß — was anfangen, und nicht an schwermüthiger Erinnerungs- vorzeitlicher Sehnsucht und romantischem Fieber die Zehrsucht kriegen? Dabei plätschert der Regen wieder an die neumodischen romantischen Fensterscheiben, daß man nit einen Hund in den Hof lassen möchte; der See liegt wie ein Zinnteller da, die Berge in grauem Nebelrande und der Dreileibige hat mir auch schon seit ein paar Tagen ein Zahnweh über den Kopf geschickt, daß mir alle Restlein gesunder Vernunft aus dem Hirn fahren möchten, thuts aber doch noch, weil ich anbei schlafen kann ....

Es ist doch ein wahres Lumpenpack um die modernen Skribenten und so hat sie unser Herrgott mit so gutem Verstande ausgeschmückt, daß sie ihn wohl zu dessen Ehr und Preis christlich verwenden könnten. Sind aber schlechter als die Haiden, die doch in ihre lustigen Götter geglaubt haben und wäre mir fürbaß lieber an Frau Venus und Herrn Bacchus zu glauben, als an gar nichts, wie obbemeldt Gesindel von Litteraten — salva venia — die ganze ehrsame Compagnei, wogegen mir auch ein Troß verstohlener, versoffener Landsknecht lieber wär aus Kaiser Maximilians Heerbann. Waren doch ehrsame Kriegsleut und haben ihren Landsknechtsvaterunser unter dem Koller getragen, auch manch Amulet neben der gestohlenen Wurst, so sie unter das Brustblech vorn hineingesteckt! Genug davon, s'ist alleweil die alte Klag und alte Zeiten werden nit neu und haben auch die unsrigen ihr Gutes. Brauch

keine Zugbrücken an mein Schlößlein, wird mir mein goldhaarig Töchterlein nit geraubt und kommen regelmäßig alle Wochen ein oder zweimal Gendarmen und lassen sich in ihr Büchlein den Andwaid schreiben, daß sie dagewesen sind, und runda gemacht haben!"

Die andere Seite der romantischen Sehnsucht berührt Ludwig Schöberlein (vgl. S. 138), der ehemals dem Kreise von Luise Wolf angehört hatte, in einem Brief an Beck vom 5. März 1867.

„(Die Lektüre der Steinmetzengeschichte) weckt aufs lebhafteste in mir die Erinnerung an vergangene schöne Jahrzehnte. Wie harmlos war das Streben in den dreißiger Jahren! Diese stille Betrachtung des Schönen, dieses andachtsvolle Sichversenken in die herrlichen Schöpfungen des frommen Mittelalters und dieses reine Streben, das Heilige selbst auch in die Form des Ewig-Schönen zu fassen — es war ein holder, süßer Traum der Jugend, und doch mehr als ein Traum; denn er hat das Edelste in der Seele wachgerufen und einen reichen Schatz von Idealität für das ganze Leben in sie gesenkt. Eine andere Zeit ist gekommen, die allein das Wirkliche anerkennt und das Nützliche gelten läßt, die von Idealen nichts weiß, sondern nur Zwecke verfolgt und in unruhiger Hast, selbstsüchtiger Begier, was die Sinne erreichen, sich anzueignen und unterthänig zu machen sucht. Wir passen da nicht recht hinein; und doch gilt es, nicht bloß mitzuleiden, sondern auch mitzuwirken. Aber den Traum unsrer Jugend wollen wir uns nicht rauben lassen; er bleibt doch mit das Edelste in uns und wir brauchen uns seiner nicht zu schämen."

So haben gerade in ihren späten Erben die Errungenschaften der Romantik in ihrer der Münchener Eigenart angepaßten Gestalt noch Jahrzehnte hindurch dankbare Begeisterung und Gefolgschaft gefunden.

Der Gesellschaft von den drei Schilden aber gebührt Dank dafür, daß in ihrem Verbande jugendliche Gemüter Richtung und Antrieb, Aufmunterung und Verständnis fanden und gewissermaßen eine Lehre empfingen, als deren Apostel sie dann auf ihrem weiteren Wege durch die Welt mit mehr oder weniger Energie und Eigenart, aber immer zu ihrer eigenen Bereicherung und Vertiefung wirkten. Gerade in solchen Männern pflegen sich ja große Anstöße in weiteste Kreise fortzupflanzen und zu einer Dauer und Allgemeinheit der Wirkung zu gelangen, wie sie den eigentlichen Urhebern der Bewegung zu Lebzeiten meist versagt bleibt. Daß schließlich jede derartige Bewegung ausklingt und von einer neuen abgelöst wird, liegt in der Natur

der menschlichen Dinge. Aber wie weit sie dem menschlichen Geistesleben neue Bahnen gewiesen, es im allgemeinen und im einzelnen gefördert, bereichert und vertieft hat, das bleibt der Maßstab, an dem wir, die Erben, ihren Wert messen. Und diesem Werte nach steht wohl die Romantik mit der Renaissance und den Offenbarungen der Platonischen Philosophie in erster Reihe. Auch unsere Freunde waren sich des Wertes wohl bewußt, den die romantischen Ideen in ihr Leben getragen hatten, darum sahen sie wehmütig und doch voll Dankbarkeit auf ihre jungen Jahre zurück, die ganz diesem Dienst geweiht waren. Lassen wir darum als letztem das Wort noch unserem Beck, dem letzten Ritter von den drei Schilden, dessen etwas pedantische, wenn auch formgewandte Natur erst unter dem Zauberhauch der neuen Gedanken zu vollem Leben erwacht war. Er schreibt im Rückblick auf die Steinmetzengeschichte im Jahre 1868 die folgenden Zeilen:

Mangelt auch des Stoffs Bemeistrung
Jugendlichem Werke noch,
Blieb die Wärme der Begeistrung,
Blieb ein frischer Hauch ihm doch.
Lag der Weg auch noch im Dunkeln,
Waren doch die Ziele klar,
Und wie lichter Sterne Funkeln
Nahm der freud'ge Blick sie wahr.

Und so daure das Vermächtnis
Einer hoffnungsreichen Zeit
Bei den Freunden, zum Gedächtnis
Schöner Wirksamkeit geweiht.
Als zusammen sich gefunden
Eine gleichgesinnte Schar,
In geselligheitern Stunden
Deutsche Kunst die Losung war.

Wurzelnd in des Volkes Grunde,
Wie die Väter sie gesehn,
Mit dem Glauben fest im Bunde
Sollte wieder sie erstehn.
Und im Dichten, Malen, Bauen
Und im Worte, Ton und Bild
Sollte man *den* Geist erschauen,
Der von oben niederquillt.

War zu kühn dies Unterfangen?
Warens Jugendträume bloß?
Nein, o nein! Die Keime rangen
Sich zu Licht und Leben los;
Mitten in der Zeitbewegung,
Die im Irdschen sich gefällt,
Pflanzte fort sich jene Regung,
Jener Zug zur höhern Welt.

Mitten in dem trüben Schlamme
Einer glaubensleeren Zeit
Brach sich Bahn die heilge Flamme,
Die uns Licht und Wärme leiht;
Und ihr Zeugnis, das ich meine,
Hob sich an dem deutschen Strom,
Ragt empor zu Köln am Rheine
In dem alten Wunderdom.

Bayerische Parteien und Parteipubliziſtik in ihrer Stellung zur deutſchen Frage 1866—1870.

Von Dr. Hans Spielhofer.

Vorwort.

In der folgenden Abhandlung wird verſucht, die Haltung zu bezeichnen, welche die bayeriſche Parteipreſſe in einem durch zwei Kriege begrenzten Abſchnitt der Reichsgründungszeit zu den wechſelnden Phaſen der deutſchen Frage einnimmt.

Die deutſche Frage hatte ſich damals, um einen Ausdruck Fröbels zu gebrauchen, in eine ſüddeutſche zuſammengezogen. Die Südſtaaten waren jetzt Objekt der deutſchen Frage, Subjekt, geſtaltender Faktor war Preußen geworden. Es kommt alſo vor allem auf die Stellung der Parteipreſſe zu Preußen und zu dem von ihm aufgerichteten Bund an. Aber die Südſtaaten wollten nicht bloß Objekte der deutſchen Frage ſein, ſondern ebenfalls geſtaltend mitwirken. Sie traten mit eigenen Projekten auf den Plan; die wichtigſten ſtammen von dem größten der Südſtaaten, von Bayern. Es ſind der Weitere Bund und der Südbund. Auch ihnen gegenüber nimmt jede der Parteien ihren geſonderten Standpunkt ein. Aber die deutſche Frage war zwar eine ſüddeutſche geworden und trotzdem eine europäiſche, eine Machtfrage geblieben. Dies zeigt namentlich der Luxemburger Konflikt. Mitbeſtimmende Faktoren ſind alſo nach wie vor Öſterreich und Frankreich. Wie mit dieſen außerpolitiſchen Faktoren, ſo hat es eine Unterſuchung der bayeriſchen Parteipreſſe hinſichtlich ihrer Stellung zur deutſchen Frage gelegentlich auch mit Fragen der bayeriſchen Innenpolitik zu tun.

Hinter der Parteipreſſe ſtehen die Parteien. Sie leben ſich aus in Preſſe, Verſammlung und Kammer, im politiſchen Verein und in der

Fraktion, im Klub. Die Parteigeſchichte muß die Publiziſtik aufhellen, die Taktik der Parteien in der Preſſe erklären. Landtag und Preſſe beleuchten ſich gegenſeitig.

Für das bayeriſche Parteiweſen der Reichsgründungszeit fehlt ein größeres, zuſammenfaſſendes Werk, wie es A. Rapp für das württembergiſche Parteiweſen geſchaffen hat. Grundlinien haben M. Döberl in ſeiner Jubiläumsſchrift „Ein Jahrhundert bayeriſchen Verfaſſungslebens“, in ſeiner auf publiziſtiſchem Material aufgebauten Unterſuchung „Bayern und die Gründung des Deutſchen Reiches“, K. A. von Müller in „Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Miniſteriums Hohenlohe“ gezogen. Weiteres Material ließ ſich neben den Landtagsberichten gewinnen aus der Parteipreſſe Bayerns ſelber, aus Darſtellungen der Geſchichte des Nationalvereins, des Zentrums, der Sozialdemokratie. Wertvoll für die Geſchichte der bayeriſchen Fortſchrittspartei iſt beſonders H. Onckens Bennigſenbiographie mit zahlreichen Briefen Braters, Barths, Völks. Die Geſchichte der großdeutſchen Partei iſt noch nicht geſchrieben. Sie würde gerade zum Verſtändnis der Taktik der bayeriſchen Mittelpartei in der Reichsgründungszeit viel beitragen können. Bauſteine dazu lieferten die Selbſtbiographien Fröbels und Schäffles. Ein Hauptproblem der damaligen bayeriſchen Parteigeſchichte, beſonders in der Zeit zwiſchen 1866 und 1870 iſt die in dieſe Jahre fallende Vorgeſchichte der ſpäteren bayeriſchen Zentrumspartei, der damaligen Rechten.

Was die Quellen zur Parteipubliziſtik betrifft, ſo ſtand in den Münchener Bibliotheken, namentlich in der Staats- und Univerſitätsbibliothek, reiches Material zur Verfügung. Ein ſehr wertvoller Führer durch die Parteipreſſe jener Zeit, durch die wichtigſten Leitartikel der Tageszeitungen iſt die Zeitungsſchau der „Wochenſchrift der Fortſchrittspartei“.

Bei Auffindung und Sichtung der Flugſchriften haben mir Herr Staatsbibliothekar Dr. Ruf, Herr Oberbibliothekar Dr. Fiſcher der Univerſitätsbibliothek ſowie beſonders Herr Profeſſor Dr. K. A. von Müller wertvolle Fingerzeige geboten, wofür ich ihnen vielen Dank ſchulde. In erſter Linie aber gebührt mein ehrfurchtsvollſter Dank Herrn Geheimrat Dr. Döberl, meinem hochverehrten Lehrer, der dieſe Arbeit anregte, deſſen förderndes Intereſſe ſie begleitet hat.

Einleitung.

Bayeriſches Parteiweſen um 1866.

Die deutſche Einheitsbewegung hat ihre eigene Sprache. Die Dialektik der Parteien hat eine Fülle von Schlagworten geſchaffen, die gern in Form von Alternativen auftreten: Einheit oder Freiheit — durch Freiheit zur Einheit oder durch Einheit zur Freiheit — Zentralismus (Unitarismus) oder Föderalismus — Bundesſtaat oder Staatenbund — Revolution von oben oder Revolution von unten — monarchiſches Prinzip oder Volksſouveränität — Regierung oder Volk — Revolution oder Reform — Kleindeutſch oder großdeutſch — Preußen oder Öſterreich. Dabei ſind die erſten Glieder dieſer Gegenſatzpaare und ſind die zweiten unter ſich verwandt. Es ergibt ſich für das deutſche wie für das Parteiweſen der Territorialſtaaten die allgemeine Form eines großen Dualismus. Dieſer tritt zum erſtenmal deutlich, parlamentariſch auf dem Frankfurter Parlament 1848/49 in die Erſcheinung. Wir ſind gewohnt, ihn, was die deutſche Frage angeht, durch die Gegenüberſtellung: Kleindeutſch — Großdeutſch zu charakteriſieren. Dieſe Gegenüberſtellung berührt den Unterſchied im Weſen der großen Parteien doch mehr äußerlich. Die Gegenſätze liegen noch tiefer.

Mit dem Kleindeutſchtum verbinden ſich in der Parteipreſſe die Begriffe: preußenfreundlich, bundesſtaatlich, revolutionär. Die Kleindeutſchen ſind preußenfreundlich: ſie erſtreben eine preußiſche Führung Deutſchlands. Sie erſtreben den Ausſchluß Öſterreichs aus Deutſchland, ein engeres Deutſchland. Sie erſtreben es, weil ſie den Bundesſtaat, bezw. den Einheitsſtaat wollen. Eine Anzahl von Mittelſtaaten und Kleinſtaaten ließ ſich leichter um eine Großmacht gruppieren als über zwei Großmächte und die Mittelſtaaten der Bogen eines Bundesſtaates oder gar des Einheitsſtaates ſpannen. Aber auch wenn Preußen freie Hand zur Errichtung eines Bundesſtaates hatte, ſo ſtanden ihm immer noch die Individualitäten der Mittelſtaaten, die hiſtoriſch verankerten Dynaſtien gegenüber. Dieſe waren von Natur öſterreichfreundlich, weil ihr Fortbeſtand durch den Dualismus der beiden Vormächte am beſten geſichert war. Der deutſche Bund war ihre Lebensverſicherung. Gutwillig waren ſie ebenſowenig zur Abdankung zu bewegen wie Öſterreich. Es ſtand zu erwarten, daß ſie nur der Gewalt weichen würden. So kam das Kleindeutſchtum dazu, revolutionär zu ſein: Entweder das ſouveräne Volk, das deutſche Parlament

oder eine ſtarke Dynaſtie mit Blut und Eiſen mußte auf dem Wege der Revolution, ſei es der von oben oder der von unten, der parlamentariſchen oder dynaſtiſchen, der blutigen oder unblutigen, den öſterreichiſchen und mittelſtaatlichen Widerſtand brechen. Innerhalb der kleindeutſchen Gruppe ſind natürlich wieder Abſtufungen zu unterſcheiden: Hier kleindeutſche Regierungen, hier kleindeutſche Parteien; hier Zentraliſten oder Unitarier, Anhänger eines Einheitsſtaates mit oder ohne Scheinkönigtum, hier Anhänger eines Bundesſtaats mit Erhaltung der Dynaſtien, mit monarchiſcher Zentralgewalt — wir wollen ſie Unioniſten nennen zum Unterſchied von den Unitariern —; hier Idealiſten, Ideologen, hier Realiſten, die hiſtoriſch fühlten und zu Kompromiſſen bereit waren.

Auf der andern Seite haben wir die Großdeutſchen. Mit dem Großdeutſchtum verbinden ſich die Begriffe: öſterreichfreundlich, reformatoriſch, föderaliſtiſch (Fröbel). Sie wollen ein Deutſchland, das alle Deutſchen umfaßt, ein Deutſchland mit Öſterreich. Sie halten es für militäriſch ſtärker als Kleindeutſchland, für gefürchteter im europäiſchen Konzert, für eine Garantie des europäiſchen Gleichgewichts und daher des Weltfriedens, weil weniger aggreſſiv. Dieſes Deutſchland beſtand bereits, wenn auch in der lockeren Form eines Staatenbundes. Der Staatenbund war eine Notwendigkeit für das Großdeutſchtum. Denn keine der beiden Vormächte wollte ſich von der andern mediatiſieren laſſen, wollte der andern die Hegemonie über die Mittelſtaaten zugeſtehen. Solange ſich aber die Vormächte ſtritten, freuten ſich die Mittelſtaaten, das dritte Deutſchland. Die Verfaſſungsform für Großdeutſchland war alſo bereits vorhanden, brauchte nicht erſt auf dem Wege gewaltſamer Umwälzung geſchaffen werden. Sie bedurfte allerdings dringend einer Reform; Reform aber ſollte bruchloſe Umformung des Beſtehenden, Vermeidung der Revolution ſein. Auch innerhalb des Großdeutſchtums ſind wieder Gruppen zu unterſcheiden. Wir finden auch hier Radikale, beſonders ſeit dem preußiſchen Verfaſſungskonflikt, die ſchließlich fürchteten, ſie möchten mit der kleindeutſchen Einheit der Freiheit vollkommen verluſtig gehen. Wir haben auch hier den Gegenſatz: Regierungen und Volk, Großmacht und Mittelſtaaten, welch letztere für ihre geſonderten Bedürfniſſe die Form der Trias erfunden hatten, wir haben Realiſten und Ideologen.

Der Form des Dualismus ſtrebt auch die äußere Organiſation der deutſchen Parteien in der Reichsgründungszeit zu. Wir erhalten ſchließlich zwei große Heerlager: den preußenfreundlichen, kleindeutſchen,

revolutionären, teils zentraliſtiſchen, teils unioniſtiſchen Nationalverein, und den öſterreichfreundlichen, großdeutſchen, reformatoriſchen, föderaliſtiſchen Reformverein. Erſterer wird 1859 von norddeutſchen, letzterer 1862 von ſüddeutſchen, insbeſondere öſterreichiſchen und bayeriſchen Politikern gegründet.

An das allgemeine Schema des Dualismus hält ſich auch das bayeriſche Parteiweſen um 1866. Dem Nationalverein nahe ſtehen hier die Fortſchrittspartei und bis 1862 auch die demokratiſche. Mit dem Reformverein gehen die Mittelpartei, die Rechte und ſeit 1862 auch die demokratiſche. Die nach Geſichtspunkten der inneren Politik herausgebildete Vierteilung des bayeriſchen Parteiweſens gilt alſo nicht für ſeine Stellung in der deutſchen Frage.

Unioniſtiſch gerichtet iſt die Fortſchrittspartei in Bayern. Ihre Entwicklung mögen folgende Daten markieren: 1861 Gründung, Bildung einer neuen Kammerfraktion der Linken; 1863 Organiſation der Fortſchrittspartei im Lande, Nürnberger Wahlprogramm; 1864 Einrichtung des geſchäftsführenden Ausſchuſſes, der autographiſchen Korreſpondenz; 1865 Gründung der Wochenſchrift der Fortſchrittspartei in Bayern, Anſchluß der Pfälzer an die Linke.[1]) Seit ihrer Gründung verfolgte die Partei als ihr Ziel bundesſtaatliche Einigung Deutſchlands, Kampf gegen den Partikularismus der Einzelregierungen, Wiederberufung eines deutſchen Parlaments.[2]) Preußenfreundlich kann ſie eigentlich erſt nach 1866 genannt werden und vorher etwa bis 1862.[3]) Der preußiſche Verfaſſungskonflikt verdarb ihr die Sympathie für die preußiſche Spitze. Die Frage der Zentralgewalt ward im Nürnberger Wahlprogramm ausdrücklich als eine offene, nur durch die Macht der Tatſachen zu löſende bezeichnet.[4]) An Haß gegen Bismarck gab ſie zwiſchen 1862 und 1866 weder der preußiſchen Fortſchrittspartei noch den Großdeutſchen etwas nach.[5]) Der preußiſche Verfaſſungskonflikt ſtörte auch die anfänglich guten Beziehungen der bayeriſchen Fortſchrittspartei zum Nationalverein.[6]) Der Vermittler zwiſchen beiden

[1]) Wochenſchrift der Fortſchrittspartei in Bayern 1869, Nr. 38.

[2]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürſten von Hohenlohe, S. 268.

[3]) Hartung, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte (1914), S. 112.

[4]) v. Müller, a. a. O., S. 268.

[5]) Vgl. Flugſchrift: „Die Fortſchrittspartei in Erlangen, ihre Conſequenz und Ueberzeugungstreue", Nürnberg 1869.

[6]) R. v. Bennigſen, ein liberaler deutſcher Politiker, von H. Oncken, I, 313—363, 453 ff., 583, 585, 590, 606, 607, 609.

blieb dauernd der Nordbayer Karl Brater. Er gehörte dem 36er Ausſchuß des Nationalvereins an, war im Ausſchuß der Fortſchrittspartei in Bayern tätig, ja eigentlich deren Seele, jedenfalls ihr gewandteſter, fleißigſter und charaktervollſter Publiziſt, wenn auch vielleicht ihr ſchlechteſter Landtagsredner.[1])

Der bedeutendſte Parlamentarier der Partei iſt der Schwabe Marquardt Barth,[2]) Veteran der Paulskirche, einſt Mitglied jener Deputation, die unter Simſons Führung dem Preußenkönig die Erbkaiſerkrone anzubieten hatte. Noch 1866 vertrat er die alte Rümelinſche Forderung, daß man, um einen deutſchen Bundesſtaat auf dem Boden der Gleichberechtigung zu ermöglichen, Preußen in ſeine Provinzen zerſchlagen müſſe. Doch war er zu ſehr Realpolitiker, um nicht einzuſehen, daß zur Durchführung des Programms des Nationalvereins Männer von dem organiſatoriſchen Genie eines Freiherrn von Stein nötig ſeien.[3]) Ein dritter Führer iſt der Schwabe Völk,[4]) wie Barth Advokat, jedoch temperamentvoller, feuriger, mehr Draufgänger als der Diplomat Barth, mit einer ſtarken Doſis von Pfaffen- und Fürſtenhaß. Andere Parteigrößen ſind von Schauß, der gleich Brater um die Sozialgeſetzgebung hochverdiente Bürgermeiſter Fiſcher, Profeſſor Marquardſen aus Erlangen, von Hoffmann, von Stauffenberg.

Die Partei war ſehr gut organiſiert. Ihre Leitung lag in der Hand eines großen Ausſchuſſes, in dem — mit Ausnahme der Rheinpfalz, die erſt 1869 beitrat — jeder der bayeriſchen Kreiſe mit etwa 50 Mitgliedern vertreten war.[5]) Die Kreiſe, aus denen ſich die Fortſchrittspartei rekrutierte, beſchränken ſich vornehmlich auf Neubayern: Oberfranken, Mittelfranken, wo das Städtchen Gunzenhauſen ein beliebter Verſammlungsort war, Rheinpfalz, zum Teil auch Schwaben,

[1]) Über Karl Brater: Allgemeine deutſche Biographie. Baumgarten, Reden und Aufſätze, hgg. von Erich Marcks. Bennigſen, ein liberaler deutſcher Politiker (im Folgenden zit. als „Bennigſen"), S. 455. Kaſpar Bluntſchli, Denkwürdiges aus meinem Leben, 1884, II, S. 219. Wochenſchrift der Fortſchrittspartei in Bayern (im Folgenden zit. als „Wochenſchrift"), 1869, 30. Okt. Nekrolog von Ernſt Rohmer. Augsburger Poſtzeitung 1867, Landtagsſkizzen 5, 2. A. Sapper, Pauline Brater. Vorkämpfer deutſcher Freiheit, Heft 23, 1911, Einleitung.

[2]) Über Marquardt Barth: Wochenſchrift 1869, 25. 9. Augsburger Poſtzeitung 1867, 26. 1.

[3]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalſtaat (1911), S. 471.

[4]) Über Joſeph Völk: Allgemeine deutſche Biographie. Augsburger Poſtzeitung 1867, Landtagsſkizzen, 5, 2.

[5]) Wochenſchrift 1869, 4, 9.: Die Fortſchrittspartei in der Pfalz.

ſoweit es proteſtantiſche Bevölkerung aufwies.[1]) Die Pfälzer waren nur ſehr loſe an die Partei angeſchloſſen.[2]) Innerhalb wie außerhalb der Kammer wahrten ſie ſich ihre Sonderſtellung. Sie waren noch ein gut Teil demokratiſcher als die fränkiſchen Fortſchrittler, und ihr Haß gegen das Bismarckſche Preußen ließ es lange zu keiner rechten Verſtändigung mit der mehr realpolitiſch gerichteten rechtsrheiniſchen Fortſchrittspartei kommen. Ihr bedeutendſter Mann iſt der Subſtitut Umbſcheiden, ein alter Revolutionär von 1849 und hartnäckiger Triaspolitiker,[3]) und Friedrich Kolb. Die Berufe, in denen die Partei ihre Wähler hatte, ſind vor allem das kaufmänniſche und das induſtrielle Unternehmertum. Insbeſondere war das Judentum in der Partei ſtark vertreten.[4])

Die Rührigkeit der Partei zeigte ſich beſonders in der Publiziſtik. In allen bayeriſchen Regierungskreiſen, vornehmlich aber in den neubayeriſchen, finden wir Zeitungen, die für das politiſche Ideal der Partei werben. Das Zentralorgan iſt die Wochenſchrift der Fortſchrittspartei in Bayern, herausgegeben von Jackob in Erlangen, neben den Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern und der Allgemeinen Zeitung das einzige politiſche Blatt in Bayern, das über eine rein provinzielle Bedeutung hinausragte. Über das Niveau gewöhnlicher Leitartikel erheben ſich hier die Beiträge von Karl Brater, die entweder unter dem Zeichen der Autographiſchen Korreſpondenz ⁂ oder mit einem Sternchen auftreten. Dasſelbe gilt auch von den Artikeln des fleißigſten Mitarbeiters, der durch zwei Sternchen gekennzeichnet iſt. Neben ihnen treten die gelegentlichen Beiträge der mehr ephemeren Korreſpondenten g, h, r ganz in den Hintergrund. Die Wochen- oder Zeitungsſchau jeder Nummer gibt uns einen fortlaufenden Überblick über die Hauptartikel der geſamten bayeriſchen Publiziſtik. Dabei wird beſonders ihre Stellung zur deutſchen Frage unterſucht. Überblicke über das bayeriſche Parteiweſen geben von Zeit zu Zeit eine Art Buchführung der Partei. Sonſtige Organe der Fortſchrittspartei in Bayern ſind: Fränkiſche Zeitung und Fränkiſcher Kurier, der Nürnberger

[1]) Wochenſchrift 1868, 25. 2., 7. 3.: Das Wahlreſultat.

[2]) Wochenſchrift 1865, Nr. 14. 1869, 4. 9.

[3]) Über Umbſcheiden: v. Müller in Riezlerfeſtſchrift (1913), S. 357. Denkwürdigkeiten des Fürſten v. Hohenlohe (im Folgenden zitiert als „Hohenlohe") Bd. I, S. 158. Nürnberger Korreſpondent 1867, 29. 1.: Die Erklärung des Fürſten v. Hohenlohe und die Linke. Augsburger Poſtzeitung 1867, Landtagsſkizzen, 5. 2.

[4]) Wochenſchrift 1868, 25. 2., 7. 3.: Das Wahlreſultat.

Fortſchritt, in der Pfalz die Kaiſerslauterner Zeitung und der Pfälzer Kurier, in Schwaben der Moniteur Völks, die Augsburger Abendzeitung,[1]) eine der älteſten bayeriſchen Zeitungen, und die Kemptener Zeitung. In Altbayern vertreten die Sache des Fortſchritts die Münchener Neueſten Nachrichten. Ihr Redakteur Auguſt Vecchioni hat das Blatt aus der Anfangsſtellung eines Auszugs aus der Allgemeinen Zeitung allmählich in den Rang eines der geleſenſten liberalen Blätter Bayerns erhoben.[2]) Für Niederbayern iſt zu erwähnen der Landshuter Kurier für Niederbayern. In der Oberpfalz fehlen größere fortſchrittliche Blätter. Für die nicht periodiſche fortſchrittliche Publiziſtik kommen als Verlage in Betracht: Jackob in Erlangen, Gätſchenberger und Julien in Würzburg, Beck in Nördlingen; letzterer gibt auch den Europäiſchen Geſchichtskalender von Schultheß heraus, der durchaus in nationalem Sinn redigiert iſt. Für München ſind als fortſchrittliche Verleger zu nennen Friſch und Finſterlin.

Die treue Anhänglichkeit an die Reichsverfaſſung von 1849, das Feſthalten an der Volksſouveränität charakteriſiert wie die Fortſchrittspartei ſo auch die Partei der bürgerlichen Demokratie. Sie vertrat vornehmlich die Arbeiterſchaft der Städte. Nur in geringem Prozentſatz folgte dieſe damals dem ſozialdemokratiſchen Ideal. In deſſen Dienſt ſtanden Blätter wie der Münchener Sozialdemokrat, der Proletarier, die Süddeutſche Poſt. Sozialdemokratiſche Arbeitervereine beſtanden zu München, Augsburg, Nürnberg, Fürth, Erlangen. Das ſtaatliche Ideal der bürgerlichen Demokratie iſt eine Föderativrepublik nach dem Muſter der Schweiz oder der nordamerikaniſchen Union,[3]) ein Ideal, das ja auch einem großen Teil des Frankfurter Parlaments einſt vorgeſchwebt hatte. Sie war ausgeſprochene Gegnerin der Monarchie, des Gottesgnadentums, der ſtehenden Heere als ſeiner ſtärkſten Stütze, ſie forderte dafür Volksbewaffnung, Milizſyſtem nach ſchweizeriſchem Muſter. Die Partei war unitariſtiſch und föderaliſtiſch zugleich. Sie war unitariſtiſch, indem ſie innerhalb des Reiches die Abdankung der Einzeldynaſtien zugunſten einer ſtarken, vom Volk kontrollierten Zentralgewalt forderte. Sie war föderaliſtiſch, indem ſie im Rahmen einer deutſchen Republik doch für die Einzelkantone oder Provinzen weitgehende Autonomie erſtrebte. Mit einer gewiſſen Einſchränkung

[1]) M. Allaire, Die periodiſche Preſſe in Bayern (1913), S. 54. Gründungsjahr iſt 1695.

[2]) Salomon, Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens III, 620 ff.

[3]) Nürnberger Anzeiger 1866, Artikel von L: 30. 7., 13. 8., 3. 16. Sept.

läßt ſich ihr inneres Verhältnis zur Fortſchrittspartei vielleicht ſo umſchreiben: Sie war idealiſtiſch, dieſe realiſtiſch. Sie hielt an der Doktrin feſt, jene ſchloß Kompromiſſe.

In den Volksvereinen, einem Überreſt der 48er Bewegung, fanden ſich noch 1866 Fortſchrittler und Demokraten zuſammen. Das gilt beſonders vom Münchener Volksverein. Das gilt weniger vom Allgäuer Volksverein, in dem die nationalen Tendenzen überwogen.[1]) Brater unterſcheidet einen fränkiſchen, ſchwäbiſchen und pfälziſchen Radikalismus.[2]) Führer des erſteren iſt bis 1866 der Abgeordnete Crämer von Doos.[3]) Er war 1862 aus dem Nationalverein, dem 36er Ausſchuß und dem Ausſchuß der Fortſchrittspartei ausgetreten, um nach dem Krieg 1866 wieder zur Fortſchrittspartei zurückzukehren. Führer der Pfälzer Demokraten iſt der Abgeordnete Kolb, auch einſt Mitglied des Frankfurter Parlaments. Er hielt Fühlung mit der großdeutſch gerichteten Württemberger Demokratie, mit den großdeutſchen Vereinen, in denen Demokraten mit Liberalen und Konſervativen zuſammengingen. Hauptorgane der bürgerlichen Demokratie ſind: Der Nürnberger Anzeiger, der Nürnberger Beobachter, die Pfälzer Volkszeitung.

Den monarchiſchen Föderalismus (im Gegenſatz zum republikaniſchen) vertreten in Bayern die liberale Mittelpartei und die konſervative Rechte. Beide unterhielten enge Beziehungen mit dem Reformverein. An deſſen Gründung ſind ja neben dem damals in öſterreichiſchen Dienſten ſtehenden Publiziſten Julius Fröbel[4]) gerade die Führer[5]) der bayeriſchen Mittelpartei, Lerchenfeld, Hegnenberg, Weis, beteiligt. In Bayern hatten ſeinerzeit die vorbereitenden Verſammlungen ſtattgefunden: die Verſammlungen großdeutſcher Notabilitäten zu Roſenheim und zu München.[6]) Seit allerdings die Bundesreformpläne des Frankfurter Fürſtentags geſcheitert waren, ſeit in der ſchleswigiſch-holſteiniſchen Frage Öſterreich dem Bund den Rücken gekehrt

[1]) Wochenſchrift, 1868, 23. Mai: Aus dem I. Flugblatt des Allgäuer Volksvereins.

[2]) Bennigſen II, 74.

[3]) Über Crämer v. Doos: Nürnberger Anzeiger 1867, 16., 17., 18., 22., 24. Auguſt.

[4]) Julius Fröbel, Ein Lebenslauf (im Folgenden zitiert als „Fröbel") II, 125, 191, 198, 200, 223, 231—262.

[5]) Schultheß, Europäiſcher Geſchichtskalender (im Folgenden zitiert als „Schultheß") 1862, 100 ff. Fröbel II, 201. Über Lerchenfeld und Hegnenberg: Allgemeine deutſche Biographie. Über Lerchenfeld außerdem: Wochenſchrift 1866, Nr. 46, 47. Allgemeine Zeitung 1866, 3. 9. Beilage, Nekrolog.

[6]) Fröbel II, 125, 192, 198, 200.

hatte, ſeit es mit Preußen Großmachtpolitik trieb, war auch die Werbekraft der großdeutſchen Partei, war auch die der bayeriſchen Mittelpartei dahin. Letztere hatte bisher unter dem Regiment ihrer drei Führer als wohldiſziplinierte, ſchlagfertige Partei gegolten, hinter der wirklich die Mehrheit des bayeriſchen Volkes ſtünde. Seit 1863 jedoch zerfiel ſie mehr und mehr. Der Auflöſungsprozeß wurde durch die damalige Zollvereinskriſis befördert. Unter Führung zweier Oberpfälzer, Schlörs und Pözls, konſtituierte ſich ihr linker Flügel als neue Mittelpartei. Der rechte Flügel löſte ſich vorübergehend in nicht weniger als drei ſelbſtändige Gruppen auf, ließ ſich aber 1865 von Lerchenfeld und Hegnenberg wieder zu einer einzigen zuſammenfaſſen. Dieſes neuformierte rechte Zentrum gerät mehr und mehr in die Bahnen der kleinen Rechten. Die Publiziſtik meint um 1866 unter der Bezeichnung Rechte gewöhnlich das rechte Zentrum. Sie nennt von jetzt an die bisherige Rechte die „äußerſte Rechte“.[1])

Die alte wie die neue Mittelpartei hielten grundſätzlich am Großdeutſchtum feſt. Sie traten allen Verſuchen entgegen, die auf den Ausſchluß Öſterreichs vom Reich abzielten.[2]) Sie ſuchten die Aufnahme Öſterreichs in den deutſchen Zollverein zu erwirken, ein Ziel, das beſonders der Württemberger A. Schäffle theoretiſch und praktiſch vertrat. Sie ſuchten die preußiſche Hegemonie im Zollverein zu brechen. Sie unterſtützten das monarchiſche Prinzip gegenüber der Idee der Volksſouveränität, gegenüber einer Revolution von unten, aber auch von oben. Trotzdem verlangten auch ſie ein deutſches Parlament. Sie waren indes geneigt, ſich mit einer Delegiertenverſammlung der Einzellandtage zu begnügen.[3]) Sie traten vor allem, wie ſchon 1849, den preußiſchen Bundesſtaatsbeſtrebungen entgegen. Sie forderten als deutſche Verfaſſungsform einen Staatenbund. Sie hielten eine Bundesreform für möglich und ausreichend. In einem deutſchen Reich müßte Raum ſein für die Selbſtändigkeit der deutſchen Stämme und Dynaſtien. In den Kreiſen des bayeriſchen Zentrums hat auch das Triasprojekt ſeine Verehrer. War es doch ganz den Bedürfniſſen von Mittelſtaaten wie Bayern angepaßt.

Das Linke Zentrum, die neue Mittelpartei, war in München als Klub Abentum, früher Langlois, organiſiert. Eine ſtrenge Organiſation im Lande fehlte bis 1868. Die bisherige Organiſation war zu

[1]) Wochenſchrift 1866, Nr. 46, 47. Über Pözl: Allgemeine deutſche Biographie.
[2]) Schultheß 1862, S. 100 ff.
[3]) Schultheß 1862, S. 100 ff.

wenig peripheriſch, zu ſehr zentraliſtiſch.[1]) Das Hauptorgan nicht nur der Mittelpartei in Bayern, ſondern des Großdeutſchtums überhaupt iſt die Augsburger Allgemeine Zeitung.[2]) Die Agitation für Öſterreich war ihr in Fleiſch und Blut übergegangen. Ihren Hauptleſerkreis hatte ſie in Öſterreich. Von hier wie auch von Seite der bayeriſchen Regierung ward ſie vielfach für offizielle und offiziöſe Zwecke benutzt. Doch ſchon vor 1866 hat ſie langſam begonnen, ihr Großdeutſchtum abzubauen, in ihren Spalten auch andere als großdeutſche Stimmen zu Wort kommen zu laſſen. Umſo unabweisbarer trat dieſe Notwendigkeit nach Königgrätz an ſie heran. Der Redakteur Altenhöfer ſchwankt zwar noch lange unentſchieden hin und her. Auch die Unwandelbaren unter den Mitarbeitern korreſpondieren noch bis 1870 weiter. Aber kleindeutſche Korreſpondenten rücken in immer helleren Haufen an. So wird die Zeitung in jener Übergangszeit zu einer Plattform, einem Sprechſaal für alle Parteien. Die bedeutendſten Mitarbeiter in jener Zeit ſind Julius Fröbel mit dem Zeichen 24,[3]) dann die Korreſpondenten mit den Zeichen n, #, ##, wiederholt erſcheint Schäffle, Graf Tauffkirchen, der ſpätere Adlatus Hohenlohes;[4]) die meiſten Mitarbeiter ſind Süddeutſche, Württemberger, Bayern, Öſterreicher. Aber auch Preußen kommt nach 1866 entſcheidend zu Wort. Brater erwähnt einen Amanuenſis Bismarcks,[5]) Hohenlohe einen Preßhuſaren Sterckow.[6]) Wiederholt bedient ſich in unſerem Zeitraum auch die bayeriſche Regierung, Pfordten wie Hohenlohe, der Zeitung.

Neben der Augsburger Allgemeinen ſteht der Nürnberger Korreſpondent von und für Deutſchland, von dem geſchickten, kleinen Juden Feuſt klug redigiert,[7]) doch langſam von der einſtigen Höhe herabgleitend. Es iſt das typiſche Blatt des liberalgeſinnten bayeriſchen Beamtentums. Sein bedeutendſter Mitarbeiter nach 1866 iſt der Korreſpondent mit dem Zeichen Y. Sonſt ſind für die Mittelpartei noch

[1]) Schultheß 1868, S. 181. Augsburger Poſtzeitung 1868, 7. 5.

[2]) Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung, 1798—1898.

[3]) Fröbel II, 445, 453; v. Müller in Riezlerfeſtſchrift, S. 372, Anm. 3.

[4]) A. Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage, S. 216, 226; v. Müller in Riezlerfeſtſchrift, S. 396, Anm. 2.

[5]) Bennigſen II, 73.

[6]) Hohenlohe I, 371.

[7]) L. Brunner, Politiſche Bewegungen in Nürnberg im Jahre 1848 (1907), S. 6—8.

wichtig die Neue Würzburger Zeitung, die einſt Ernſt Zander[1]) in konſervativem Geiſte geleitet hatte, und ab 1869 die Bayeriſche Landeszeitung.

Die Mittelpartei ſtand der Regierung am nächſten. Sie galt wohl als miniſterielle oder Regierungspartei. Regierungsorgan und Hauptorgan der Mittelpartei aber decken ſich erſt 1869 in der Bayeriſchen Landeszeitung. Sonſt hat die Regierung ihr eigenes Organ, erſt die Bayeriſche Zeitung, vom 1. Oktober 1867 an die Süddeutſche Preſſe.

Zur Gefolgſchaft des Föderalismus gehört in Bayern auch die Rechte des Landtags. In der Publiziſtik heißt ſie auch die ultramontane, die klerikale, die konſervative, die bayeriſche, ſpäter auch die patriotiſche oder Volkspartei[2]). Ihre adeligen Anhänger waren meiſt monarchiſch geſinnt, handfeſte Verteidiger der bayeriſchen Selbſtſtändigkeit. Ihre klerikalen Vertreter erblickten in Öſterreich den Hort des Katholizismus. Konfeſſionelle Gründe verſtärkten hier die Abneigung gegen Preußen. Man warnte vor dem Zentralismus, weil er der Revolution vorarbeite. Und mit ihr hatte die katholiſche Kirche von jeher ſchlechte Geſchäfte gemacht.[3]) Der dritte Stand, der mit der Rechten ging, die Bauern, waren ebenfalls einer ſtrafferen Einigung abgeneigt. Ihnen war der Zollverein ſchon vielfach zu eng.[4]) Alle dieſe drei Stände, Klerus, Adel und Bauern, befanden ſich in Abwehrſtellung gegen das Bürgertum, das den Klerus und den Adel aus ihrer leitenden Stellung im Staatsleben verdrängt hatte. Die Rechte befand ſich aber auch in Abwehr gegen Neubayern, deſſen Geiſt in der Geſetzgebung den Ton beſtimmte. Ihre bedeutendſten Männer waren: Der Oberbibliothekar Ruhland, der Archivar Jörg, der Profeſſor Edel, unter den Reichsräten von Thüngen.

Die Rechte beſitzt ein ausgezeichnetes Organ in den von Jörg redigierten Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern. Sie ſind 1838 vom Münchener Görreskreis gegründet worden.[5]) Sie haben wiſſenſchaftlichen Charakter. In politiſchen Fragen zeichnen ſie ſich durch unbefangenes

[1]) Anton Döberl in Hiſtoriſch-Politiſche Blätter CLXIII (1919), Heft 2: Ernſt Zander und die Neue Würzburger Zeitung.

[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXIV (1869), 4.

[3]) Augsburger Poſtzeitung 1867, 18. Mai.

[4]) „Bayern und der Zollverein", Erlangen 1868.

[5]) Über die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter: M. Döberl im Biographiſchen Jahrbuch und Deutſchen Nekrolog VI (1901), S. 429; v. Müller im Oberbayeriſchen Archiv 1910, 372—377; Rhein, Zehn Jahre Hiſtoriſch-Politiſche Blätter (1916). Vgl. auch die Preſſeſtudien vom O. Bandmann, Nirrnheim, Annie Mittelſtädt.

Urteil, unbeſtechliche Schärfe des Blicks, ſeheriſche Hellſichtigkeit, Vermeidung jeder Zeitungspolemik aus. Den politiſchen Artikel der Zeitläufe ſchreibt regelmäßig Jörg ſelbſt. Er ſteht dem Kleindeutſchtum vor 1866 viel näher als die ſonſtige klerikale Preſſe. Er verſucht es mit dem Großdeutſchtum zu kombinieren. Nach 1866 gibt die Zeitſchrift ihre splendid isolation mehr und mehr preis und gerät allmählich in die Strömung des ſchroffſten bayeriſchen Partikularismus.[1]) Ein ſehr altes, ehrwürdiges katholiſches Blatt iſt die von Huttler geleitete Augsburger Poſtzeitung. Sie fand für die breite Maſſe der Partei den verſtändlichſten Ton.[2])

Innerhalb der Partei müſſen wir eine Gruppe unterſcheiden, die von den Zeitgenoſſen als klerikale Demokratie angeſprochen wird. Ihre Führer ſind der Paſſauer Redakteur Bucher und der Straubinger Militärkurat Lukas. Ihr Hauptorgan beſitzt die Gruppe in dem von Ernſt Zander[3]) redigierten Volksboten für den Bürger und Landmann. Auf denſelben Ton iſt Buchers Donauzeitung geſtimmt. Zu ihnen tritt 1869 das „Vaterland“ des Dr. Sigl. Das Hauptblatt des proteſtantiſchen Klerus iſt bis 1870 die Pfälzer Zeitung. Hauptverlag für klerikale Broſchüren iſt Lentner in München. Auch der Verlag Kaiſer ſteht der Partei nahe.

I. Kapitel.

Die Frage des Eintritts in den Norddeutſchen Bund.

Nach dem Prager Frieden gab es kein Deutſchland mehr. Der Staatskörper, der bisher alle Deutſchen in ſich geſchloſſen hielt, er war in drei Teile zerſchlagen worden. Es ſtanden ſich gegenüber: Ein ſelbſtändiges Öſterreich-Ungarn, das jedem Einfluß auf die Geſtaltung der deutſchen Verhältniſſe entſagen mußte; ein norddeutſcher Bundesſtaat, der alle nördlich des Mains gelegenen Staaten um Preußen als Mittelpunkt gruppieren durfte; die Gruppe der vier unabhängigen deutſchen Südſtaaten, Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen mit ſeinen ſüdlich des Mains gelegenen Teilen. Den

[1]) M. Spahn, Bismarck (1915), S. 207, 209.

[2]) Über die Augsburger Poſtzeitung: S. Hartmann, Die Augsburger Poſtzeitung (1913). Annie Mittelſtädt, Das Jahr 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutſchland.

[3]) Ernſt Zander und die Neue Würzburger Zeitung in Hiſt.-Pol. Bl. CLXIII, Heft 2.

vier Südſtaaten war es freigeſtellt, zu einem Verein, einem Südbund zuſammenzutreten. Es war dem Südbund, wenn er zuſtande kam, nicht verwehrt, ſeine nationalen Beziehungen mit dem norddeutſchen Bunde zu regeln. Aber dieſe Beziehungen durften nicht ſo intim geſtaltet werden, daß dabei ſeine internationale Exiſtenz preisgegeben wurde.

Die Dreiteilung Deutſchlands konnte erzieheriſchen Wert haben, aber ſie war nur erträglich, wenn ihr Ende abzuſehen war. Ließ ſich ſchon der Ausſchluß Öſterreich-Ungarns ſchwer rechtfertigen, ſo war vollends die Iſolierung der Südſtaaten auf die Dauer ein unhaltbarer Zuſtand. Das Nächſtliegende wäre geweſen, daß die Südſtaaten ſich auch an der Aufrichtung des Bundesſtaates beteiligten, den ſich Preußen in einem Kampf auf Leben und Tod von Öſterreich erſtritten hatte. Es iſt das die Löſung, die 1870 zu Verſailles gefunden wurde. Aber der Eintritt der Südſtaaten in den Nordbund bedeutete einen Bruch des Prager Friedens. Hinter dem Prager Frieden ſtanden Frankreich und Öſterreich, vielleicht auch Rußland. Trotzdem war der Herbſt 1866 die günſtigſte Zeit für einen Eintritt der Südſtaaten in den Norddeutſchen Bund. Die Situation war dafür jetzt noch ungleich günſtiger als in den folgenden Jahren. Es beſtand vielleicht die Möglichkeit, jetzt ſchon das zu erreichen, was erſt nach vier Jahren mit Hilfe des deutſch-franzöſiſchen Krieges erreicht wurde. Im Feuer eines nationalen Krieges mit Frankreich konnte ſofort die kleindeutſche Einigung geſchmiedet werden. Frankreich ſtand ungerüſtet, durch das Fiasko der mexikaniſchen Unternehmung geſchwächt und demoraliſiert. Das preußiſche Heer war berauſcht vom Sieg. Öſterreich lag am Boden. Die Stimmung für Preußen war in den Südſtaaten im Herbſt 1866 freundlicher als je wieder bis auf Sedan.

Aber der Eintritt der Südſtaaten in den Norddeutſchen Bund erfolgte nicht. Bismarck wollte aus dem Norddeutſchen Bund einen ſchlagfertigen zentraliſierten Bundesſtaat ſchaffen. Ein Teil ließ ſich leichter unter Dach bringen als das Ganze. Der deutſche Süden war ihm zu liberal, zu föderaliſtiſch geſtimmt. Bismarck ſcheute ſich, die Armee zum zweitenmal aufs Spiel zu ſetzen. Die Südſtaaten waren jetzt als militäriſche Bundesgenoſſen noch unbrauchbar. Ihr Wert konnte aber von Jahr zu Jahr wachſen, wenn ſie ſich das preußiſche Wehrſyſtem aneigneten. So begnügte ſich denn Bismarck mit dem Abſchluſſe der Schutz- und Trutzbündniſſe mit den Südſtaaten. Die Südſtaaten blieben außerdem im Zollverein, aber mit der Bedingung

ſechsmonatlicher Kündigung. Die Notwendigkeit, ihn zu erneuern, bot Bismark eine neue Handhabe zur Regelung der nationalen Beziehungen zwiſchen Süd und Nord.

Wie ſtellten ſich nun damals die Südſtaaten zu der Frage des Eintritts in den Norddeutſchen Bund? Wie ſtellte ſich der größte der Südſtaaten, Bayern dazu? Wir müſſen unterſcheiden zwiſchen Regierung und Bevölkerung. Bayeriſcher Außenminiſter und Miniſterpräſident war damals Freiherr Ludwig von der Pfordten. Er hatte die bayeriſche Politik während ſeines erſten wie während ſeines zweiten Miniſteriums im Sinne einer Großmachtpolitik geleitet. Er hatte nicht zuletzt die Zertrümmerung Deutſchlands im Sinne einer Erhöhung der bayeriſchen Macht ausnützen wollen. Bayern ſollte ebenſo ein Kriſtalliſationspunkt für die zerfallenden deutſchen Verhältniſſe werden wie im Norden Preußen. Auf den Trümmern des ſüdlichen Deutſchland ſollte ein Südbund unter bayeriſcher Führung erſtehen. Das bayeriſche Heer ſollte den Kern des künftigen Südbundheeres bilden. Dafür ſollte es in dem Kriege zwiſchen Preußen und Öſterreich möglichſt geſchont werden. Aber nur dann — ſo ſah von der Pfordten voraus — konnte Bayern Vorteil aus dem Zerfall des deutſchen Bundes ziehen, wenn es ſeiner Auflöſung ſtets bewußt entgegenarbeitete. Damit ſollte es ſich das Vertrauen des föderaliſtiſchen Südens erwerben. Mit dieſen Ideen trat von der Pfordten an der Seite des Beſchützers der Mittelſtaaten, des föderaliſtiſchen Öſterreich, in den Krieg ein. Sein Ausgang hat die miniſteriellen Berechnungen umgeworfen. Das bayeriſche Heer lag zertrümmert. Das Vertrauen, das die Südſtaaten zu Bayern gehabt hatten und das die Vorausſetzung für den Südbund bilden mußte, war dahin. Ganz iſoliert ſtand Bayern bei den Friedensverhandlungen dem übermächtigen Preußen gegenüber. Um den Preis eines Allianzvertrags war es ſchließlich aus verzweifelter Lage noch glimpflich hinweggekommen. Und vor allem: Es hatte eines erreicht, wonach Pfordten ſo lange geſtrebt hatte: es war jetzt internationale Macht. Es ſtand nach außen ſogar unabhängiger da als vor dem Krieg. In dieſer freien Stellung des Landes zwiſchen Öſterreich und Preußen hat Pfordten ſicher keinen Nachteil erblickt. Kein Wunder alſo, daß er Zumutungen an einen Eintritt Bayerns in den Nordbund entſchieden von ſich wies. Wenn Bayern einem größeren Ganzen angehören ſollte, ſo mußte es ein Staatenbund ſein. Und dieſer Staatenbund mußte alle Deutſchen, mußte jedenfalls Öſterreich umfaſſen. Pfordten hat Kleindeutſchland

immer gefürchtet. Der Norddeutſche Bund, wie ihn Preußen ſich erſtritten hatte, galt ihm nur als Fortſetzung des preußiſchen Sieges von Königgrätz, als finanzielle und militäriſche „Plusmacherei“, wie Jörg ſich ausdrückte. Der Eintritt Bayerns in den Norddeutſchen Bund galt ihm gleichbedeutend mit Mediatiſierung des Landes.[1]) Wenn er ſich dagegen ſträubte, ſo vertrat er damit nur Strebungen, wie ſie in jedem, ſelbſt in dem kleinſten Staate liegen. Der Staat als Lebensform iſt wie alles Lebende Sklave des Selbſterhaltungstriebes. Kein Staat ſtirbt gern. Jeder hofft, ſolange er atmet. Nun wollte ja Bismarck den Staat ohnehin leben laſſen und wies Eintrittsgedanken von vornherein ab. So konnte ſich Pfordten umſo ruhiger auf ſtrikte Beobachtung des Prager Friedens beſchränken, auf eine abwartende Stellung zurückziehen.[2]) Auch das Damoklesſchwert ſeiner Entlaſſung, das ſeit dem Friedensſchluß ununterbrochen über ſeinem Haupte ſchwebte, konnte nicht zu Schritten in der deutſchen Frage ermuntern.[3]) Nach außen gab er ſich gelegentlich den Anſchein, als ob er vollkommen befriedigt ſei, Bayern mit ſeiner tauſendjährigen Geſchichte vollkommen unverſehrt aus der Kataſtrophe gerettet zu haben.[4])

Hinter Pfordten ſtand die Mehrheit der Abgeordnetenkammer und der Reichsratskammer.

Aus den Kreiſen des linken Zentrums oder der neuen Mittelpartei ging in der kurzen Auguſttagung des Landtags ein Antrag Hohenadel hervor. Er verlangte nicht weniger als „engen Anſchluß“ an Preußen.[5]) Es ſah aus, als ſei die Mittelpartei zu den Zentraliſten übergegangen. Um dieſen Eindruck zu vermeiden, wurde der „enge Anſchluß“ an Preußen mit Klauſeln umgeben. Er wurde ausdrücklich nur als Mittel zum Zweck, als Weg zu dem Ziel bezeichnet, zu dem ſich die Kammer noch in der Kriegstagung bekannt hatte. Als ſolches wurde feſtgeſtellt: Deutſchland unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den nötigen Befugniſſen ausgeſtatteten Parlaments zu einigen, die deutſchen Intereſſen wirkſam zu vertreten und Angriffe des Auslands erfolgreich abzuwehren. In dem Antrag durfte für keinen Fall der Wunſch des Landtags auf Eintritt des Landes in den

[1]) M. Döberl, Bayern und Deutſchland (1917), S. 35, 145 ff., ferner S. 25 ff.
[2]) M. Döberl, Bayern und Deutſchland (1917), S. 145 ff.
[3]) R. v. Mohl, Lebenserinnerungen II (1902), S. 308. 319.
[4]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866, S. 149 ff.
[5]) Schultheß 1866, S. 217.

Norddeutschen Bund erblickt werden. Gegen eine solche Auslegung verwahrte sich das rechte Zentrum in der Kammer, in der Presse, so im Nürnberger Korrespondenten, in der Allgemeinen Zeitung. In der Kammer wies Lerchenfeld den Gedanken einer preußischen Hegemonie weit von sich.[1]) Deutschland solle kein Einheitsstaat werden, sondern unter Beibehaltung der Dynastien und Gleichberechtigung der Gliedstaaten wieder zum Staatenbund zurückkehren. In der Allgemeinen Zeitung erklärt ein mit −l− gezeichneter Artikel vom 2. 9. 1866:[2]) Das Kammervotum sei nur so zu verstehen: Wenn man nach dem Prager Frieden ein Deutschland überhaupt noch wollte, so blieb den Südstaaten nichts anderes übrig, als sich um den einzigen Staat zu gruppieren, der jetzt als Führer Deutschlands überhaupt noch in Betracht kommen könne, um Preußen. Das Votum bedeute also nur Festhalten an der nationalen Idee überhaupt. Die öffentliche Meinung in Bayern glaube nicht daran, daß mit den Nikolsburger Präliminarien der Zustand Deutschlands ein für allemal festgelegt sei. Sie erhoffe die deutsche Einigung unter andern Auspizien als unter denen des Herrn von Bismarck. Dieses Festhalten an Österreich ist allerdings mehr charakteristisch für das rechte Zentrum denn für das linke. Hier war man eher geneigt, Österreich preiszugeben. Mit Österreich werde kein Vernünftiger sobald wieder Frieden schließen, so äußerte sich jetzt dessen Führer, der Münchener Universitätsprofessor Pözl.[3]) Hinter jenem Kammervotum vom 30. August 1866, wie es die Allgemeine Zeitung auslegte, stand tatsächlich, wie die Abstimmung ergab, die Mehrheit des Landtags, die Mehrheit des bayerischen Volkes. Auch von der Pfordten legte es in dem bezeichneten Sinne aus. Dies ergibt sich aus seinem Novemberrundschreiben an die bayerischen Gesandschaften.[4]) Auch das linke Zentrum ließ durch den Mund Pözls erklären: Ein Eintritt in den Norddeutschen Bund bringe augenblicklich nicht nur keinerlei Vorteile, sondern nur Nachteile. Jedes Petitionieren um Eintritt in den Nordbund sei daher zu verwerfen.[5]) Man müsse abwarten. In gleichem Sinne äußert sich auch ein Artikel des Nürnberger Korrespondenten. Er weist nach, daß die Siegesstimmung der Fortschrittspartei nur auf einer

[1]) v. Müller, a. a. O., S. 155.
[2]) Allgemeine Zeitung 1866, 2. 9. Beil.
[3]) Wochenschrift 1866, 8. Dezember.
[4]) Döberl, Bayern und Deutschland, S. 155.
[5]) Wochenschrift 1866, Dezember: „Stand der Dinge in Bayern".

Mißdeutung des Kammervotums beruhe.[1]) Der Hauptmitarbeiter des Nürnberger Korreſpondenten, Y,[2]) findet ſich nach kurzer Annäherung an das ſiegreiche Preußen doch ſchon bald wieder auf einer abwartenden mittleren Linie zurecht. Auf dieſem Standpunkt blickt er voll Mißtrauen in die Zukunft des Norddeutſchen Bundes, des Norddeutſchen Parlaments. Er will es mit Übertragung der militäriſchen und diplomatiſchen Führung Deutſchlands an Preußen genug ſein laſſen. Er bekämpft die preußiſchen Annexionen, die Mediatiſierung von Hannover, Kurheſſen, Schleswig-Holſtein, Heſſen-Naſſau, Frankfurt. Er ſieht hinter der Bismarckſchen Politik nur das Großpreußentum ſtehen. Er gibt ſich keiner Illuſion hin wegen des von Bismarck verſprochenen Norddeutſchen Parlaments. Es werde nur den preußiſchen Landtag kopieren. Denn es werde eine preußiſche Majorität aufweiſen; dieſe werde ſich hier ebenſo kläglich aufführen wie im preußiſchen Landtag in der Komödie der Indemnitätsbewilligung. Y hält das Verſprechen des Norddeutſchen Parlaments nur für eine Seifenblaſe, die Bismarck für den deutſchen Liberalismus habe aufſteigen laſſen. Bismarck werde es doch nur mit Abfällen vom preußiſchen Regierungstiſch ſpeiſen. Den Eintritt in den Norddeutſchen Bund lehnt auch eine namhafte Zahl von Korreſpondenten der Allgemeinen Zeitung ab. Dazu gehören vor allem zwei, die unter den Zeichen ‚R von der Donau' und „♀ aus Süddeutſchland" ſchreiben.[3]) Sie glauben nicht an eine Zukunft des Norddeutſchen Bundes. Sie ſehen in den gegenwärtigen Zuſtänden nur Negation, Unfruchtbarkeit und unfertige Tatſachen. Sie halten Preußen für zu ſchwach, zu einſeitig, um dem deutſchen Volk eine Verfaſſung zu geben. Es werde niemals das ſchwere Problem löſen können, Einheit mit Freiheit zu verbinden. Ein von Preußen geführtes Deutſchland könne ſich nur auf der fraglichen Grundlage eines unfruchtbaren, den Wohlſtand zu Grunde richtenden Militarismus halten. Es müſſe die Ausſtoßung Öſterreichs, ſeinen Verluſt für das deutſche Verteidigungsſyſtem mit ſinnlos erhöhten Rüſtungen wettzumachen ſuchen. Auch ihre Loſung iſt Abwarten.

---

[1]) Nürnberger Korreſpondent 1866, 1., 2. Oktober: „Die Parteien in der bayeriſchen Kammer".

[2]) Nürnberger Korreſpondent 1866, Artikel von Y: 12., 16., 17., 24. Juli, 16. Auguſt, 8. September, 3., 16. Oktober, 3., 7. November, 15., 29., 31. Dezember.

[3]) Allgemeine Zeitung 1866: 3., 7., 12., 15., 23. Auguſt, 1., 2., 8., 16., 19., 20. September, 2. Oktober, 21., 27., 28. Auguſt, 6., 22., 28., 29. September, 1. und 12. Oktober.

Derſelben Geſinnung begegnen wir dieſen Herbſt in den konſervativen und klerikalen Blättern. Unmittelbar nach dem Krieg iſt zwar auch hier die Stimmung für Preußen nicht ungünſtig. Der deutſche Nationalverein hatte damals den in Nürnberg geborenen Nagel zu Erkundigungszwecken nach Bayern geſandt. Er wunderte ſich allenthalben über die preußenfreundliche Haltung der altbayeriſchen Bevölkerung. Sie ſtach ſo ſehr ab von dem leidenſchaftlichen Preußenhaß einzelner norddeutſcher Territorien.[1]) Auch Fürſt Hohenlohe glaubte damals einen durchgreifenden Geſinnungswechſel in Altbayern feſtſtellen zu können. Er hielt Altbayern ſogar für geneigt, in den Norddeutſchen Bund einzutreten. Er glaubte den Beſchluß der zweiten Kammer in dieſem Sinne, als Ausdruck eines ſolchen Wunſches deuten zu dürfen.

Mehr und mehr entfernte man ſich vom Krieg. Wie gewonnen, ſo zerronnen: das gilt auch von der öffentlichen Meinung. Umſchwünge, die plötzlich eintreten, entwickeln ſich ſchnell wieder zurück. So lebte auch bald das altbayeriſche Stammesgefühl und der leidenſchaftliche Preußenhaß aus der Zeit vor dem Kriege wieder auf. Die Klerikalen befehdeten den Miniſter. Man konnte ihm die Demütigung nicht verzeihen, die durch ſeine Politik der bayeriſche Stammesſtolz erlitten. Man vergaß, daß man dieſe Politik einſt ſelbſt herausgefordert, gebilligt hatte. Pfordten wurde zum Sündenbock der öffentlichen Meinung. Auch die Rechte machte hier mit. Aber ihr Angriff galt nur der Perſon des Miniſters. Sein Syſtem des Abwartens ward ausdrücklich gebilligt.[2]) Der Haß der Rechten gegen Bismarck kannte keine Grenzen. Man verſtand es nicht, wie Pfordten dieſen Mann mit dem höchſten bayeriſchen Orden, dem Hubertusorden, auszeichnen konnte. Man tobte in Orgien von Preußenhaß, als dieſe Ordensverleihung in der bayeriſchen Preſſe bekannt wurde. Den Reichsgedanken hielt man auch in konſervativen Kreiſen feſt. Aber man wollte kein Reich der Vergewaltigung, ſondern ein Reich der Gleichberechtigung. Man wollte keine Aufzwingung der deutſchen Verfaſſung durch Preußen, ſondern eine gegenſeitige Vereinbarung, keine Diktatur, ſondern Verwirklichung des Rechtsgedankens. Man wollte vorläufig jeden Finger vom Norddeutſchen Bund laſſen. Man wollte ſich an den Norddeutſchen Bund nicht einmal anlehnen. Der Kammerbeſchluß vom Auguſt ging der Rechten viel zu weit. Die Reichsräte haben ihn

[1]) Bennigſen II., 69, 70.

[2]) v. Müller, a. a. O., S. 153, 157.

ja auch nicht gelten laſſen. Als einzigen Fall, in dem man mit Preußen zuſammenſtehen wollte, betrachtete man einen Krieg mit Frankreich. Für keinen Fall wollte man, wie der Volksbote ſich ausdrückte, auf dem Bauch in den Norddeutſchen Bund hineinkriechen, ſolange die Blutlache noch rauchte, die ſich zwiſchen Bayern und Preußen ausbreitete. Man ſträubte ſich hartnäckig, den Erfolg anzubeten. Man hielt es für höchſte Charakterſtärke, auch dem ſiegenden Unrecht zu trotzen. Denn aus Unrecht könne nicht Recht werden, ſo lief es hier von Mund zu Mund.

Dieſe Wendungen begegnen uns Woche für Woche im Volksboten und in der Augsburger Poſtzeitung.[1]) Auch die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter rücken in dieſem Herbſt mehr und mehr von Preußen ab. Sie hatten vor dem Krieg kleindeutſche Löſung der nationalen Frage, Verlegung des öſterreichiſchen Schwerpunktes nach Italien und nach dem Balkan, Abfindung Öſterreichs mit dem Ehrenamt eines deutſchen Schiedsrichters, Überlaſſung der Elbherzogtümer an Preußen empfohlen.[2]) Die Annexionen verderben ihnen jetzt die Freude an der Bismarckſchen Politik. Die „himmelſchreiende“ Ausnützung des preußiſchen Sieges, der Raubtiercharakter, der hier zu Tage trete, erbittern den legitimiſtiſchen Jörg aufs höchſte. Jörg verwirft zwar die Iſolierung der Südſtaaten, ruft ſie zur Verſöhnung mit Preußen auf. Er verweiſt einen ſüdſtaatlichen Miniſter ins Irrenhaus, der nach dem Prager Frieden noch von einer Unabhängigkeit der Südſtaaten ſprechen könne. Er verurteilt Deutſchlands Dreiteilung. Er fordert ſofortige Auseinanderſetzung mit dem anmaßenden Frankreich. Denn nur in eine deutſche Verwirrung könne Frankreich ſein: Quos ego! hineinrufen. Es ſei die größte Schmach für Deutſchland, daß Napoleon die deutſche Frage nach Paris habe verlegen können. Aber Jörg verdammt nach wie vor den alles gleichmachenden, verödenden Zentralismus, die monarchiſche Revolution, die Entthronung von Fürſten auf Grund des Nationalitätenprinzips, die Anwendung des Eroberungsrechtes im Gebiete der eigenen Nation.[3])

Einem Eintritt in den Norddeutſchen Bund widerſtrebt in dieſem Herbſt auch die bürgerliche Demokratie. Hier machen ſich die gleichen

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1866, 4. September, Volksbote 14., 30. Auguſt, 21., 30. September, 14., 15. November, 6., 13., 30. Dezember.

[2]) Oberbayeriſches Archiv 1910, S. 372—377. Otto Bandmann, Die deutſche Preſſe und die deutſche Frage 1864—1866. Nürnberger Korreſpondent 1866, 7. Sept.

[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LVIII (1866), Nr. 5, 10, 14, 19, 24, 39., 44.

Hemmungen bemerkbar wie auch bei der Württemberger Demokratie. Hier fühlte man großdeutsch und radikal. Nur durch Freiheit zur Einheit, so erscholl es ununterbrochen in diesen Reihen. Die Württemberger Demokraten wollten einen Südbund aufrichten und in diesem Südbund sich so lange außerhalb des Norddeutschen Bundes halten, bis auch in Preußen die Sache der Freiheit gesiegt habe. In der Frage des Südbundes wahrte sich indes die bayerische Demokratie ihren eigenen Standpunkt.[1]) In der Frage der Reichsverfassung hielt sie wie die württembergische an der Reichsverfassung von 1849 fest. Den Norddeutschen Bund lehnte sie ab. War er doch vom Willen einer Dynastie diktiert, nicht vom souveränen Volke vorgeschlagen oder mitberaten. In diesem Sinn äußern sich die Beschlüsse des Münchener Volksvereins. In ihnen strebt die Fortschrittspartei mühsam nach einem Ausgleich mit den Demokraten.[2]) In diesem Sinn äußert sich der Nürnberger Anzeiger. Diesen Geist atmet auch eine demokratische Flugschrift: „Freiherrn von der Pfordtens Wirken und Wirkungen". Sie spricht in ihrem Schlußkapitel der zentralistischen Staatsform, einem preußischen Reich deutscher Nation jede Lebensfähigkeit ab. „Die Geschichte verabscheut ein solches Unding. Wir sind dessen gewiß." So schließt die Broschüre.[3])

Die bayerische Fortschrittspartei hat als einzige unter den bayerischen Parteien schon im Sommer 1866 und zwar jetzt dringender als je später den Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund verlangt. Sie hat gleich mutig und ohne sentimentale Rückblicke den Weg betreten, der dann in den Versailler Verträgen von 1870 zum Ziele führte. Sie hatte vor dem Krieg mit den zentralistischen Parteien Deutschlands, mit dem Nationalverein, der preußischen Fortschrittspartei gegen Preußen und Bismarcks Gewaltpolitik im Verfassungskonflikt Stellung genommen.[4]) Sie hatte dabei das bundesstaatliche Ideal festgehalten. Sie teilte die Niederlage von Königgrätz mit der preußischen Fortschrittspartei. Aber sie nahm auch am Siege von Königgrätz teil. Denn mit Preußen siegte doch der bundesstaatliche Gedanke. So beeilte sich denn die Fortschrittspartei in Bayern, den Sieg auszunutzen. Nun konnte erst die Lücke in ihrem bisherigen

[1]) Nürnberger Anzeiger 1866, 17. August; J. Fröbel II, 438.

[2]) Augsburger Postzeitung 1866, 15. August.

[3]) Verlag Frauenfeld, Schweiz.

[4]) „Die Fortschrittspartei in Erlangen, ihre Consequenz und Überzeugungstreue", Nürnberg 1869.

Programm ausgefüllt werden. Die Frage nach dem Träger der Zentralgewalt war für ſie jetzt entſchieden. Die Partei forderte die ſofortige Ausdehnung der bundesſtaatlichen Verfaſſungsform auch auf die deutſchen Länder ſüdlich des Mains. Für die nächſte Zukunft, bis zur Erreichung dieſes Zieles, verlangte ſie engſten Anſchluß an Preußen, Übertragung der militäriſchen und diplomatiſchen Führung der Südſtaaten an Preußen, Rekonſtruktion des Zollvereins auf parlamentariſcher Grundlage. Der Antrag, den Völk in der Auguſtſeſſion des Landtags ſtellte, war ganz vom Geiſte dieſer Forderungen erfüllt.[1]) Er fand außerhalb der Linken keine Stimmen. So ſchlug denn der andere Führer der Partei, ihr Realpolitiker, ein Kompromiß vor. Er verſchmolz den Antrag des linken Zentrums (Hohenadel) mit dem Antrag Völk. Von Völks Antrag wurde der Paſſus gegen den Südbund, der Paſſus von der Zentralgewalt, vom Antrag Hohenadels wurde dagegen die Stelle gegen den Norddeutſchen Bund geopfert.[2]) Barths Antrag wurde zum Beſchluß erhoben. Die beiden Zentren und die Linke ſtimmten geſchloſſen dafür. So konnte die Abſtimmung immerhin von der Linken als ein Sieg ihrer Richtung ausgelegt werden.[3]) Hatte doch der Antrag ihres Führers Barth geſiegt, enthielt er doch im engen Anſchluß an Preußen den Hauptpunkt ihres Programms. Weitere Ereigniſſe verſtärkten dieſe Siegesſtimmung. Bei der Abſtimmung über die Wahl des 2. Präſidenten der Abgeordnetenkammer blieb Barth nur um wenige Stimmen hinter dem Kandidaten des rechten Zentrums, Freiherrn von Pfetten, zurück. In der inneren Politik wurde ein Antrag Völks faſt einſtimmig angenommen. Eine allgemeine Bewegung nach links ſchien die Kammer erfaßt zu haben.[4]) Bei einer Erſatzwahl in Augsburg wurde das Mandat des tödlich verunglückten Guſtav von Lerchenfeld mit großer Stimmenmehrheit einem Kandidaten der Fortſchrittspartei, dem Gutsbeſitzer von Stauffenberg, übertragen.[5])

Die Linke meinte mit dem „Engen Anſchluß“ an Preußen den Eintritt in den Norddeutſchen Bund. Dies ergibt ſich aus den Kammerberichten der Wochenſchrift,[6]) aus einer Erklärung Barths in der

[1]) Wochenſchrift 1866, 15. Auguſt.
[2]) Schultheß 1866, S. 217.
[3]) Wochenſchrift 1866, 22. September: Die Linke in der Abgeordnetenkammer.
[4]) Ebenda.
[5]) Wochenſchrift 1866, 6. Oktober: Die Landtagswahl in Augsburg.
[6]) Wochenſchrift 1866, 6. Oktober, 8. September, 22. September.

Allgemeinen Zeitung,[1]) aus den gegneriſchen Betrachtungen über den angeblichen Sieg der Fortſchrittspartei in der deutſchen Debatte der Kammer.[2]) In dieſem Sinne wurde der Antrag auch von einer Gruppe von Reichsräten verſtanden, als deren Sprecher Fürſt Hohenlohe auftrat.[3]) Immer deutlicher ſprach ſich die Fortſchrittspartei in der Folge für den ſofortigen Eintritt in den Nordbund aus. Der Emiſſär Nagel fand die Stimmung für Preußen in Neubayern geradezu „annexioniſtiſch“.[4]) Hier hatte der verſöhnende Eindruck der preußiſchen Einquartierungen viel zu dieſer Wandlung beigetragen.

Im Oktober 1866 verſammelten ſich zu Stuttgart die nationalen Parteien des Südens, die Fortſchrittspartei in Bayern, die deutſche Partei von Württemberg, die preußenfreundlichen Parteien von Heſſen und Baden.[5]) Für die nationale Propaganda ward als Loſung ausgegeben: Teilnahme am konſtituierenden Parlament des Norddeutſchen Bundes! Die Parteien ſetzten alle ihre Hoffnungen auf dieſes Parlament. Der Ausdruck „konſtituierend“ zeigt zur Genüge, welche Rolle man ihm im Gegenſatz zu Bismarcks Abſichten zudachte. Das Ideal des ſouveränen Frankfurter Parlaments leuchtete wieder auf.

Aus verſchiedenen Gründen hielt die Fortſchrittspartei einen ſofortigen Eintritt Bayerns in den Nordbund für zweckmäßig. Der Nordbund ſteckte noch im Entwurf. Durch Teilnahme an den Beratungen konnte man ſeinen Ausbau im freiheitlichen Sinne beeinfluſſen. Man konnte nur ſo allzu ſtraffe Zentraliſierung, allzu weit gehenden Boruſſismus, wie Völk in einem Brief an Bennigſen ſich ausdrückte, verhindern. Wenn die Süddeutſchen nur erſt im Nordbundsparlament ſaßen! Dann war der volle Eintritt in den Nordbund nur mehr eine Frage der Zeit. Durch das untätige Abwarten der ſüddeutſchen Regierungen wurde der „Habsburgerei“, wurde der Rheinbündelei wieder Tür und Tor geöffnet. Man ſprach ſogar davon: Preußen müſſe gezwungen werden, die Südſtaaten in den Nordbund aufzunehmen. Die Südſtaaten könnten die Aufnahme fordern als ihr nationales Recht. Mit nervöſer Dialektik führt Brater in der Wochenſchrift[6]) und ein Süddeutſcher in der Flugſchrift: „Über den Anſchluß

[1]) Allgemeine Zeitung 1866, 4. September: Zur Abwehr.
[2]) Nürnberger Korreſpondent 1866, 1., 2. Oktober.
[3]) Hohenlohe I, 171 ff.
[4]) Bennigſen II, 69, 70.
[5]) Bennigſen I, 747.
[6]) Wochenſchrift 1866, 27. Oktober.

Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund“ [1]) diese und noch viele andere Gründe auf. Alle Feindschaft gegen Preußen, alle Erinnerungen an den preußischen Verfassungskonflikt sind jetzt vergessen. Preußen gilt unbedingt als der Träger der nationalen Mission. Man will jetzt vor allem wieder eine Einheit. Die Freiheit hofft man später schon durch Hintertürchen wieder einzuschmuggeln. Man denkt dabei an das Parlament. Aller Augen sind auf Bismarck gerichtet. Brater hat eine ungeheure Angst, Bismarck könne plötzlich sterben. Dann stand die deutsche Einigung wieder auf unabsehbare Zeit still. Er meint: Hätte Bismarck es gleich nach dem Friedensschluß gewollt, er hätte Bayern bekommen. Im schlimmsten Falle wäre es zu einer gewaltigen Rauferei zwischen Altbayern und Neubayern gekommen.[2]) Sogar konservative Blätter stellen nach der Indemnitätsvorlage Preußen als Hort des Liberalismus und Konstitutionalismus hin.[3]) Man preist es als Beschützer von Stammeseigentümlichkeiten.[4]) Zwei Hauptkorrespondenten der Allgemeinen Zeitung machen ebenfalls diese nationale Agitation mit: Julius Fröbel und ein Konservativer mit dem Zeichen #. Fröbel[5]) gibt seinen Föderalismus auf. Er stellt sich völlig unsentimental sofort auf den Boden der neuen Tatsachen. Er liefert Deutschland, er liefert die Südstaaten dem Zentralismus aus. Letztere sollen möglichst bald um Aufnahme in den Nordbund nachsuchen. Der Föderalismus möge sich nach Österreich, möge sich in ein föderatives Europa zurückziehen. Letzteres weist ihm jetzt Fröbel als Versuchsfeld zu. In einem föderativen Europa sucht er Trost und Entschädigung für ein föderatives Deutschland. Er hält die Zeit bereits reif dafür. Die Internationalisierung des Parteiwesens, Napoleons Kongresse sind ihm Etappen auf dem Wege zu einem europäischen Staatensystem.

Der # Korrespondent[6]) begrüßt, daß endlich eine monarchische Revolution den gordischen Knoten der deutschen Frage zerhauen habe. Der größte Feind eines einigen und starken Deutschland, der dynastische

[1]) Verlag Nördlingen, Beck.

[2]) Bennigsen II, 68 ff., 70.

[3]) Augsburger Postzeitung 1866, 15. August: Der 5. August.

[4]) „Über den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund.“

[5]) Allgemeine Zeitung 1866: 11. August, 5., 7., 12., 13., 15., 20., 23. September, 26. Oktober, 4. November.

[6]) Allgemeine Zeitung 1866: 12., 14., 15., 25., 26., 30. September, 7. Oktober 6. November, 16., 18., 20. Dezember.

Partikularismus, ſei jetzt niedergeworfen. Das Weitere könne man ruhig Preußen überlaſſen. Die deutſche Einigung habe nie und nimmer der Revolution von unten anvertraut werden dürfen. Nur eine Monarchie verbürge ihre geordnete Durchführung.

Die Hoffnungen der Linken ſind gegen Ende des Jahres ſchon wieder ſehr herabgedrückt.[1]) Pfordten blieb hartnäckig. Der bayeriſche Landtag trat nicht mehr zuſammen. So verſtrich die koſtbarſte Zeit, die Ausführung des Kammerbeſchluſſes vom Auguſt in die Wege zu leiten

Da endlich trat Pfordten ab und machte dem nationalvereinlichen Miniſterium Hohenlohe Platz. Preußen gab immer deutlicher ſeine Abſicht kund, die Mainlinie feſtzuhalten. Es ſchrieb im Januar des neuen Jahres die Wahlen zum norddeutſchen Reichstag aus. Nun machte die bayeriſche Fortſchrittspartei noch einen letzten, bereits hoffnungsloſen Verſuch. In dem anfangs Januar zuſammentretenden Landtag ſtellte ſie den Antrag auf Eintritt Bayerns in den Norddeutſchen Bund.[2]) Die kleindeutſche Vergangenheit, die liberalen Antezedentien Hohenlohes ermunterten zu dieſem Schritt. Erfolg verſprach man ſich keinen, nur Wirkung auf die öffentliche Meinung; dies geht aus einem Brief Völks an Bennigſen hervor.[3]) Eine Parteiverſammlung zu Gunzenhauſen beriet den Wortlaut des Antrags. Der neue Etat für das Heer ſollte ums Dreifache, auf elf Millionen erhöht werden. Man mußte Garantien ſchaffen, daß das neu zu organiſierende bayeriſche Heer nicht für antinationale Zwecke benutzt werden konnte. Ein jeweils nationalgeſinntes Miniſterium bot nicht die nötige Bürgſchaft. Dieſe gewährte nur ein Verfaſſungsbündnis Bayerns mit Preußen. Der fortſchrittliche Antrag gab Hohenlohe Anlaß zu ſeiner erſten Programmrede vom 19. Januar 1867. Hohenlohes Antwort auf jenen Antrag war der „weitere Bund."

II. Kapitel.

Der weitere Bund.

Fürſt Hohenlohe hatte ſich im Auguſt 1866 in der Reichsratskammer für den Eintritt Bayerns in den Norddeutſchen Bund ausgeſprochen.[4]) Der Bund war damals noch vollkommen geſtaltlos.

[1]) Wochenſchrift 1866, 22. Dezember: Rückſchau.
[2]) Schultheß 1867, S. 183.
[3]) Bennigſen II, 71.
[4]) Schultheß 1870, S. 163 ff.

Im Laufe der nächſten Monate änderte Hohenlohe ſeine Anſchauungen. Er ſah das Volk wieder zum früheren Preußenhaß zurückkehren.[1]) Er konnte den Widerſtand des Königs gegen einen deutſchen Bundesſtaat nicht beſiegen. Im Verlauf der Verhandlungen wegen Übernahme des Miniſteriums einigte man ſich ſchließlich doch auf der mittleren Linie eines föderaliſtiſchen Verfaſſungsbündniſſes mit dem Norden.[2]) Nur mit dieſem Zugeſtändnis wurde das Miniſterium Hohenlohe möglich, Preußen winkte Mitte Dezember offiziell von einem Eintritt in den Nordbund ab.[3]) Anfangs Januar wurde das Programm des Fürſten in einem halbamtlichen Artikel der Allgemeinen Zeitung bekanntgegeben. Er rechtfertigte Hohenlohes dreifachen Rückzug in der Programmfrage. Nacheinander kamen dann in demſelben Blatt ein Freund Pfordtens und Hohenlohes zu Wort.[4]) Die Parteipubliziſtik bemächtigte ſich ſofort der hier ausgeſtreuten Mitteilungen und ſuchte Stellung zu nehmen zu dem Schlagwort des Hohenloheſchen Programms: Verfaſſungsbündnis mit dem Norden.

Die Fortſchrittspartei kam dem neuen Miniſter mit dem vollſten Vertrauen entgegen. Sie ſtützte es vor allem auf ſeine Auguſtrede.[5]) Auch die konſervative Preſſe behandelt den Fürſten, den Bruder eines angeſehenen Kardinals in Wien, anfänglich mit Wohlwollen. Doch muß der Volksbote offen geſtehen, daß er ſich bei dem Worte Verfaſſungsbündnis nichts Ordentliches denken könne.

Hohenlohes Reden vom 19. und 23. Januar hellten ſein Programm für die breite Öffentlichkeit mehr und mehr auf. Seine Gedankengänge ſind etwa:[6]) Bayern kann in ſeiner bisherigen Iſolierung nicht weiterbeſtehen. Es muß ſich wie bisher an eine Großmacht anlehnen. Militäriſche und wirtſchaftliche Zuſammenhänge weiſen es auf Preußen hin. Hiſtoriſch war es immer Beſtandteil eines größeren Ganzen. Die Exiſtenz der Mittelſtaaten beruht auf dem Recht, nicht auf der Macht. An die Stelle des nun zerriſſenen Rechtsſyſtems des deutſchen Bundes muß ein neues Rechtsſyſtem, ein neuer Vertrag

[1]) Hohenlohe I, 178. v. Müller, Bayern 1866, S. 184 ff.
[2]) Hohenlohe I, 171, 179 ff., 184 ff. v. Müller, a. a. O., 4. Kapitel.
[3]) Hohenlohe I, 183. v. Müller, a. a. O., S. 199.
[4]) Allgemeine Zeitung 1867, 2., 9. Januar.
[5]) Bennigſen II, 71.
[6]) Hohenlohe I, 195. Döberl, Bayern und Deutſchland, S. 115 ff. Schultheß 1867, S. 184. Riezlerfeſtſchrift, S. 356 ff. v. Müller, Bayern 1866, 4. Kapitel.

errichtet werden. Das Prinzip der Gleichberechtigung ſoll ihn beherrſchen. Die ſüddeutſchen Staaten treten jeder für ſich in ein Bundesverhältnis mit dem Norddeutſchen Bund. Gewiſſe Gebiete der Geſetzgebung, ſo die militäriſchen und wirtſchaftlichen, werden gemeinſam. §§ 3 und 4 des Entwurfs der norddeutſchen Bundesverfaſſung werden hier zugrunde gelegt. Die Geſetzgebung auf dieſen Gebieten iſt an die Zuſtimmung einerſeits des Norddeutſchen Reichstags und Bundesrats, andrerſeits der acht ſüddeutſchen Kammern gebunden. Hier haben wir wieder das alte Liberum Veto. Gerade das war der wunde Punkt des Ganzen. Hier hat denn auch der Widerſpruch Badens und des hinter ihm ſtehenden Bismarck eingeſetzt. Sollte ſich Preußen abermals den Schikanen des ſüddeutſchen Partikularismus ausſetzen? Sollte es ſich auf eine Stufe mit den Beſiegten ſtellen, aus reiner Nobleſſe? Von einem gemeinſamen Parlament des weiteren Bundes glaubte Hohenlohe abſehen zu müſſen.

Nun aber beſtand noch eine große Schwierigkeit. Der weitere Bund war eine Verletzung des Prager Friedens. Er mußte Öſterreich, er mußte Frankreich auf den Plan rufen. Öſterreich mußte für die Annullierung von Artikel 4 des Prager Friedens gewonnen werden. Als Entſchädigung dafür bot man ihm eine Allianz mit dem weiteren Bunde an. Wollte Öſterreich nicht, ſo ſollte nicht darauf gewartet werden. So hätte alſo das ganze Werk Hohenlohes aus vier konzentriſchen Kreiſen beſtanden: Innen lief der norddeutſche Bundesſtaat, daran ſchloß ſich die durch die Schutz- und Trutzbündniſſe gegebene Allianz zwiſchen den Südſtaaten und dem Nordbund, daran legte ſich als neuer Ring das Verfaſſungsbündnis, der weitere Bund, und außen herum lief die Allianz zwiſchen dieſem und Öſterreich.

Hohenlohe hat ſein Projekt im Landtag nur bruchſtückweiſe mitgeteilt. Den Hauptnachdruck legte er im Januar auf die militäriſche Allianz der Südſtaaten mit dem Norddeutſchen Bund. Er brauchte ſie nicht mehr abzuſchließen, er konnte ſie bereits von ſeinem Vorgänger übernehmen. Aber er durfte die Auguſtverträge noch nicht offen mitteilen. Dieſe Allianz verletzte den Grundſatz der Gleichberechtigung. Sie ſah im Kriegsfalle den preußiſchen Oberbefehl über die bayeriſche Armee vor. Nicht im Wortlaut, aber im Sinn einer militäriſchen Allianz lag auch eine Reorganiſation des bayeriſchen Heeres nach preußiſchem Muſter.[1])

[1]) Schultheß 1867, S. 186.

Die Linke konnte mit dem Programm Hohenlohes zufrieden ſein. Wie ſie vorausgeſehen, hatte er einen Eintritt Bayerns in den Nordbund abgelehnt. Denn der Nordbund nähere ſich zu ſehr dem Einheitsſtaat. Er würde Bayern mediatiſieren. Am 23. Januar ſprach ein Abgeordneter der Linken, Umbſcheiden,[1]) die Zuſtimmung der Partei aus. Er deutete Hohenlohes Plan im Sinne einer deutſchen Trias, einer alten Lieblingsidee Umbſcheidens. Er erwartete von der Wiederherſtellung eines mitteleuropäiſchen Staatenbundes den Wiedergewinn des europäiſchen Gleichgewichts, Möglichkeit einer allgemeinen Abrüſtung, eines ewigen Weltfriedens. Für ſeine Erklärungen hatte er keinen Parteiauftrag. Aber er war vielleicht in Einzelheiten des Hohenloheſchen Projektes eingeweiht. Er war mit dem Miniſter perſönlich bekannt und befreundet und hat auch ſeinem Miniſterium die Wege bahnen helfen. Hohenlohe hat ſeine Rede vom 23. Januar begeiſtert hingenommen.[2])

Für den gleichen Tag hatten als Antwort auf Hohenlohes Programmrede auch die übrigen Parteien des Landtags Anträge vorbereitet, motivierte Anträge zur Tagesordnung. Nach dem Beiſpiel der Fortſchrittspartei zogen ſie indes dieſelben wieder zurück.[3])

Der Antrag des linken Zentrums deckte ſich in ſeinen poſitiven und negativen Punkten faſt genau mit dem Programm des Miniſters. Der Antrag des rechten Zentrums ſtieß ſich an dem preußiſchen Oberkommando im Kriege. Er ſah hierin den Pferdefuß der preußiſchen Hegemonie. Er verlangte für das anzuſtrebende Bündnis den Grundſatz vollſter Gleichberechtigung. Wenn der König von Bayern den Fall als gegeben erachte, daß die Unverſehrtheit des deutſchen Gebietes durch einen Angriff des Auslandes bedroht ſei, dann ſolle das bayeriſche Heer an der Seite des preußiſchen in den Kampf treten.

Die Rechte war dieſem Antrag nicht beigetreten. Sie hielt ſich abſeits und ſuchte durch Jörg eine Ausſprache über das Sachliche des urſprünglichen Antrags der Linken herbeizuführen. Es gelang ihr nicht. Sämtliche Parteien erklärten ſich durch Zurücknahme ihrer Anträge mit dem Hohenloheſchen Programm einverſtanden. Verfolgen wir nun an der Hand der Publiziſtik, ob dieſe Übereinſtimmung auch in den Maſſen der Parteien vorhanden war!

---

[1]) Riezlerfeſtſchrift, S. 356.
[2]) Schultheß 1867, S. 186.
[3]) Schultheß 1867, S. 187.

Die Rechte wollte gewiß keine dauernde Trennung Deutſchlands. Der alte deutſche Bund hatte ihrem Ideal einer deutſchen Verfaſſung vollkommen entſprochen. Sie glaubte nicht an den Erfolg einer bayeriſchen Großmachtpolitik. Auch ſie wollte Bayern an eine Großmacht angelehnt wiſſen. Aber ſie wollte es am liebſten im Bunde mit Öſterreich. Dieſes Öſterreich war nun durch den Prager Frieden aus Deutſchland ausgeſchloſſen. Es war ein Leichnam. Man hoffte, innere Reformen würden dieſen Leichnam bald wieder galvaniſieren. Bayern ſollte ſich ſolange unabhängig erhalten, bis Öſterreich wieder bündnisfähig ſei. Bis dahin ſolle es kleindeutſchen, zentraliſtiſchen Werbungen ſtandhaft widerſtehen. Als einziger Verkehr in dieſer vielleicht langen Wartezeit ſolle ihm Frankreich geſtattet ſein. Frankreich war jetzt der einzige Hort des Katholizismus. Es war neben Preußen die ſtärkſte Macht des Kontinents. Man erinnerte ſich in altbayeriſchen Kreiſen der traditionellen Gunſt der Napoleoniden gegen Bayern wieder.[1]) Frankreich konnte allein der ſogenannten deutſchen Miſſion, den Ausdehnungsbeſtrebungen Preußens Einhalt tun. Hatte doch Frankreich 1866, um ein ſpäteres Wort Schäffle's zu gebrauchen, die preußiſche Annexionslokomotive am Main zum Stehen gebracht. Hatte es doch den Südſtaaten ihre internationale Unabhängigkeit erhalten. Immerhin wurde die Idee einer bayeriſchen Anlehnung an Frankreich nur von vereinzelten Fanatikern der Partei vorgetragen. Der Rheinbund wurde gern als Schreckmittel für die Zentraliſten gebraucht. Man drohte mit Frankreich: ſo der Volksbote, ſo die Broſchüren „Bayern und das politiſche Programm des Fürſten von Hohenlohe“ und „Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns“. Doch drückte man ſich immerhin vorſichtig aus. Die erſtgenannte Flugſchrift erklärte: In einem deutſch-franzöſiſchen Kriege ſei ein Sieg Frankreichs der ohne Vergleich günſtigere Fall. Denn nichts fürchtete man ſo ſehr als preußiſche Siege. Preußiſche Siege zertrümmerten uralte Throne, ruinierten die Freunde, vernichteten die Feinde. Preußiſche Siege hätten Deutſchland hinter 1806 zurückgeſchlagen.[2]) Nicht Frankreich, ſondern Preußen ſei zur Zeit das bewegende Prinzip in Europa, ſo erklärte die erſtgenannte Flugſchrift. Wer Preußen unterſtütze, fördere den Krieg. Wer ſich Preußen verſage, helfe dem Frieden. Die Flugſchrift: „Preußens

[1]) Bayern und das politiſche Programm des Fürſten von Hohenlohe, München 1867, Lentner.

[2]) Augsburger Poſtzeitung 1866, 4. September.

Unberuf“[1]) geht noch weiter. Sie betrachtet Preußen geradezu als die Verkörperung des „dämoniſchen Prinzips“, des wurzelhaft Böſen. Der Norddeutſche Bund ſei ein Kind des Unrechts, der brutalen Vergewaltigung. Und weiter argumentiert man: Aus Unrecht kann nicht Recht werden. Ein Bündnis mit Preußen ſei ein Ja zu ſeinen Rechtsbrüchen und Brutalitäten. Preußen verdiene nur als gewalttätiger Nachbar behandelt zu werden. Ein flüchtiger Gruß auf der Straße höchſtens, aber keine weitere Intimität. Ein Bündnis Bayerns mit Preußen ſei ein Bündnis des Schwachen mit dem Starken. Es fordere ein Land wie Preußen geradezu zum Mißbrauch heraus. Von Frankreich drohe augenblicklich kein Krieg. Daher fehle jede Veranlaſſung für eine Allianz Bayerns mit Preußen. Preußen würde die damit gewonnene Stärkung ſeiner Macht nur gegen Öſterreich kehren. Deſſen Aufteilung ſei das nächſte Ziel ſeiner Politik. Mit Hilfe dieſes Machtzuwachſes würde es dann Kleindeutſchland vollends zu ſeinem Vaſall herabdrücken können.[2])

Das ſind im Frühjahr 1867 die Anſchauungen eines Teils der altbayeriſchen Preſſe. Volksbote und Augsburger Poſtzeitung nehmen daran Teil. Eine gemäßigte Gruppe der Rechten denkt nicht ſo ſchlimm von einem preußiſch-bayeriſchen Verfaſſungsbündnis. Wir finden dieſe Richtung vertreten in den Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern, in der klerikalen Broſchüre: „Sendſchreiben an den Hochwürdigſten Herrn Erzbiſchof von München-Freiſing über die Haltung, welche der Katholik den politiſchen Veränderungen und Ereigniſſen der jüngſten Zeit gegenüber einnehmen ſoll.“ Jörg ſchließt ſich im Frühjahr 1867 freudig der Politik des Mainzer Biſchofs von Ketteler an. Ketteler hat als erſter von den ſüddeutſchen Kirchenfürſten ſich auf den Boden der neuen Tatſachen geſtellt.[3]) Wie er, ſo fordert auch Jörg zur Abfindung mit Preußen, zur Verſöhnung auf. Er ruft zur Verſöhnung zwiſchen Preußen und den Südſtaaten, zwiſchen Preußen und Öſterreich. Kleindeutſchland müſſe aufgerichtet werden, aber immer mit offenen Armen gegen Öſterreich. Wenn Öſterreich nicht komme, ſo müſſe man ſich eben ohne es einzurichten ſuchen. Anſchluß an Preußen bedeute keine Anerkennung des Unrechts. Preußen habe nicht mutwillig den Bruderkrieg heraufbeſchworen, es habe aus Notwehr

[1]) Eine aus dem Engliſchen überſetzte Kritik der von Ketteleriſchen Schrift: Deutſchland nach dem Kriege von 1866, München 1867, Lentner.

[2]) Bayern und das politiſche Programm des Fürſten von Hohenlohe.

[3]) O. Pfülf, Biſchof von Ketteler (1899) II, 276 ff.

gehandelt. Es habe mit der Fortſchrittspartei im eigenen Land einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen gehabt, es habe Öſterreich ein Bündnis gegen die Demokratie auf der Grundlage der Solidarität der monarchiſchen Intereſſen angeboten, ſei aber von ihm im Stiche gelaſſen worden.[1]) Jörg ruft nach Mitteleuropa. Preußen müſſe es durch Zurücknahme ſeiner Annexionen erſt ermöglichen. Nur ein kaiſerliches, kein königliches Deutſchland ſei lebensfähig. Der preußiſche Geiſt aber ſei königlich, nicht kaiſerlich. Ein Grundzug im preußiſchen Weſen ſei der Mangel an Nobleſſe. Es habe 1866 ſoviel Gelegenheit gehabt, nobel zu ſein. Aber es habe gerade das Gegenteil davon getan. Jörg ſtimmt trotzdem dem Hohenloheſchen Programm und zwar vor allem mit Rückſicht auf ſeine Wirkung auf Frankreich bei. Regiſtriert doch das Programm den ſinkenden Barometerſtand des franzöſiſchen Einfluſſes in Deutſchland. Jörg gehört zu den erbitterſten Feinden des napoleoniſchen Syſtems.[2])

Das „Sendſchreiben“ geht in ſeiner Sympathie für Preußen ſogar noch über Jörg hinaus.[3]) Nicht ohne Grund vermutet daher der Volksbote, ſein Verfaſſer ſei im preußiſchen Geſandtſchaftspalais in München zu ſuchen. Es findet das Verhältnis zwiſchen Kirche und Staat nirgends ſo ideal geordnet wie gerade in Preußen. In Preußen erfreuten ſich die Katholiken einer größeren Vorzugsſtellung als ſelbſt in Öſterreich, ja ſelbſt in Bayern. Die Schrift verteidigt insbeſondere auch die preußiſchen Annexionen. Eine klerikale Gegenbroſchüre „Morgenröte einer beſſeren Zukunft für Deutſchland“ ſucht die hier vorgetragenen Behauptungen über die Stellung der Katholiken in Preußen zu entkräften. Sie weiſt die Katholiken auf Öſterreich und beſonders auf Frankreich hin. Eine fanatiſche, von den Gegnern als „Auſtromanie“ verſpottete Vorliebe für Öſterreich macht ſich hier breit. Der Verfaſſer des erſten veröffentlicht 1868 ein neues Sendſchreiben als Antwort auf die Morgenröte. Unterdeſſen war in Öſterreich das Konkordat gekündigt und das ganze Staatsweſen in liberalem Sinne umgeſtaltet worden. Öſterreich hatte für die Katholiken jedes Intereſſe verloren. So blieb denn dieſes zweite Sendſchreiben ohne Antwort.

Eine Flugſchrift „Bayerns natürliche Grenzen“ fordert Bayern zur Annexion Deutſch-Öſterreichs auf.[4]) Ihr Verfaſſer mag wohl der

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LVIII (1866), 23.
[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LIX (1867), 22.
[3]) Verlag Cäſar Fritſch, München 1867.
[4]) Verlag Cäſar Fritſch, München 1867.

altbayeriſchen Partei angehören. Die Schrift iſt preußenfeindlich, antizentraliſtiſch. Den Norddeutſchen Bund nennt ſie ein „re vera non ens“. Großbayeriſche Ideen lagen den Altbayern nie fern. Treitſchke erwähnt ihrer im erſten Band von „Zehn Jahre deutſcher Kämpfe“ gerade für das Jahr nach dem deutſchen Bruderkrieg. In der Allgemeinen Zeitung werden um die Jahreswende 1866/67 dem Fürſten Hohenlohe wiederholt Abſichten auf moraliſche und politiſche Eroberung Deutſch-Öſterreichs nahegelegt. Seine Programmrede ſpricht von der Gefahr einer Slaviſierung Öſterreichs. Wegen dieſer Gefahr lehnt ſie einen Anſchluß Bayerns an Öſterreich ab. Wegen dieſer Gefahr gerade fordert jene Broſchüre Vereinigung Öſterreichs mit Bayern. Sie will das ganze Gebiet des einſtigen bayeriſchen Stammes wieder zuſammenfaſſen. Dem Ideal der natürlichen Grenzen ſei Bayern 1809 am nächſten geweſen.

Die Mittelpartei äußert ſich gegenüber dem Programm des Miniſters durchaus zuſtimmend. Der Nürnberger Korreſpondent will die Mittelpartei als die miniſterielle angeſprochen wiſſen. Denn zwiſchen ihrem und dem miniſteriellen Programm beſtünden die wenigſten Differenzpunkte.[1]) Für inſpiriert gilt die Flugſchrift: „Bayern und die deutſche Frage. Eine Antwort auf die Broſchüre: Bayern und das politiſche Programm des Fürſten Hohenlohe“.[2]) Sie macht Front gegen die Gefühlspolitik der partikulariſtiſchen Flugſchrift, gegen jenes Gefühl des beleidigten Stolzes, gegen den prinzipienfeſten Idealismus. Ein Sieg, ſo wird hier ausgeführt, iſt immer ein Gottesurteil. Unzählige Rechtsverhältniſſe finden ihre Löſung durch den Sieg der Gewalt, des Unrechts. Der Sieg begründet immer ein neues Recht, auch wenn der durch ihn beendete Krieg ein ungerechter war. Mit Preußen hat der Nationalismus geſiegt. Der Nationalismus iſt eine unwiderſtehliche Macht. Sie zermalmt alle, die ſich ihr in den Weg ſtellen. Ein bayeriſcher Staatsmann hat nicht bloß Juriſt, ſondern auch Hiſtoriker und Philoſoph zu ſein. Bayern hat die ruhmwürdige Aufgabe, die Idee des Deutſchen Reiches zu retten. Es muß ein Kriſtalliſationspunkt werden für die zerfallenden deutſchen Verhältniſſe. Ein wiedervereinigtes Deutſchland kann auch die vertriebenen Fürſten von Hannover, Kurheſſen, Schleswig-Holſtein wieder in ihre Rechte einſetzen. Fröbel betrachtet in der Allgemeinen Zeitung dieſe

[1]) Nürnberger Korreſpondent 1867: 29. Januar, 9. Februar.
[2]) Verlag Franz, München 1867.

Schrift als offiziell.[1]) Er eignet ſich ganz den hier vorgetragenen Rechtsſtandpunkt an. Das alte Recht, die Legitimität, müſſe von Zeit zu Zeit durch eine Revolution befruchtet werden. So entſtehe aus der Legitimität die Legalität. In der Politik gelte nur die Abſicht, nicht die Anſicht, die Tat, nicht der Gedanke. Bismarck habe uns alle von dem Kribskrabs der Imagination geheilt. Auch ſonſt findet das Hohenloheſche Programm in der Allgemeinen Zeitung warme Fürſprecher. Die bayeriſche Iſolierung, ſo ruft ein konſervativer Korreſpondent aus, fange bereits an, tragikomiſch zu werden. „Friſch heran an das, was man muß!“[2])

Eigene Wege gehen die Betrachtungen eines Großdeutſchen aus dem Februar 1867: „Über den Anſchluß Süddeutſchlands an den Norddeutſchen Bund.“ Die Schrift[3]) gibt ſich als Antwort auf die im vorigen Kapitel erwähnten Spätherbſtbetrachtungen eines Süddeutſchen. Sie ſtehen ganz unter dem Banne der Angſt vor dem deutſchen Einheitsſtaat. Sie verwerfen einen einſeitigen Anſchluß der Südſtaaten an den Nordbund. Ohne Öſterreich entwickle ſich ein deutſcher Bundesſtaat unfehlbar zu einem Einheitsſtaat. Das Prinzip der Gleichberechtigung der Glieder werde am beſten durch die Aufrichtung einer deutſchen Trias gewahrt. Nordbund, Südbund, Öſterreich ſollen in ein völkerrechtliches Verhältnis zueinander treten. Zweck ſoll ſein die gemeinſame Verteidigung des gegenſeitigen Beſitzes gegen Angriffe des Auslands. Das Band ſollte alſo weſentlich militäriſcher Natur ſein. Es genügte genaue Feſtſtellung deſſen, was jeder der Staaten im Kriegsfalle zu leiſten hatte. Der Verfaſſer knüpft an Ideen Umbſcheidens an. Er zitiert zwei Sätze aus ſeiner Kammerrede vom 23. Januar, nennt aber ſeinen Namen nicht. Die Fortſchrittspartei hat der geiſtvollen und gewandten Flugſchrift ihre Anerkennung nicht verſagt, aber ihre Grundgedanken abgelehnt. Sie haßte die Trias. Denn die Trias bedeutete ihr nur Neuauflage des Dualismus vom alten Deutſchen Bund, Reſtauration des unheilvollen öſterreichiſchen Einfluſſes auf Deutſchland.[4])

Die Linke betrachtete von Anfang an das neue Miniſterium als ein Werkzeug zur Ausführung ihres Programms. War doch Hohenlohe ſchon 1849 für das kleindeutſche Programm, war er doch

[1]) Allgemeine Zeitung 1867, 17. April.
[2]) Allgemeine Zeitung 1867, 2. Februar.
[3]) Verlag G. Kaiſer, München 1867.
[4]) Wochenſchrift 1867, 2., 9. März; „Bayern und der Zollverein“ (1867), S. 15.

noch im Auguſt vorigen Jahres für Eintritt Bayerns in den Nordbund eingetreten.[1]) Jetzt lehnte er einen ſolchen zwar ab.[2]) Sein Miniſterium war eben nur um den Preis eines Verzichts auf den deutſchen Bundesſtaat möglich geworden. Aber die Linke betrachtete ihn doch als ihren Miniſter. „Das Miniſterium Hohenlohe begrüßen wir. Wir fahren jedenfalls zuſammen nach Augsburg. Ob wir die Reiſe nach Berlin fortſetzen werden, oder ob ſich dann Hohenlohe von uns trennen wird, wird die Zeit lehren.“ Dieſen Ausſpruch Barths berichtet uns der durch die Linke mit Hilfe Hohenlohes geſtürzte reaktionäre Juſtizminiſter Eduard von Bomhard.[3]) Männer wie Bomhard haben das Miniſterium Hohenlohe jederzeit als ein Miniſterium der Linken und nicht des Zentrums angeſehen.[4]) Die Linke blickte im Frühjahr 1867 mit rückhalloſem Vertrauen auf den Fürſten. Dieſes Vertrauen ſpricht ganz beſonders aus der Flugſchrift „Über den Anſchluß Süddeutſchlands an den Norddeutſchen Bund. 2. Hohenlohe, Bayern und Deutſchland. Fortſetzung der Spätherbſtbetrachtungen eines Süddeutſchen im Frühjahr 1867“.[5]) Die Linke glaubte nicht an das Gelingen des Hohenloheſchen weiteren Bundes.[6]) Aber ſie begrüßte ihn doch als einen Verſuch zur Wiedervereinigung Deutſchlands. Die Form dieſer Wiedervereinigung hing doch in letzter Linie nicht von Hohenlohe, ſondern von Bismarck ab.

Die bürgerliche Demokratie in Bayern hat gegen Ende der ſechziger Jahre eine ſehr ſchroffe Stellung zum Miniſterium Hohenlohe eingenommen. Vom Anfang an war dies jedoch nicht ſo. Sie betrachtete das Miniſterium als halbwegs demokratiſch. Sie traute dem Fürſten zu, daß er an Bayern den Wahlſpruch ſeines Wappens zur Wahrheit mache: Ex flammis orior.[7]) Seinem weiteren Bund ſtanden die Demokraten mit ihrem Föderalismus näher als die Fortſchrittspartei.

Hohenlohe hat ſein Staatenbundprojekt im April zum Gegenſtand einer diplomatiſchen Miſſion gemacht. Es iſt dies die Miſſion des Grafen Tauffkirchen an die Höfe von Berlin und Wien.[8]) Dieſe

[1]) Wochenſchrift 1867, 26. Januar: „Vom Landtag“. Eduard v. Bomhard, ein Lebensbild, S. 132.

[2]) Wochenſchrift 1867, 26. Januar: „Vom Landtag“.

[3]) Eduard v. Bomhard, S. 132. Hohenlohe I, 158.

[4]) Eduard v. Bomhard, S. 115 ff.

[5]) Verlag Beck, Nördlingen 1867.

[6]) „Bayern und der Zollverein“ (1867), S. 13—16.

[7]) Nürnberger Anzeiger 1867, Nr. 4, 5.

[8]) v. Müller, Die Tauffkirchenſche Miſſion, Riezlerfeſtſchrift (1913).

Miſſion iſt in der bayeriſchen Publiziſtik viel beſprochen worden. Sie bedeutet einen erſten Schritt zu dem erſt zwölf Jahre ſpäter verwirklichten Zweibund. Von der konſervativen Preſſe wurde ſie damals ſcharf angegriffen. Man prophezeite ihr von vornherein den Mißerfolg, den ſie in der Tat gehabt hat.[1]) Man tadelte ihren kindlichen Optimismus („Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns"), man verſtand die ablehnende Haltung Öſterreichs. Öſterreich durfte ſich die Freiheit ſeines Handelns nicht durch wertloſe Verſprechungen Preußens, aus reiner Gefühlsduſelei heraus, nehmen laſſen. Man gönnte Hohenlohe den Mißerfolg. Man betrachtete ihn als neuen Beweis ſeiner mangelnden Befähigung zum Staatsmann. Der ſchleswigiſche Hauptmann a. D. hatte ſchon im März in einer Flugſchrift: „Entlarvung des Programms des Fürſten von Hohenlohe und Prinzen von Ratibor und Corvei" dieſes Thema zu Tode gehetzt.[2]) Auch von fortſchrittlicher Seite wurde die Tauffkirchenſche Miſſion nicht beſonders reſpektvoll beſprochen. Dasſelbe gilt von der demokratiſchen Preſſe. Dasſelbe gilt von der Allgemeinen Zeitung.[3]) Hier unterſtreicht 1867 der n-Korreſpondent in Betrachtungen über die Halbheit der deutſchen Politik Hohenlohes die der Miſſion zu Grunde liegende Unentſchiedenheit. Bayern könne nicht zwei Herren dienen: Entweder glaube es an die Zukunft des Zentralismus in Deutſchland, dann ſoll es ſeinem Siegeszug keine Hinderniſſe in den Weg legen. Oder es glaube nicht daran, dann ſoll es nur abwarten. Halbe Maßregeln, Kompromiſſe ſeien das Schlimmſte. Das günſtigſte Urteil über die Tauffkirchenſche Miſſion fällt Hohenlohe ſelber[4]) und ein Südbundspolitiker, R. Benſey, in ſeiner 1870 veröffentlichten Schrift: „Bayerns Stellung zur deutſchen Frage".[5])

Die Politik des weiteren Bundes iſt erfolglos geblieben. Schon im Mai 1867 gelangte ſie infolge des Eingreifens Bismarcks auf ein totes Geleiſe. Im Oktober 1867 hat Hohenlohe in einer zweiten Programmrede weitere Aufſchlüſſe darüber gegeben.[6]) Dadurch und durch die Eröffnungen des badiſchen Miniſters v. Freydorf[7]) in der

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1867, Nummern von Mitte April.

[2]) Von dem Verfaſſer ſtammt auch eine „Verfaſſungsmäßige Beſchwerde gegen ſämtliche Staatsminiſter," die ſich ebenfalls gegen Hohenlohe wendet.

[3]) Allgemeine Zeitung 1867, Korreſpondent n: 13., 15., 18. Oktober.

[4]) Schultheß 1870, S. 166.

[5]) R. Benſey, „Bayerns Stellung zur deutſchen Frage", München 1870.

[6]) Hohenlohe I, 168.

[7]) Schultheß 1867, S. 225.

badiſchen Kammer iſt in der breiten Öffentlichkeit erſt die Diskuſſion darüber möglich geworden. Jörg hat 1870 in ſeiner Anklagerede gegen Hohenlohe ſeine Oktobererklärung 1867 als den Höhepunkt ſeiner Anſchlußpolitik bezeichnet.[1]) Hierin ſei er dem Programm der Fortſchrittspartei am nächſten gekommen. Hier habe er ſein wahres Geſicht gezeigt. Sein wahres Ziel ſei die Vernichtung der bayeriſchen Selbſtändigkeit geweſen. Ebenſo mißgünſtig urteilen jetzt über Hohenlohe die „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Deutſchlands“,[2]) und 1868 die „Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns“.[3]) Erſtere weiſen auf die wachſende Bedeutung Öſterreichs hin. Letztere führen aus: Hohenlohes Politik zerreibe ſich in dem Streben nach dem Unmöglichen. Sie ſuche in einem Kleindeutſchland ein ſelbſtändiges Bayern zu erhalten. Ein ſelbſtändiges Bayern aber müſſe Hauptziel, ein einiges Deutſchland aber könne nur Nebenziel der bayeriſchen Politik ſein. Die Mittelpartei ſtellte ſich gegenüber der miniſteriellen Politik mehr und mehr auf wohlwollende Neutralität ein. Hingeriſſenen Enthuſiasmus hat ſie in ihren Reihen nie erregt. Der Nürnberger Korreſpondent verhielt ſich kühl abwartend, rückte mehr und mehr von Hohenlohe ab. In der Allgemeinen Zeitung fand ſeine Politik in dem n-Korreſpondenten einen ſkeptiſchen Analytiker.[4]) Wie bei allen Parteien, ſo wachſen auch bei der Mittelpartei die Widerſtände gegen Preußen. Wir können dies an der Hand der Leitartikel des Mitarbeiters des Nürnberger Korreſpondenten verfolgen.[5]) Die Verfaſſungsberatungen des norddeutſchen Reichstags erregten das Entſetzen aller wahren Föderaliſten. Preußens Diktatur in den annektierten Gebieten konnte nicht für Preußen einnehmen. Der Nordbund näherte ſich mehr und mehr dem Einheitsſtaat. Schon dankte der Fürſt von Waldeck freiwillig ab.

Der Verfaſſer der Flugſchrift „Die Aufgabe Bayerns, aus der Mappe eines Publiziſten,“ in den Auguſttagen 1867 niedergeſchrieben, ſteht dem Hohenloheſchen Programm ungewöhnlich nahe.[6]) Er nimmt ſeine Oktobererklärung ſchon vorweg. Er zerlegt das anzuſtrebende

---

[1]) Schultheß 1870, S. 161.

[2]) Verlag Kaiſer, München 1867.

[3]) Verlag Kaiſer, München 1868.

[4]) Allgemeine Zeitung 1867, Korreſpondent n: 13., 15., 18. Oktober.

[5]) Nürnberger Korreſpondent 1867, y-Artikel: 21., 30. Juli; 9., 11. Auguſt; 15., 24. September; 1., 13., 29. Oktober; 1., 22., 25. Dezember.

[6]) Veröffentlicht gelegentlich der Wahlen zum deutſchen Zollparlament.

Verfaſſungsbündnis mit dem Nordbund in ein ſtaatsrechtliches, unkündbares und ein völkerrechtliches, kündbares. Er geht alle Gegenſtände von § 3 und 4 der norddeutſchen Bundesverfaſſung ſorgſam durch und prüft ſie hinſichtlich ihrer Verwendbarkeit für eine gemeinſame deutſche Bundesgeſetzgebung. Er findet am ſchwierigſten das Ziehen der „Demarkationslinie". Einem Volleintritt in den Nordbund iſt er ganz und gar abgeneigt.

Die demokratiſche Partei rückt von dem Miniſterium Hohenlohe mehr und mehr ab. Die durch Hohenlohe eingeleitete Militariſierung des Südens zerſtört ihre kurze Freundſchaft mit dem Fürſten.[1])

Die Fortſchrittspartei hält am treueſten an ſeiner Seite aus. Hartnäckig verwirft ſie zwar ſeinen weiteren Bund.[2]) Sie kann ſich angeſichts des vierſtöckigen Gebäudes eines Schwindelgefühls nicht erwehren. Sie klagt: In der ungewohnten Umgebung des Amtes gleiche die Willenskraft des Fürſten mehr einer Weide als einer Eiche. Aber ſie gibt ſich doch immer wieder mit ſeiner Kompromißpolitik zufrieden. Denn die Öffnung ſeines Viſiers mußte ſofort ein Miniſterium von Thüngen auf den Plan rufen.[3]) Barth ſpricht dem Miniſter im Oktober vor der Kammer offen das Vertrauen der Partei aus.[4]) Nur eine mit den bayeriſchen Verhältniſſen, mit dem Gepräge der Wittelsbachiſchen Dynaſtie nicht näher vertraute Perſönlichkeit wie Baumgarten konnte auf Grund des Oktoberprogramms das Miniſterium Hohenlohe als ein Unglück für die nationale Sache bezeichnen und deſſen Abgang in jedem Belang für vorteilhaft anſehen.[5])

III. Kapitel.

Allianzverträge und Luxemburger Frage.

Bei ſeiner Übernahme des Miniſteriums hatte Hohenlohe die von Pfordten abgeſchloſſene Allianz Bayerns mit Preußen vorgefunden. Hier garantierten ſich der König von Preußen und der König von Bayern gegenſeitig die Integrität ihres Gebietes. Das bayeriſche Heer ward für den Kriegsfall der preußiſchen Kommandogewalt unterſtellt.

[1]) Nürnberger Anzeiger 1867, 16. September.
[2]) Wochenſchrift 1867, 19. Oktober; „Bayern und der Zollverein," S. 15.
[3]) Wochenſchrift 1867, 12. Oktober.
[4]) „Bayern und der Zollverein," 1867, S. 13—16.
[5]) Bennigſen II, 154.

Hohenlohes weiterer Bund iſt im gewiſſen Sinne nichts anderes als der Verſuch einer loyalen Durchführung der Allianz, ihrer dauernden Sicherung durch die Schranken eines Verfaſſungsbündniſſes.[1]) In der Januarrede durfte Hohenlohe den Wortlaut des Geheimvertrags noch nicht mitteilen. Er hat aber ſein Programm ganz darauf aufgebaut. Hohenlohe legte das militäriſche Bündnis im Sinne der Gleichberechtigung aus. Vor ſeiner Abreiſe zu den Stuttgarter Militärkonferenzen, Anfang Februar, erklärte er den Reichsräten auf eine Interpellation von Thüngens hin: Das Bündnis behalte beiden Teilen die Entſchlußfreiheit nicht gleichmäßig vor, ſondern beſchränke ſie gleichmäßig.[2]) Die extrem konſervative Preſſe gab ſich damals mit dieſer Erklärung des Miniſters nicht zufrieden. Der Augsburger Poſtzeitung dagegen erſchien Hohenlohe auf ſeinem ununterbrochenen Rückzug in der deutſchen Frage bereits bei Pfordten angelangt.[3]) Bei den immer heftiger werdenden flugſchriftlichen Angriffen im Februar 1867 mußte Hohenlohe eine baldige Veröffentlichung der Geheimallianz nur wünſchenswert erſcheinen.[4]) Er wollte damit ſeine Poſition im Lande ſtärken. Er wollte die Angriffe auf Bismarck und Pfordten ableiten. Er ſondierte bei Bismarck. Bismarck würdigte Hohenlohes Gründe. Er wollte nur noch die Thiers'ſchen Interpellationen in der franzöſiſchen Kammer abwarten. Er empfahl einſtweilen ſcheinbare Indiskretionen in der Preſſe. Hohenlohe ſcheint indes auf letztere Anregung nicht eingegangen zu ſein. Gerüchte über das Beſtehen eines Geheimvertrages ſchwirrten ſchon ſeit dem Herbſt 1866 durch die Preſſe. Auch ein Brief Völks an Bennigſen vom 7. Januar 1867 erwähnt ihrer. Die Luxemburger Verwicklung ſollte den unmittelbaren Anſtoß zur Bekanntgabe der Auguſtverträge bilden.

Das Großherzogtum Luxemburg ſollte durch Kauf von ſeinem Beſitzer, dem König von Holland, an Napoleon übergehen. Bis 1866 hatte es zum Deutſchen Bunde gehört. In den Norddeutſchen Bund war es auf ſeinen Wunſch hin nicht aufgenommen worden. Die Hauptſtadt des Ländchens war Bundesfeſtung geweſen. Sie ſollte die Rheinlande gegen Übergriffe von ſeiten Frankreichs decken. Die heilige Allianz hatte das Beſatzungsrecht Preußen übertragen. Auch nach

[1]) Hohenlohe I, 425.

[2]) Volksbote 1867, 2. Februar; Wochenſchrift 1867, 9. Februar, S. 51.

[3]) Augsburger Poſtzeitung 1867, 14., 16., 19. Februar.

[4]) Hohenlohe I, 203. E. Vogt, Die heſſiſche Politik in der Zeit der Reichsgründung (1914), S. 39, Anm. 2.

Auflöſung des Deutſchen Bundes war die preußiſche Garniſon in der Feſtung verblieben. Die Bevölkerung des Ländchens bildeten Deutſche. Doch hielt ſich ihr Deutſchtum nur mühſam gegenüber franzöſiſchen Kultureinflüſſen aufrecht. Seit Mitte März 1867 verdichteten ſich die Verkaufsgerüchte. Die nationalliberale Preſſe ſchlug ſofort Lärm. Die großdeutſche dagegen verdächtigte den Grafen Bismarck: Er habe dem Franzoſenkaiſer das Großherzogtum als Kompenſation verſprochen. Am 18. März interpellierte von Carlowitz im norddeutſchen Reichstag: Ob jene Gerüchte auf Wahrheit beruhten? Von dem einſtigen Bundesgebiete bröckle leider ein Stück um das andere ab. Auf Limburg folge nun Luxemburg, vielleicht auch Nordſchleswig. Ja ſogar der deutſchen Südſtaaten ſei man nicht einmal ſicher. Denn ihre internationale Stellung gewähre ihnen volle Bündnisfreiheit. Daraufhin deutete Bismarck das Beſtehen der Geheimverträge an.[1]) Am nächſten Tage brachten der preußiſche Staatsanzeiger und übereinſtimmend damit die Bayeriſche Zeitung den Wortlaut der Allianzverträge. Die bayeriſche Veröffentlichung war von einem aus Tauffkirchens Feder ſtammenden ſehr heftigen Kommentar begleitet.[2]) Er verteidigte die Hohenlohe'ſche Politik gegen die in letzter Zeit von der Rechten erhobenen Angriffe. Er nahm ſie beſonders gegen den Vorwurf des „Hinwinſelns an Preußen“ in Schutz. Mit den Partikulariſten ſei überhaupt nicht zu diskutieren.

Aber auch die Zentraliſten innerhalb wie außerhalb des Landes kamen im Kommentar ſchlecht weg. Nur die Mittelpartei blieb von der miniſteriellen Kritik verſchont.

Die konſervative Preſſe war ſchon über den Kommentar empört. Mit den Stützen des Thrones ſollte das Miniſterium überhaupt nicht diskutieren wollen. Das ging zu weit. Noch mehr aber empörte der Inhalt der Verträge ſelbſt.[3]) Die Rechte fragte ſich ſofort: Gegen wen ſind die Verträge gerichtet? Doch wohl nur gegen Öſterreich. Öſterreich aber galt der Rechten als Noli me tangere. Einen zweiten Bruderkrieg wollte man nicht wieder erleben. Die Rechte ſah im Vertrag weniger die nationale Tat als einen Erfolg des Großpreußentums. Er ſpannte die Südſtaaten an den preußiſchen Triumphwagen. Er war vom Sieger diktiert. Er war die größte den tapferen Bayern angetane Schmach. Landabtretung ſei in jedem Fall dem Verluſt der

[1]) E. Brandenburg, Die Reichsgründung II (1916), S. 251.
[2]) Bayeriſche Zeitung 1867, 19. März.
[3]) Volksbote 1867, 21. März.

Freiheit und Ehre vorzuziehen geweſen. Letztere Anſicht vertritt nicht nur Zander im Volksboten, ſondern auch Jörg in den Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern.[1]) Die Auslegung des Vertrages — ſo ſah man voraus — würde immer der Stärkere beſtimmen. Bayern habe ſich entweder der preußiſchen Auffaſſung anzuſchließen oder von Preußen als Feind behandeln zu laſſen. Jeder Krieg, ob Offenſiv- oder Defenſivkrieg, bedrohe die Integrität des beiderſeitigen Gebietes. So werde Bayern ganz zum Vaſall Preußens. Der Vertrag bedeute die politiſche, militäriſche und diplomatiſche Abdankung Bayerns. Eine eigene Stellung in der konſervativen Preſſe nimmt wieder Jörg ein.[2]) Er bedauert zwar die politiſche Abdankung Bayerns. Doch betrachtet er in erſter Linie die Wirkung der Verträge auf Frankreich. Napoleon — ſo jubelt er — ſei fortan als Bundesgenoſſe deutſcher Fürſten unmöglich. Er ſei zum Geſpött der Pariſer Gaſſenjungen geworden. Man habe ihm bereits zur Abdankung geraten. Jörg bedauert die Mediatiſierung des Landes. Aber er ſchiebt die Schuld nicht auf die gegenwärtige Regierung, ſondern auf das ganze ſeit 1848 herrſchende Syſtem. Die Auffaugung Bayerns ſei nur die Strafe für die unſelige Schaukelpolitik Max II., für ſeine Untreue gegen Öſterreich und den Katholizismus, ſein Bündnis mit dem Liberalismus und Gothaismus.[3])

Die Mittelpartei nahm die Verträge mit geteilten Empfindungen auf. In der Allgemeinen Zeitung ſuchen zwei als halbamtlich geltende Artikel die Bedeutung der Verträge abzuſchwächen.[4]) Die Allianz wird hier grundſätzlich als Defenſivallianz aufgefaßt. Sie behalte Bayern die volle Entſcheidung über den Bündnisfall vor. Wiederholt wird in der Allgemeinen Zeitung das Verhältnis zwiſchen den Allianzverträgen und dem Prager Friedensvertrag erörtert. Im Frühjahr 1868 tobt ſich in den Spalten der Zeitung eine heftige Fehde für und wider die Allianzverträge aus.[5]) Ein Großdeutſcher (Schäffle?) greift die Verträge ſcharf an. Er hält ſie für unpraktiſch, für nicht ernſt gemeint, die Südſtaaten einſeitig belaſtend. Sie legten nur den Südſtaaten, nicht zugleich auch Preußen Pflichten auf. Sie hätten entweder gar nicht oder nur mit einer Klauſel geſchloſſen werden ſollen. Dieſe

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 43; 48.
[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 43; 48.
[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 48; 62.
[4]) Allgemeine Zeitung 1867, 28. März, 3., 14. April. Siehe Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage, S. 226.
[5]) Allgemeine Zeitung 1868, 10. Oktob. B, 24. Oktob. Beil., 5., 6., 16. Oktob. A B.

Klauſel hätte Preußen die Beſetzung und Inſtandhaltung der ehemaligen ſüddeutſchen Bundesfeſtungen zur Pflicht machen müſſen. Ohne eine ſolche Klauſel ſtünden die Südſtaaten im Kriegsfalle doch für ſich allein, beſtimmt „zwiſchen den öſterreichiſchen und den franzöſiſchen Streitkräften wie zwiſchen zwei Mühlſteinen zerrieben zu werden".

Die Stellung der Demokratie zu den Allianzverträgen iſt durch ihren nie verſtummenden Proteſt gegen den Militarismus beſtimmt. Sie begrüßte in den Verträgen höchſtens die Sicherung vor neuen Einflüſſen Habsburgs oder Frankreichs. Aber ſie ſtemmte ſich gegen jede Übertragung des preußiſchen Militarismus auf die bis jetzt verſchonten Länder des deutſchen Südens.[1])

Die Fortſchrittspartei ſah in den Allianzverträgen eine der Hauptforderungen ihres Stuttgarter Programms vom Oktober 1866 und ihres Kammerantrags vom Januar 1867 erfüllt. Gleich nach der Veröffentlichung zwar herrſchte auch hier eine Art Verblüffung über die angebliche Irreführung durch die Staatsregierung vor.[2]) Die Rechte ließ ihren Zorn gegen Pfordten und Hohenlohe zugleich ſpielen. Die Linke nahm Hohenlohe gegen den Vorwurf bewußter Irreführung in Schutz. Pfordten habe dem Lande ſeine unverletzte Selbſtändigkeit vorgetäuſcht, in Hohenlohes Programm dagegen ſei jeder Satz mit den Allianzverträgen in Einklang zu bringen. Mit dem Programm hätten die Parteien im voraus auch den Allianzvertrag angenommen. Er ſei daher ohne weitere Abſtimmung ſchon gültig. Die Kammer hätte ihn als Beſtandteil des Friedensvertrages unter keinen Umſtänden ablehnen können. Die Entſcheidung über den Bündnisfall ſei der jeweiligen Einflußnahme der Kammer zwar entrückt. Aber das Budgetrecht ſichere ihr doch eine wichtige Einwirkung auf die Durchführung des Bündnisfalles. Die Regierung dürfe ſich durch die Vorausſicht einer negativen Entſcheidung der Kammer nicht in der loyalen Durchführung der Allianz beirren laſſen. Der Bündnispflicht ſuchte die Preſſe der Linken die weiteſte Auslegung zu geben. Der Vertrag verpflichte für jeden von Preußen zu führenden Krieg, Angriffs- wie Verteidigungskrieg. Ein eigenes bayeriſches Geſandtſchaftsweſen ſei bereits überflüſſig. Die bayeriſche Politik ſei mit Preußen auf Leben und Tod verbunden. Die preußiſche Politik würde uns vielleicht nicht immer gefallen. Aber wer könne dies von der

[1]) Nürnberger Anzeiger 1867, 27., 28. Mai. 2., 10., 12., 13. Mai. 18. April.

[2]) Wochenſchrift 1867, München, 23. März.

Münchener Politik verbürgen? Im übrigen könne der Vertrag nur ein Proviſorium, nur eine Abſchlagszahlung auf die volle deutſche Einigung ſein. Für ſich allein genüge er nicht. Er bringe nur Pflichten, keine Rechte. Er ſchreie förmlich nach einer Ergänzung, und dieſe könne nur der Eintritt Bayerns in den Norddeutſchen Bund bringen. Alle dieſe Anſichten finden wir nicht nur in der fortſchrittlichen Preſſe, ſondern auch im Sprechſaal der Parteien, in der Allgemeinen Zeitung vorgetragen.

Zur Zeit der Veröffentlichung der Allianzverträge ſtand auch ſchon die erſte Probe ihrer Tragfähigkeit bevor.[1]) Nach Bismarcks Abſicht ſollte ihre Bekanntgabe den Franzoſenkaiſer von Luxemburg wegſcheuchen. Sie ſollte einen Krieg wegen Luxemburg verhindern. Die Beſatzung von Luxemburg bildete nicht mehr bloß die preußiſche Garniſon, ſondern die Streitmacht von ganz Kleindeutſchland. Aber die Kriegsgefahr nahm nach dem 19. März nicht ab, ſondern zu. Auch die von der deutſchnationalen Preſſe mit Jubel begrüßte Interpellation Bennigſens im norddeutſchen Reichstag und Bismarcks diplomatiſche, aber doch männliche Antwort konnten ſie nicht bannen. Sie wirkten auf das galliſche Temperament wie auf den Stier das rote Tuch.

In Bayern war der Landtag unmittelbar nach Bekanntgabe der Allianz im Militärausſchuß vertagt worden. Einzelne Landtagsmitglieder weilten Anfangs April noch in München. Aus ihrer Mitte ging der Plan zu einer von allen Landtagsmitgliedern zu unterzeichnenden nationalen Adreſſe an Hohenlohe hervor.[2]) Sie war als Gegenſtück zu der Interpellation Bennigſens gedacht. Merkwürdigerweiſe gingen Plan und Entwurf von einem Abgeordneten des rechten Zentrums Stenglein aus. Es traten ihr bei: die geſamte Linke, das linke Zentrum, der größte Teil des rechten Zentrums und ſogar ein Abgeordneter der Rechten, Edmund Jörg. Im ganzen waren es 117 Abgeordnete. Es fehlten etwa 30 Renitenten, größtenteils Angehörige der Rechten und des rechten Zentrums: die von dem Oberbibliothekar Dr. Ruhland geführte Gruppe katholiſcher Bauern Unterfrankens, der einſtige Klub Achatz, altbayeriſcher Adel, darunter der zweite Präſident der Abgeordnetenkammer, Freiherr von Pfetten, der Führer des rechten Zentrums, Unabhängige wie der Würzburger Profeſſor Edel und der Demokrat Kolb.

[1]) Mattſchoß, die Kriegsgefahr von 1867 — die Luxemburger Frage (1908).
[2]) Wochenſchrift 1867, 24. April. Volksbote 1867, Nr. 93.

Zweierlei ſuchte die Adreſſe zu erreichen: Eine beſtimmte Erklärung der Regierung über die Anerkennung des Bündnisfalles für den Luxemburger Konflikt und eine Kundgebung der Volksvertretung für die Allianzverträge und für die Bündnispflicht. Jeder Unterzeichner begrüßte die Verträge als nationale Tat, die Anwendung auf den Luxemburger Fall als ihre erſte Frucht. Die Adreſſe forderte ein Bekenntnis zum Kleindeutſchtum. Begann ſie doch mit den Worten: „Nachdem ein blutiger Bürgerkrieg die Integrität des deutſchen Gebietes unverſehrt gelaſſen hat ....." Öſterreich wurde alſo als quantité négligeable behandelt. Unbekehrten Großdeutſchen mußte ihre Unterzeichnung jedenfalls ſchwer fallen. Von den Münchener Neueſten Nachrichten[2]) aufgefordert, gaben zwei von den Renitenten, Edel und Pfetten,[3]) in Gegenerklärungen die Gründe ihrer Weigerung an. Sie nahmen die zwei Hauptziele der Adreſſe zum Ausgangspunkt. Antinational fühlten auch ſie nicht. Zur Verteidigung deutſchen Gebietes war ihnen jeder Bundesgenoſſe recht, „und wenn es auch Preußen ſein ſollte". Sie ſtießen ſich vor allem an der Form der Kundgebung. Die Abgeordneten, ſagten ſie, hätten außerhalb der Kammer kein Mandat. Adreſſen dürften nur an den König, nicht an Miniſter gerichtet werden.

Die Überreichung der Adreſſe am 12. April erwiderte Hohenlohe mit der Anerkennung ihres offiziellen Charakters als Kundgebung der Kammer.[4]) Sein Optimismus ſah in ihr einen Beweis, daß es in nationalen Fragen nur eine Partei in der Kammer, nur eine Partei im Lande gebe. Er begrüßte in ihr die freudige Anerkennung der Bündnispflicht. Auch die Regierung eigne ſie ſich an. Er unterſtrich aber auch die Friedensbereitſchaft und das Friedensbedürfnis Bayerns. Er wies auf die Friedensbemühungen der Großmächte hin. Ihnen ſchließe ſich ſympathiſierend die bayeriſche Regierung an. Seiner auf friedliche Vereinbarung berechneten deutſchen Politik mußte die Störung durch die Kriegsgefahr recht unerwünſcht ſein.[5]) Der ſchlechte Stand der ſüddeutſchen, insbeſondere der bayeriſchen Rüſtungen hat nicht zuletzt Bismarcks Politik gegenüber Frankreich diesmal noch im friedlichen Sinne beeinflußt.

[1]) Wochenſchrift 1867, 20. April.
[2]) Wochenſchrift 1867, S. 137.
[3]) Wochenſchrift 1867, S. 145, 146.
[4]) Schultheß 1867, S. 195 ff.
[5]) v. Müller, Die Tauffkirchenſche Miſſion, 2. Kapitel. Riezlerfeſtſchrift.

Die nationale Preſſe freilich rief unentwegt zum Krieg. Die nationalliberale Partei im Norden wollte die Luxemburger Frage zum Gegenſtand einer großen Volksbewegung in Süddeutſchland machen.[1]) Ihre Führer Metz, von Rechau, Nagel bearbeiteten die Bevölkerung in Luxemburg, ſchürten im deutſchen Süden den Nationalhaß gegen Frankreich. Das Ergebnis des Krieges von 1870 ſchien ſchon jetzt erreicht werden zu können: die deutſche Einigung ſollte den Händen der Geheimdiplomatie entriſſen und im Feuer eines Nationalkrieges fertig geſchmiedet werden. Man ſchätzte in dieſen Kreiſen die deutſche Frage richtig als Machtfrage ein: als Machtfrage zwiſchen der alten und der neuaufſteigenden Vormacht des Kontinents. Im einzelnen können die Einwirkungen der nationalliberalen Partei auf die Haltung der nationalen Preſſe des Südens hier nicht aufgezeigt werden. Die Organe der bayeriſchen Fortſchrittspartei geberdeten ſich durchaus nicht ſo „blut- und eiſenfreſſeriſch", ſo „gut- und bluteinſetzeriſch", wie ihnen die altbayeriſche Preſſe nachſagte.[2]) Man unterſucht ſorgfältig die Rechtsfrage im Luxemburger Konflikt.[3]) Man kommt zu dem Ergebnis: Das preußiſche Beſatzungsrecht in Luxemburg ruhe auf einem mit dem Bundesrecht nicht unmittelbar zuſammenhängenden Boden. Es beſtehe trotz Auflöſung des Bundes noch weiter. Es ſei aber mit der deutſchen Frage nicht unmittelbar verknüpft. Man intereſſierte ſich weniger für das kleine Ländchen Luxemburg. Seine Bevölkerung war ſtarker deutſchnationaler Geſinnung durchaus unverdächtig. Aber nie und nimmer durfte in einer dem Nationalitätenprinzip hohnſprechenden Weiſe über das Schickſal deutſcher Bevölkerungen durch Kauf entſchieden werden. Im Grunde wünſchte man den Krieg nicht. Man wollte die rieſigen Veränderungen vom letzten Jahr erſt Wurzel faſſen, die deutſche Nation auf friedlichem Wege ſich erſt voll in die neuen Verhältniſſe hineinleben laſſen. Nur vereinzelt drängen in Bayern Stimmen der fortſchrittlichen Preſſe zum unbedingten Krieg, ſo kleindeutſche Korreſpondenten der Allgemeinen Zeitung.[4]) Bei der Demokratie iſt ein Krieg wegen Luxemburg gegen Frankreich, für das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker nicht unpopulär.[5]) Der Franzoſenkaiſer, dem deutſchen Volke kleine Länderfetzen abjagend, der Cäſar

[1]) Bennigſen II, 42.
[2]) Volksbote 1867, 10., 14. April, 14. Mai.
[3]) Wochenſchrift 1867, 13., 20. April.
[4]) Wochenſchrift 1867, 15. Mai, 1. Juni: Zur Tagesgeſchichte.
[5]) Nürnberger Anzeiger, 18. April 1867.

auf der Menſchenjagd: das war ein Bild, das ſelbſt dem indolenteſten Demokraten das Blut in die Wangen treiben mußte.

Die großdeutſche Preſſe iſt geſpalten.[1]) Ein Teil geht mit der Fortſchrittspartei, der andere mit der konſervativen. Letzteres gilt auch vom Nürnberger Korreſpondenten. In der Allgemeinen Zeitung überwiegt die kleindeutſche Auffaſſung. Öſterreichiſche Stimmen treten hier für Neutralität des Donauſtaates ein und ſuchen den abwartenden Standpunkt Beuſt's zu rechtfertigen.

Die konſervative Preſſe in Bayern winkt vom Kriege ab.[2]) Sie proklamiert Neutralität. Nur die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter treten für ſofortige Auseinanderſetzung mit Frankreich ein.[3]) Sie führen dafür mehrere Gründe an. Einmal ſei Frankreich jetzt ſchlecht gerüſtet, ohne Allianzen, durch den Mißerfolg der mexikaniſchen Unternehmung demoraliſiert. Die preußiſchen Truppen dagegen ſeien noch heiß von den letzten Siegen. Die Auseinanderſetzung mit Frankreich könne überhaupt gar nicht früh genug kommen. Ihr Ergebnis müßte die allgemeine europäiſche Abrüſtung ſein. Ein ſofortiger Krieg mit Frankreich würde Bayern die ſonſt nicht zu umgehende Wehrreform nach preußiſchem Muſter erſparen. Der Volksbote erklärt,[4]) er ſei weit entfernt, dem ſchmutzigen Handel das Wort zu reden. Aber das Hemd ſei ihm näher als der Rock, die Rheinpfalz näher als Luxemburg. Das bayeriſche Heer ſei jetzt in ſeinem Übergangszuſtand noch weniger leiſtungsfähig als am Ende des letzten Krieges. Die ſchlimme Lage der bayeriſchen Finanzen, die landwirtſchaftliche Kriſis mit den maſſenhaften Vergantungen, das Stocken aller Geſchäfte und Unternehmungen zwinge Bayern Neutralität auf. Im ganzen iſt die Politik des Volksboten immer entgegengeſetzt der der Fortſchrittspartei. Schürt ſie zum Krieg, ſo winkt er ab. Winkt ſie ab, ſo ſchürt er, ſpottet über ihre Feigheit. Auch die Augsburger Poſtzeitung verlangt Neutralität. Sie unterſcheidet genau zwiſchen der Politik Bismarcks und der Nationalliberalen. Luxemburg habe für Großpreußen keine Bedeutung, darum intereſſiere ſich der Kanzler ſo wenig dafür. Für Deutſchland aber

[1]) Der Nürnberger Korreſpondent ſteht auf dem Boden der Erklärung Edels. Allgemeine Zeitung 1867, 13., 24. April. Peſſimiſtiſche Korreſpondenten: 3., 10., 16., 24. April. Öſterreichiſcher Standpunkt: 18., 19. April, 11. April, 9. April Beil.

[2]) Augsburger Poſtzeitung 1867, β-Artikel: 7. März, 25., 28., 29. März. Z-Artikel: 7. Mai.

[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 43.

[4]) Volksbote 1867, 9., 10., 14. April.

habe er noch nie ein Glied gerührt. Den Nationalliberalen gehe er viel zu langſam vor. In der Tat hat Bennigſen Bismarcks Haltung in der Kriſe anfangs ſogar als „oberfaul“ bezeichnet. Jörg betrachtet die Luxemburger Frage geradezu als Prüfſtein der Bismarck'ſchen Politik. Bismarck ſtehe jetzt am Scheidewege zwiſchen nationaler und großpreußiſcher Politik.[1])

Der Luxemburger Konflikt fand ſein Ende auf der Londoner Konferenz im Mai 1867. Preußen und Frankreich nahmen die öſterreichiſch-ruſſiſche Vermittlung an. Die preußiſche Beſatzung mußte Luxemburg räumen, die Feſtungswerke wurden geſchleift, das Ländchen wurde neutraliſiert und unter den Schutz der Konferenzmächte geſtellt. Napoleon gab ebenſo Luxemburg preis, wie Preußen es tat.

In der großdeutſchen Preſſe beginnt nun ein reges Werben für die Wiederherſtellung Großdeutſchlands. Man betrachtet hier den Ausgang der Kriſe als verunglückte Kraftprobe des Kleinen Deutſchland. Preußen, ſo folgert Jörg,[2]) habe den Krieg nicht gewagt, weil es Öſterreichs nicht ſicher geweſen ſei. Ohne Öſterreich könne Bismarck überhaupt keine nationale, höchſtens großpreußiſche Politik treiben. Ohne Öſterreich ſei Deutſchland unmöglich. Kleindeutſchland habe ſich ſein Todesurteil geſprochen. Kleindeutſchland ſei wirklich ein kleines Deutſchland. Trotz aller Unvollkommenheiten ſei das frühere Deutſchland leiſtungsfähiger, mehr gefürchtet geweſen. Preußen müſſe Öſterreich unverzüglich die Hand zum Frieden bieten. Es müſſe vorangehen. Es müſſe Öſterreich durch föderative Umgeſtaltung des Norddeutſchen Bundes entgegenkommen. Es müſſe die Annexionen zurücknehmen.

In der Allgemeinen Zeitung führen großdeutſche Korreſpondenten aus: Luxemburg ſei ein nationaler Verluſt, ein Verluſt für das deutſche Verteidigungsſyſtem. Preußen habe eine empfindliche Niederlage erlitten. Der alte Bund ſei ein Bollwerk des Friedens geweſen. Der neue Bundesſtaat wirke durch ſeinen Militarismus aufreizend auf Europa, Präventivkriege befördernd.[3])

Ähnliche Gedanken begegnen in der Augsburger Poſtzeitung.[4]) Man gönnt Bismarck die diplomatiſche und perſönliche Niederlage. Er, der 1866 dem König von Sachſen die Entlaſſung Beuſts befohlen habe, müſſe ſich jetzt bei Beuſt für ſeine freundſchaftliche Vermittlung

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 43.
[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 52.
[3]) Allgemeine Zeitung 1867, 30. April, 3. Mai, 6. Mai, 14. Mai, 24. Mai.
[4]) Augsburger Poſtzeitung 1867, 31. Mai.

bedanken. Und die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter rufen Bismarck das zyniſche Wort zu: Bismarck ſei vom hohen Roß gefallen, von der Vollblutſtute Germania.[1])

Die Wiederaufnahme Öſterreichs in Deutſchland denkt ſich Jörg etwa ſo:[2]) Öſterreich ſoll die Hegemonie im deutſchen Süden übernehmen. Es ſoll ſich mit ihm zu einem Staatenbund zuſammenſchließen. Hierauf ſollen Nordbund und Öſterreichiſch-ſüddeutſcher Bund unter ſich ein föderatives Verhältnis eingehen. Auf dieſe Weiſe könnte zwar der deutſche Dualismus wieder erſtehen, aber es fehle die auf ſeine Koſten lebende, ihn befördernde Gruppe des dritten Deutſchland.

Um jene Zeit erſcheint eine beredte Propagandaſchrift für Öſterreich: „Öſterreichs Bedeutung für die gegenwärtige Lage.“ Sie weiſt auf das aus der Aſche von 1866 verjüngt erſtehende neue Öſterreich hin. Der dualiſtiſche Ausgleich mit Ungarn habe ihm ſeine alte Schlagkraft wieder gegeben. Seine Finanzen ſeien auf dem Wege zur Geſundung. Seine liberalen Reformen machten es zum gefährlichſten Konkurrenten Preußens in Bezug auf moraliſche Eroberung des deutſchen Südens.

Eine publiziſtiſche Erſcheinung der Luxemburger Kriſe iſt die Agitation für Beſchleunigung der bayeriſchen Heeresreform. Die Preſſe der Mittelpartei ſetzt ſich mit aller Energie dafür ein, beſonders der Nürnberger Korreſpondent. Ihr gelten mehrere, zum Teil auch von der Fortſchrittspartei ausgehende Flugſchriften: „Was wollen wir? Armeedesorganiſation oder Armeeorganiſation? Bayeriſche Exiſtenzfragen, beantwortet von einem Patrioten“; „Unſere Lage und unſere Pflicht“; „Fürſt Hohenlohe und ſeine Gegner“.[3])

Die Demokratie begrüßte die friedliche Beilegung des Konflikts.[4]) Sie vermochte diesmal ſogar die ſonſt ſo gern geſchmähte Geheimdiplomatie zu loben. Die Partei hatte ſich noch während des Konflikts den pazifiſtiſchen Beſtrebungen der Friedensliga, der Pariſer Studentenſchaft und der Berliner Arbeitervereine angeſchloſſen. Freilich hörte ſie nun wohl die Botſchaft, aber es fehlte ihr der Glaube. Und dieſer Skeptizismus iſt für alle Parteien bezeichnend. An den augenblicklichen

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 52.

[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, LIX (1867), 52.

[3]) Verfaſſer von „Fürſt Hohenlohe und ſeine Gegner“ iſt Stefan Gätſchenberger. Verlag Julien, Würzburg.

[4]) Nürnberger Anzeiger 1867, 30. April, 27., 28. Mai.

lichen Frieden konnte man wohl glauben. Aber alles fragte ſich zweifelnd: auf wie lange?

Im nationalliberalen und fortſchrittlichen Lager herrſchte nach der Londoner Konferenz tiefe Depreſſion.[1]) Den hochgeſpannten Erwartungen war klägliche Ernüchterung gefolgt. Eine geräuſchvoll begonnene Propaganda war in Sand verlaufen. Eine letzte Gelegenheit zum ſchnellen Abſchluß des deutſchen Einigungswerkes ſchien unwiederbringlich verloren. Preußens Nimbus als Triebfeder der deutſchen Einigung war ganz bedenklich geſchwächt. Die Einigung war nun wieder den ſenilen Händen der Diplomatie überlaſſen. Umwege über Umwege drohten wieder. Die ſchon bisher unleidliche Atmoſphäre der permanenten Kriegsgefahr verdichtete ſich bis zu einer das Großunternehmertum erdrückenden Schwüle. Die bayeriſche Fortſchrittspartei hatte gegenüber dem preußiſchen Rückzug keinen ſo ſchwierigen Standpunkt als im Norden die Nationalliberalen.[2]) Sie ſuchte den Nimbus Preußens nach Möglichkeit zu retten, den Rückzug in einen Erfolg umzudeuten, die Vorteile des Friedens ins rechte Licht zu ſtellen. Vom nationalen Standpunkt aus überblickt die ganze Entwicklung der Kriſe eine Flugſchrift des S. von der Aurach: „Der Luxemburger Handel und die franzöſiſchen Rheingelüſte“[3]) und eine Broſchüre des Freiherrn von Fechenbach: „Deutſchland und Frankreich“.[4]) In beiden iſt der Nationalhaß gegen das arrogante Frankreich, das enfant terrible Europas, bis zur Siedehitze geſteigert. Aurach meint: Nicht Preußen allein, ſondern Europa ſei vor Frankreich zurückgewichen. Seine Schrift ſchließt mit der Fanfare: Elſaß und Lothringen heraus! Die Flugſchrift des Fechenbach aber fordert nichts weniger als eine Aufteilung Frankreichs unter die europäiſchen Mächte. Damit ſolle die franzöſiſche Bedrohung für immer aus der Welt geſchafft werden. England ſoll dabei als zukünftiger Führer Europas den Löwenanteil erhalten. Die Oſtmächte aber ſollen durch Aufteilung der Türkei entſchädigt werden.

Die Luxemburger Kriſe gab dem deutſchen Nationalverein den Todesſtoß. Nach dem Willen ſeiner Führer ſollte ſeiner Auflöſung

[1]) Bennigſen II, 72.

[2]) Wochenſchrift 1867, 18. Mai, 1., 15. Juni.

[3]) Ein ſüddeutſches Wort an alle Vaterlandsfreunde, München 1867.

[4]) Eine deutſche Antwort auf die franzöſiſchen Herausforderungen, von Freiherrn von Fechenbach zu Laudenbach und Sommerau, München 1870, im Juli. Erſtes Vorwort Laudenbach 1868. Zweites Vorwort München 25. Juni 1870. Abſchnitt „Luxemburg“ Dezember 1867.

die Begründung eines ſüddeutſchen Nationalvereins vorhergehen.[1]) Die deutſche Frage hatte ſich in eine ſüddeutſche zuſammengezogen. Nun hatte auch der Nationalverein nur mehr eine ſüddeutſche Aufgabe. Brater nahm ſich der Sache anfangs voll Begeiſterung an. Doch ſchon nach einigen Wochen ließ er die Idee als ausſichtslos wieder fallen. Er ſagte ſich dabei folgendes: Der unrühmliche Ausgang der Kriſe hatte die Elemente des Widerſtandes im deutſchen Süden verſtärkt. Mit der einzig möglichen Loſung: „Eintritt in den Norddeutſchen Bund“ — war dem projektierten Verein vorausſichtlich kein einziger Großdeutſcher mehr zu gewinnen. Denn ſelbſt die Führer der Fortſchrittspartei hielten nur mehr widerſtrebend am Eintritt in den Norddeutſchen Bund feſt. Zu ſehr erbitterte ſie der reaktionäre Charakter der preußiſchen Innenpolitik. Der Verein hätte ſich vor allem der bayeriſchen Mittelpartei verſichern müſſen. Aber ihr fehlte jede Initiative in der deutſchen Frage. Mit ihrer Paſſivität bildete ſie für den Verein nur ein Bleigewicht. Sie ließ ſich ohnehin von Hohenlohe von einem Zugeſtändnis zum andern zwingen. Dazu bedurfte es keines neuen Vereins. Noch etwas war der Gründung eines ſüddeutſchen Nationalvereins ſehr hinderlich. Man war über die Abſichten Bismarcks gegenüber dem deutſchen Süden beſtändig im Unklaren. Bismarck konnte ſich energiſch für Beibehaltung der Mainlinie ausſprechen und den neuen Verein von ſeinen gefürchteten „Preſſebeſtien“ anfallen laſſen. So hatte er es auch mit dem alten Nationalverein gemacht. Dieſer Lage zwiſchen zwei Feuern aber war die ohnehin mißmutige Grundſtimmung der bayeriſchen Fortſchrittspartei nicht gewachſen. Auf der einen Seite drohte dann Bismarck, auf der andern die heimiſche Dynaſtie, der altbayeriſche Partikularismus, die ausgeſprochene Abneigung der Mehrheit des bayeriſchen Volkes gegen einen Eintritt in den Norddeutſchen Bund.

IV. Kapitel.

Zollverträge, Zollvereinskriſis, Zollparlament.

Bismarck hatte während der Luxemburger Kriſe „innere Politik durch die Dampfkraft der äußeren gemacht“.[2]) Mit Hilfe der Kriegsgefahr hatte er im konſtituierenden Parlament in der Verfaſſungsfrage die Liberalen zum Nachgeben gebracht. Zum Entſetzen der

[1]) Bennigſen II, 68—76.

[2]) Bennigſen II, 45.

demokratiſchen Parteien hatte er ſeinen Verfaſſungsentwurf ziemlich unbeſchädigt durch die erregten Sitzungen hindurchgeſteuert. Nach Abſchluß der Verfaſſungsberatungen, nach Beilegung der Luxemburger Kriſe griff er auch das deutſche Einigungswerk wieder auf. Die Südſtaaten mußten bis zum 1. November 1867 ihre Zollverträge erneuert haben. Bismarck benutzte die Erneuerung der Verträge zugleich zu ihrer Reviſion. Er lud die ſüddeutſchen Regierungen für den Juni zu Zollkonferenzen nach Berlin. Hier diktierte er ihnen ſozuſagen die Bedingungen für die Erneuerung des Zollvereins. Die neuen Verträge brachen radikal mit dem bisherigen, dem urſprünglichen bayeriſch-württembergiſchen Zollverein entnommenen Syſtem der Gleichberechtigung, dem Liberum veto.[1]) Die Geſetzgebung des Vereins wurde darin auf den durch Vertreter der ſüddeutſchen Staaten verſtärkten Bundesrat und Reichstag des Norddeutſchen Bundes übertragen. Damit war der Zollverein organiſch mit dem Norddeutſchen Bund in Verbindung gebracht. Die Südſtaaten mußten auf dieſe Weiſe indirekt in den Norddeutſchen Bund eintreten. Das Gebiet der gemeinſamen Geſetzgebung des nunmehrigen Bundesſtaates war zwar noch eng begrenzt, konnte aber jetzt auf dem Wege der Geſetzgebung erweitert werden. Württemberg, Heſſen, Baden nahmen den Bismarckſchen Entwurf nach kurzer Beratung an. Der bayeriſche Vertreter, Fürſt Hohenlohe, zögerte und kehrte zunächſt unverrichteter Dinge von den Konferenzen nach München zurück. Die fortſchrittliche Preſſe in Bayern nahm argwöhniſch von dieſem Zögern Notiz.[2]) In letzter Stunde gab jedoch die völlig iſolierte bayeriſche Regierung nach. Ihr Widerſtand wurde mit unbedeutenden Zugeſtändniſſen gebrochen.[3]) Die Fortſchrittspartei atmete auf. Die konſervative verwarf einſtimmig die Verträge.[4]) Noch harrten ſie aber der Annahme durch den Landtag. Die Rechte inſzenierte eine Agitation auf Landtagsauflöſung. Der bürgerlichen Kammermehrheit durfte die Abſtimmung nicht anvertraut werden. Den Ruf nach Landtagsauflöſung hatte im Herbſt 1866 bereits die demokratiſche Preſſe erhoben.[5]) Nun wurde in Paſſau von einem klerikalen Komitee eine diesbezügliche Adreſſe, die ſogenannte Paſſauer Königsadreſſe[6]) entworfen und an die altbayeriſchen

[1]) Klöppel, 40 Jahre deutſcher Verfaſſungsgeſchichte (1910), S. 136.
[2]) Wochenſchrift 1867, 15. Juni.
[3]) Schultheß 1867, S. 165.
[4]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LX (1867), 6.
[5]) Nürnberger Anzeiger 1866, 5., 6., 7. September.
[6]) Schultheß 1867, S. 216.

Gemeinden verſandt. Gegen 2000 ländliche Gemeinden, hauptſächlich Niederbayerns und der Oberpfalz, traten ihr nach und nach bei. Der Landtag blieb jedoch unaufgelöſt und trat im Oktober zur Beratung über die Zollverträge ſowie über die Wehrreform und die neue Sozialgeſetzgebung zuſammen. Mitte des Monats begann eine dreitägige Redeſchlacht für und wider die Zollverträge. Hohenlohe leitete ſie mit einer programmatiſchen Kundgebung ein.[1]) In den Kreiſen der Mittelpartei fanden die Verträge kühle Fürſprecher, wie Hohenadel, und warme, wie Feuſtel. Die wärmſten fanden ſie auf Seite der Linken. Brater, Völk, Barth riſſen in zündenden Reden das Haus mit ſich fort.[2]) Auf Seite der Rechten dagegen regte ſich kräftiger Widerſpruch. Hier ſtanden im Mittelpunkt der Oppoſition vier Doktoren: der Archivar Dr. Jörg, der Oberbibliothekar Dr. Ruhland, der Profeſſor Dr. Edel und der Miniſterialrat Dr. Weis. Jörg[3]) forderte die Kammer auf, durch Ablehnung der Verträge Grundſtock eines europäiſchen Friedensbundes zu werden, der fortwährenden Entkräftung des monarchiſchen Prinzips, der unaufhaltſamen Revolutionierung und Zerrüttung Europas durch Preußen ein donnerndes Halt zuzurufen. Die Zollverträge ſeien für Preußen nur ein Mittel zur fiskaliſchen Ausnützung der Südſtaaten, zur Förderung ſeiner Rüſtungen, ſeines unproduktiven Militarismus. Im gleichen Sinne beurteilte die Verträge auch der Demokrat Kolb. Die Abſtimmung[4]) ergab 117 Stimmen, alſo eine überwiegende Mehrheit für die Verträge. Linke und Zentren ſtimmten geſchloſſen dafür. Die Rechte kam alſo nicht an ihr Ziel. Nun ſuchte ſie ſich der erſten Kammer zu verſichern. In der Tat verwarf hier bereits der ſehr tendenziös zuſammengeſetzte Ausſchuß die Verträge mit allen gegen eine Stimme. Steigende Unruhe bemächtigte ſich der bürgerlichen Schichten des Landes. Mit vollen Backen blies die fortſchrittliche Preſſe in das immer weiter um ſich greifende Feuer der Empörung. Eine bürgerliche Revolution kündigte ſich grollend an. In letzter Stunde einigte ſich der reichsrätliche Ausſchuß auf ein vom Fürſten Löwenſtein telegraphiſch ſignaliſiertes Amendement. Bayern ſolle ſein Veto behalten. Nur unter dieſer Bedingung ſollten die Verträge angenommen werden. Fürſt Hohenlohe ſtimmte in ſeiner Eigenſchaft als Reichsrat dieſem Amendement zu; als Miniſter lehnte er

[1]) Schultheß 1867, S. 222.
[2]) Bayern und der Zollverein, Erlangen 1867.
[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LX (1867), 6.
[4]) Schultheß 1867, S. 228ff.

es ab. Die konſervative Preſſe unterſtützte es, die nationale verwarf es. Hohenlohe machte ſich nun mit dem Referenten der I. Kammer, Freiherrn von Thüngen, und dem Miniſterialrat Weber auf den Weg zu Bismarck.[1]) Die bayeriſchen Wünſche fanden in Berlin weder auf Seite Bismarcks, noch des Königs, noch beim Reichstag entgegenkommendes Verſtändnis.[2]) Unverrichteter Dinge mußte die bayeriſche Miſſion wieder in die Heimat zurückkehren. Hier hatte ſich unterdeſſen die Lage aufs äußerſte zugeſpitzt. Die fortſchrittliche Preſſe peitſchte, teilweiſe unterſtützt von der Zentrumspreſſe, die ſtädtiſche Bevölkerung zu immer neuen Adreſſenſtürmen, Reſolutionen, Deputationen auf. Die konſervative dagegen, allen voran der Volksbote, ſuchte die Reichsräte für unentwegtes Ausharren bei ihrem Amendement zu ſtärken.[3]) Man glaubte hier durch Charakterfeſtigkeit Bismarcks Trotz brechen und ihn zum Einlenken in föderaliſtiſche Bahnen bewegen zu können.[4]) Die Panik im Lande nahm immer bedrohlicheren Charakter an. Die fortſchrittliche Preſſe drohte, vor dem Äußerſten nicht zurückzuſchrecken.[5]) Öſterreichiſche, franzöſiſche, italieniſche Agenten durchzogen das Land. Letztere agitierten für einen bayeriſchen Zollbund mit Italien, wieſen auf die neuen, durch die Eröffnung des Suezkanals geſchaffenen Verkehrsmöglichkeiten, auf die Vorteile der neueröffneten Brennerbahn hin. Die klerikale Preſſe wandte ſich an den König, ſuchte ihn bei ſeinem Ehrgefühl, bei ſeinem dynaſtiſchen Stolz zu faſſen. Für Erhaltung des koſtbarſten Guts eines Staates, ſeiner Selbſtändigkeit, müßten auch materielle Opfer in Kauf genommen werden. Die Bauern würden ohnehin durch Bayerns Austritt aus dem Zollverein nicht benachteiligt werden. Der Süden ſei wirtſchaftlich auf den Norden nicht angewieſen, wohl aber der Norden auf den Süden.

Zur entſcheidenden Abſtimmung im Plenum der erſten Kammer waren die Reichsräte in ungewohnter Vollzähligkeit erſchienen. Die königlichen Prinzen waren von den Verlobungsfeierlichkeiten des Prinzen Ludwig aus Ungarn, von der Jagd im Allgäu, die bayeriſchen Biſchöfe von der Biſchofskonferenz in Fulda herbeigeeilt. Sie

[1]) Hohenlohe I, 275 ff.

[2]) H. v. Sybel, Die Begründung des Deutſchen Reichs, VI, 237.

[3]) Wochenſchrift 1867, 2. September.

[4]) Augsburger Poſtzeitung 1867, 15. September, 21. Oktober, 5. November, Volksbote 1867, 4., 16., 22. Oktober.

[5]) Wochenſchrift 1867, 26. Oktober.

alle wollten wenigſtens bei dem entſcheidenden Kampf um die Selbſtſtändigkeit des Landes nicht fehlen. Es regnete wieder bürgerliche Adreſſen, Petitionen. Zahlreiche Deputationen warteten. Im Erdgeſchoß des Hauſes war Militär bereitgeſtellt. Die zweite Kammer hatte das Amendement Löwenſtein ausdrücklich verworfen. Der Referent Freiherr von Thüngen ſprach jetzt für die Regierungsvorlage. Er bringe ſeine Überzeugung zum Opfer. Bayern könne einen Austritt aus dem Zollverein wirtſchaftlich und finanziell zur Zeit nicht aushalten. Die Abſtimmung ergab die erforderliche zwei Drittel-Majorität. Hätten nur ein paar Stimmen gefehlt, ſo wäre die Ablehnung des Vertrags und damit Bayerns Austritt aus dem Zollverein erfolgt. Die Fortſchrittspreſſe feierte den Sieg in triumphierenden Artikeln. Eine wüſte Hetze gegen das Inſtitut der Reichsratskammer brach los. Die konſervative Publiziſtik fügte ſich ins Unvermeidliche. Aber ihr Widerſtand gegen die Politik des Miniſteriums, die innere wie die äußere, war nicht gebrochen. Er erlebte ſeinen erſten Sieg bei den Zollparlamentswahlen im Februar 1868.

Bereits auf der Stuttgarter Verſammlung der nationalen Parteien des Südens im Auguſt 1867 hat die Fortſchrittspartei über die Agitation für die Zollparlamentswahlen beraten.[1]) Die Verſammlung war wegen der auszugebenden Loſung ziemlich ratlos. Die Parole: „Eintritt in den Norddeutſchen Bund“ ſchien bei dem unaufhaltſamen Schwinden der Begeiſterung für Preußen bereits mehr als gewagt.[2]) So ſtellte man denn an die Spitze des Programms, womit man in den Kampf ziehen wollte, lieber eine unverfängliche Formel: Wiedervereinigung Deutſchlands. Sie konnten auch Demokraten und Großdeutſche annehmen. Der Eintritt in den Norddeutſchen Bund erſchien erſt im letzten Abſatz des Programms, gleichſam als Coda. Beigefügt war ihm ein nicht mißzuverſtehender Proteſt gegen den reaktionären Geiſt der preußiſchen Innenpolitik. Als beſondere Loſung für die Wahl wurde ſchließlich vereinbart: Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments. Die Zuſtändigkeit des Zollparlaments ſollte nach und nach auf alle wirtſchaftlichen, ſchließlich überhaupt auf alle Geſetzgebungsgegenſtände des norddeutſchen Reichstags ausgedehnt, aus dem Zollparlament ſollte ein Vollparlament werden. Einzelne dachten ſich wohl dieſe Kompetenzerweiterung auf dem Wege einer Parlaments-

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1867, 15. September, 21. Oktober.

[2]) Wochenſchrift 1867, 10. Auguſt, Augsburger Poſtzeitung 1867, 10. Auguſt.

revolution.[1]) Das Zollparlament ſollte ſich für ſouverän, als konſtituierende Nationalverſammlung erklären. Andere zweifelten bei der Stärke der preußiſchen Regierung an dem Erfolg eines ſolchen Staatsſtreichs. Sie wollten dem Zollparlament nur die Initiative, die Ausführung dagegen dem Zollbundesrat, alſo den Regierungen, überlaſſen.[2]) Zu Beginn der Wahlbewegung ſcheint von der Partei mehr jener erſtere radikale Plan hervorgekehrt worden zu ſein.[3]) Man hoffte wohl damit auch Demokraten und Großdeutſche mit fortreißen zu können. Später wurde jener zweite Plan mehr in den Vordergrund geſchoben. Man bekannte ſich in der zweiten Phaſe der Wahlbewegung nicht mehr zum unbedingten Eintritt in den Nordbund, ſondern nur mehr für bedingten mit Erhaltung der bayeriſchen Finanzhoheit. Trotz allem herrſchte bis zum Wahltag eine zuverſichtliche Stimmung in den Reihen der Fortſchrittspartei.[4]) Im Januar 1868 waren nacheinander das Wehrgeſetz, das Gewerbegeſetz angenommen worden. Zum nationalen Heer, zum nationalen Gewerbe ſollte nun ein nationaler Handel, eine nationale Induſtrie, ein nationales Parlament, das erſte wieder ſeit 20 Jahren, kommen.[5])

Die Rechte trat zaghaft in den Wahlkampf ein. Sie war ſeit 1834, ſeit dem Abgang des Miniſteriums Abel, an Unterdrückung und Vergewaltigung durch das liberale Bürgertum gewöhnt. Sie fühlte ſich gegenüber den gewaltigen Agitationsmitteln der bürgerlichen Parteien, namentlich der Fortſchrittspartei, ziemlich machtlos. Unausgeſetzt erhob ſie in den erſten Januarwochen den Ruf nach Sammlung, Organiſation.[6]) Das allgemeine Wahlrecht bot ihr gewaltige, anfänglich von ihr nicht verſtandene Vorteile. Von Anfang an formte ſie ihr Wahlprogramm mit ſchroffſter Einſeitigkeit: Hie Preußen. Hie Bayern![7]) Sie forderte als Abgeordnete Fachleute, keine Politiker. Erſt ziemlich ſpät ging ſie auf Konzeſſionen gegenüber der Mittelpartei ein.[8]) Sie revidierte ihr Programm. Neben Erhaltung der bayeriſchen Selbſtändigkeit ward nun auch die Wiedervereinigung Deutſchlands mehr betont. Ein Programm der

[1]) Bennigſen II, 76.
[2]) Wochenſchrift 1868, 11. Januar.
[3]) Wochenſchrift 1868, S. 31.
[4]) Wochenſchrift 1868, 14. März.
[5]) Wochenſchrift 1868, 4., 11., 18. Januar, 1. Februar.
[6]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 4. Januar, 7. Januar, 11. Februar.
[7]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 4., 7. Januar, 5., 8., 11. Februar.
[8]) Wochenſchrift 1868, 14. März.

Augsburger Poſtzeitung will ſogar die ganze wirtſchaftliche Geſetzgebung dem Zollparlament übertragen.[1]) Das bedeutete eine ganz erhebliche Annäherung an die Mittelpartei, im gewiſſen Sinne ſogar an das zweite Programm der Fortſchrittspartei. Das erklärt auch teilweiſe den ſtarken Zuzug aus den Wählerkreiſen der Mittelpartei. Gegen Ende des Wahlkampfes tritt dann erſt der geſamte Klerus ſchlagartig in die Wahlbewegung ein und reißt die ländlichen Wählermaſſen an ſich.[2])

Mit der Rechten gehen die Demokraten.[3]) Sie hatten ſich im Laufe des Jahres 1867 energiſch von Preußen abgewandt und damit auch die Beziehungen zur Fortſchrittspartei abgebrochen. Sie glaubten nicht an ein aus dem Zollparlament hervorgehendes deutſches Volksparlament. Die Verhandlungen des norddeutſchen Reichstags hatten ihre letzten Hoffnungen auf eine liberale oder demokratiſche Schwenkung der preußiſchen Regierung zerſtört.[4]) Ein nach Bismarcks Pfeife tanzender deutſcher Reichstag war ihnen wertlos. Das Vollparlament würde genau ſo eine Kopie des von einer preußiſchen Regierungsmehrheit beherrſchten Zollparlaments ſein wie der norddeutſche Reichstag eine Kopie des preußiſchen Abgeordnetenhauſes. Hier war ein Teil der Konſervativen als Freikonſervative und ein großer Teil der alten Fortſchrittspartei als nationalliberale Fraktion in das Lager Bismarcks übergegangen. In Bayern bildet die Trennung der Demokratie von der Fortſchrittspartei ein Analogon zu der in Preußen erfolgten Trennung der opportuniſtiſchen Gruppe der Nationalliberalen von der dem alten Programm treu bleibenden idealiſtiſchen Gruppe der Demokraten, der preußiſchen Fortſchrittspartei. Die Oppoſition gegen das Großpreußentum trieb in Bayern die Demokraten an die Seite der Konſervativen. Das Bündnis der Schwarzen und der Roten zeigt ſich während dieſes Wahlkampfes beſonders in der Aufſtellung der Kandidaten. In Nürnberg z. B. iſt der Kandidat der Demokraten nicht etwa der frühere Arbeiterführer, der jetzt der Fortſchrittspartei angehörende Crämer von Doos, ſondern der Fabrikbeſitzer von Cramer-Klett.[5]) Energiſch ſetzt ſich für ihn der demokratiſche Nürnberger Anzeiger ein.

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 20., 30. Januar.
[2]) Schultheß 1868, S. 143.
[3]) Nürnberger Anzeiger 1868, 9. Februar.
[4]) Schultheß 1868, S. 157. Nürnberger Anzeiger 1868, 9., 10., 16. Mai.
[5]) Nürnberger Anzeiger 1868, 27. Januar, 9. Februar.

Die Mittelpartei hatte in diesem Wahlkampf einen recht schweren Stand. Denn die Rechte wie die Linke hatten Anleihe bei ihrem Programm gemacht. Wie wir sahen, forderten Kompetenzerweiterung des Zollparlaments nicht nur die Linke, sondern auch die Rechte. Natürlich mußte auch die Mittelpartei Kompetenzerweiterung fordern. Durch diese Anpassung der Rechten und der Linken an das Programm der Mittelpartei wurde diese eigentlich überflüssig. Der größte Teil ihrer Wähler wurde nach rechts getrieben. In der Erregung des Kampfes wurde die Mittelpartei von der Rechten vollständig mit der Linken identifiziert. Hatten doch die beiden liberalen Parteien im Landtag in der deutschen Frage seit 1866 immer gemeinsam gestimmt. Immer, so bei der Abstimmung über den Kammerbeschluß vom 30. August 1866, dann bei der Stellungnahme zum Programm Hohenlohes, am 23. Januar 1867, in der Adresse wegen der Luxemburger Frage, dann wieder bei der Abstimmung über die Zollverträge im Oktober 1867 war man der stereotypen Koalition der beiden liberalen Parteien, den stereotypen 117 Stimmen Mehrheit begegnet. Dasselbe Bündnis zeigte sich dann immer wieder bei Abstimmung in innerpolitischen Fragen. Dieses Bündnis der Mittelpartei mit der Fortschrittspartei war ausschlaggebend für ihre furchtbare Niederlage in diesem Wahlkampf. Alles, was nicht Fortschrittspartei wählen wollte, wählte auch nicht Mittelpartei. Die Wählermassen ordneten sich nach den Gegensätzen: Hie Preußen, hie Bayern — Hie Liberalismus, hie Konservativismus! Die Mittelpartei machte wohl Anläufe zu einer gesonderten Stellung innerhalb des Liberalismus, innerhalb der preußenfreundlichen Partei. Der Abgeordnete Stenglein stellte ein eigenes Programm auf. Doch die Partei wagte es nicht einmal zu veröffentlichen, es war zu verwaschen. Es wurde zum Gespött der Parteien.[1]) Tatsächlich haben auf diesem morschen Schifflein, wie die Wochenschrift der Fortschrittspartei sich ausdrückte, nur wenige Kandidaten des Zentrums die Fahrt ins Zollparlament unternommen, darunter Stenglein.

Am 10. Februar fanden die Wahlen statt. 48 Sitze hatte Bayern im Zollparlament zu besetzen. Von diesen eroberte die Rechte 26, die Linke 12, die Mittelpartei nur 9. Nach dem Verhältnis, in dem die Parteien im Landtag vertreten waren, hätte die Rechte 9, die Mittelpartei 24, die Linke 14 Sitze bekommen müssen.[2]) Einen Kandidaten

[1]) Wochenschrift 1868, 8. Februar.
[2]) Schultheß 1868, S. 143.

ſetzte die demokratiſche Partei durch, ihren Kolb. Die Rechte hatte wegen der Diätenloſigkeit der Abgeordneten hauptſächlich Adelige gewählt; an die 15 Freiherren, Barone und Grafen, kaum einen Geiſtlichen. Die große Überraſchung der Wahl bildete die gänzliche Niederlage der Mittelpartei und die Aufrichtung einer ſtarken preußenfeindlichen Mehrheitspartei, der — von Stolze ſo bezeichneten — „societas leonina“ der Großdeutſchen und Partikulariſten.

Sofort nach den Wahlen ändert ſich der Ton der konſervativen Preſſe.[1]) Er wird herausfordernder. Aus dem Wahlergebnis werden politiſche Folgerungen gezogen. Der Sieg muß ausgenützt werden. Das Miniſterium Hohenlohe ſoll das deutſche Programm der Rechten annehmen, ſein geheimes Bündnis mit der Fortſchrittspartei aufgeben, oder es ſoll gehen. Die Rechte ſucht den Fürſten von der Linken zu trennen. Ein aufreizender Artikel der Süddeutſchen Preſſe deckte ihre Pläne auf.[2]) Hohenlohe ſelbſt war von einem mittelfränkiſchen Wahlkreis als Kandidat der beiden liberalen Parteien gewählt worden. Die Wahl war als Vertrauensvotum gedacht. Hohenlohe läßt durch die Korreſpondenz Hofmann den Sieg der Rechten als einen Sieg der Regierung, als Vertrauensvotum für ſeine deutſche Politik hinſtellen. Das Charakteriſtiſche ſeiner deutſchen Politik ſei doch gerade die Abwehr eines deutſchen Bundesſtaates, der hartnäckige Widerſtand gegen einen Eintritt Bayerns in den Norddeutſchen Bund, der Schutz der bayeriſchen Souveränität. Dieſer Politik habe die Mehrheit des bayeriſchen Volkes in den Wahlen zugeſtimmt. Die Beweisführung war zwar nicht einwandfrei. Sie war nicht ohne Gewaltſamkeit. Jedenfalls überſtand das Miniſterium Hohenlohe diesmal noch die Erſchütterung und kam mit dem bloßen Schrecken davon. Der König wünſchte ſeinen Rücktritt nicht. Sogar der öſterreichiſche Miniſter Beuſt, der ſonſt gerade kein Freund des augenblicklichen Miniſteriums in Bayern war, der in München mit den Ultramontanen, in Wien gegen ſie arbeitete, ſetzte ſich für Hohenlohes Verbleiben im Amte ein.[3])

Ende April 1867 wurde das erſte deutſche Zollparlament in Berlin im Sitzungsgebäude des Herrenhauſes eröffnet. Die ſüddeutſchen Parteien erweiterten durch ihren Eintritt den kurz vorher vertagten norddeutſchen Reichstag zum deutſchen Zollparlament. Sie

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 16., 18., 26., 29. Februar.
[2]) Hohenlohe I, 294, 299.
[3]) Fröbel II, 506, 512. Hohenlohe I, 295.

mußten ſich nun innerhalb des hochentwickelten norddeutſchen Fraktionsweſens zurechtzufinden ſuchen.

Die bayeriſchen Fortſchrittler trafen in Berlin mit den nationalen Abgeordneten Badens und Heſſens zuſammen. Sie ſtellten zuſammen die ſüddeutſche Minoritätspartei vor. Aus Württemberg war kein einziger Vertreter der nationalen Partei anweſend. Hier waren ihre Kandidaten ſämtlich gegen die von der Regierung unterſtützten Demokraten unterlegen. Es lag für die bayeriſche Fortſchrittspartei in Berlin nahe, ſich an eine der verwandten großen Parteien des norddeutſchen Reichstags anzuſchließen. Es kamen dafür die preußiſche Fortſchrittspartei oder die nationalliberale Fraktion in Betracht. Lange ſchwankte ſie zwiſchen beiden Parteien hin und her. Schließlich ſchienen die Nationalliberalen die meiſte Ausſicht zu haben. In mehreren Sitzungen, an denen der Heſſe Metz, der Badener Blunſchli, die Bayern Völk und Barth teilnahmen, ſchienen die ſüddeutſchen Nationalen bereits für den Anſchluß gewonnen zu ſein. Da ſteckte ſich, wie Forckenbeck erzählt,[1]) die preußiſche Fortſchrittspartei hinter einzelne unklare Bayern, und die ganze Sache ſtockte. In der Folge behielt die bayeriſche Fortſchrittspartei ihre unabhängige Stellung zwiſchen den beiden norddeutſchen Schweſterparteien. Nur die badiſchen und heſſiſchen Nationalen traten in nähere Fühlung mit den Nationalliberalen. Durch ihren Beitritt erhöhte ſich bei den Abſtimmungen die Stimmenzahl der Nationalliberalen regelmäßig von 82 auf 95.

Zielbewußter als die ſüddeutſche Minorität trat die ſüddeutſche Majorität auf. Sie ſetzte ſich zuſammen aus den Vertretern der bayeriſchen Rechten, aus den württembergiſchen Demokraten, aus den wenigen heſſiſchen und badiſchen Partikulariſten. Sie ſchloß ſich ſchon bald nach Beginn der Sitzungen zur ſüddeutſchen Fraktion zuſammen.[2]) Der ſpätere Zentrumsführer, hannoveraniſcher Miniſter a. D. von Windhorſt, hob die neue Fraktion aus der Taufe. Die Fraktion hielt ſich in dauernder Fühlung mit den preußiſchen Altkonſervativen, mit den Freikonſervativen, mit der ſächſiſchen Sozialdemokratie.[3]) Zu den führenden Männern der ſüddeutſchen Fraktion gehörten der Freiherr von Thüngen, bayeriſcher Reichsrat, und der Württemberger A. Schäffle.[4]) Neben ihnen ragten hervor der Württemberger Probſt

[1]) Bennigſen II, 156, Anm. 1; 157, Anm. 1.
[2]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXI (1868), 63.
[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXI (1868), 63.
[4]) A. Schäffle, Aus meinem Leben I, 136—145.

und der Heſſe Stetzingen. Unter den Bayern finden wir wieder den Profeſſor Edel und den Archivar Jörg, den Münchener Profeſſor Sepp. Jörg hat ſeine Berliner Eindrücke niedergelegt in den vier Briefen aus dem Zollparlament in den Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern,[1]) Schäffle in dem Tagebuch eines ſüddeutſchen Abgeordneten aus dem Zollparlament.[2])

An die ſüddeutſche Fraktion hat ſich der einzige Vertreter der bayeriſchen Demokratie, Kolb, angeſchloſſen.

Die wenigen Vertreter der Mittelpartei, zu denen auch die drei bayeriſchen Miniſter Hohenlohe, Schlör und Pfretſchner gerechnet wurden, gingen bei den Abſtimmungen bald mit der ſüddeutſchen Fraktion, bald mit den preußiſchen Freikonſervativen, ſelten mit der Süddeutſchen Nationalpartei. Bemerkenswert iſt die Haltung Hohenlohes. Er hütet ſich ängſtlich vor jeder intimeren Berührung mit den Nationalliberalen. Peinlich iſt ihm ſeine auf ihren Vorſchlag hin erfolgte Wahl zum Vizepräſidenten des Zollparlaments. „Ihre Freundſchaft fängt mir an unheimlich zu werden," bemerkt er damals in ſein Journal.[3]) Er hatte die bayeriſche Majorität in Verdacht, ihn von Berlin aus ſtürzen zu wollen. So verſuchte ja auch die Heſſiſche Nationalpartei ihren partikulariſtiſch geſinnten, mit Frankreich und Öſterreich konſpirierenden Miniſter Dalwigk von Berlin aus zu ſtürzen. So bekämpfte denn Hohenlohe nicht zuletzt mit Hilfe des Königs und vor allem Bismarcks, ſogar mit Unterſtützung der bayeriſchen Fortſchrittspartei alle Verſuche der Nationalliberalen, die auf Kompetenzerweiterung des Parlaments abzielten.[4]) Auf dieſes, ſeit dem Ausfall der ſüddeutſchen Wahlen recht unſichere Experiment verzichteten jetzt Bismarck und die bayeriſche Fortſchrittspartei zugunſten der Erhaltung des bayeriſchen Miniſteriums.

Der erſte und einzige Verſuch zu einer Kompetenzerweiterung des Zollparlaments ging von den heſſiſchen Nationalen, insbeſondere von dem Abgeordneten Metz aus. Metz ſchlug vor, die ſehr zahme Thronrede des Königs von Preußen mit einer die Einheitshoffnungen des deutſchen Volkes ſtark betonenden Adreſſe an den König zu beantworten. Insbeſondere ſollte ſie den Wunſch des Parlaments auf

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXI (1868), 52, 58, 63; LXII (1868), 4.

[2]) Die erſte Seſſion des deutſchen Zollparlaments. Aus dem Tagebuch eines ſüddeutſchen Abgeordneten, München 1868.

[3]) Hohenlohe I, 304, 308.

[4]) Hohenlohe I, 303—316.

baldige Erweiterung zum Vollparlament ausſprechen. Die nationalliberale Fraktion unterſtützte dieſe Adreſſe. Auf Bismarcks Einwirkung hin wurde jedoch das Pathos des erſten, von Metz herrührenden Entwurfs ſehr ſtark gedämpft. Dieſe Adreſſe beſchäftigte gleich die erſten Sitzungen des Zollparlaments. Ihre Begründung fiel nach ſeiner ganzen Vergangenheit dem Führer der Nationalliberalen, Rudolf von Bennigſen, zu.[1]) Bei der Abſtimmung über den Antrag war von entſcheidender Bedeutung die Haltung der ſüddeutſchen Parteien. Die Annahme der Adreſſe hatte nur Sinn, wenn die ſüddeutſche Majorität dafür ſtimmte. Die Adreſſe konnte ja auch ohne die ſüddeutſche Mehrheit, mit Hilfe der Fraktionen des norddeutſchen Reichstags, eine Majorität erringen. In dieſem Falle wurden die ſüddeutſchen Partikulariſten majoriſiert. Bismarck würde aus einem ſolchen, durch Überſtimmung der ſüddeutſchen Majorität zuſtande gekommenen Antrag niemals politiſche Folgerungen gezogen haben.

Die Zuſtimmung der ſüddeutſchen Fraktion war nicht zu gewinnen. Sie ſetzte alles daran, um eine Kompetenzerweiterung zu verhindern. Sie fuhr dabei grobes Geſchütz auf. Sie drohte mit ihrem Austritt, falls der Antrag zum Beſchluß erhoben werden ſollte.[2])

Bei der entſcheidenden Abſtimmung finden wir überraſchender Weiſe die bayeriſche Fortſchrittspartei unter den Gegnern des Antrags. Auf ihre Haltung iſt nicht ohne Einfluß geblieben die perſönliche Einwirkung Hohenlohes. Er ſuchte mit Hilfe des bayeriſchen Geſandtſchaftsattachés Grafen Luxburg die Fortſchrittspartei gegen die Adreſſe einzunehmen. So ſtimmten ſchließlich alle bayeriſchen Abgeordneten, wenn auch aus verſchiedenen Motiven heraus, gegen die Adreſſe.

Die ablehnende Haltung der ſüddeutſchen Fraktion begründete von Thüngen. Seine Rede atmete männlichen nationalen Geiſt. Sie ſprach unter anderem auch von der ſchonungsbedürftigen zarten Pflanze der Freundſchaft zwiſchen Nord und Süd. Sie bekannte ſich zu rückhalloſer Treue gegen die Allianzverträge. Die Partikulariſtiſche Preſſe in Bayern war ſtolz auf den Erfolg der Süddeutſchen Fraktion in der Adreßdebatte. Ihre Freude ward nur einigermaßen gedämpft durch die von Thüngen angeſchlagenen ſtark nationalen Töne. Der Volksbote in München ſchüttelte den Kopf über ſolche Anbiederungen. Er fand nur darin einen gewiſſen Troſt, daß Thüngen, als er einen

[1]) Hohenlohe I, 304, 305, 308, 311.

[2]) Schäffle, Aus meinem Leben I, 136—145. Hohenlohe I, 307 ff.

Vertragsbruch weit von ſich wies, doch wenigſtens das Wörtchen „niemals“ weggelaſſen habe, das der Telegraph erſt gemeldet.

Einzelne fortſchrittliche Blätter in Bayern tadelten die Haltung der bayeriſchen Fortſchrittspartei in Sachen des Adreſſenantrags. Nach ihrer Meinung hätte die Partei unbedingt, ſchon des Eindrucks wegen, mit den Nationalliberalen gehen müſſen. Die Wochenſchrift der Fortſchrittspartei verteidigte ſie. Sie fand ſich für die Ablehnung der Adreſſe vollkommen entſchädigt durch die patriotiſche Rede des Freiherrn von Thüngen. Mehr als Thüngen hätte ſchließlich auch die Adreſſe Metz nicht beſagt.[1])

Die Adreßdebatte war nicht die einzige Gelegenheit zu politiſchen Auseinanderſetzungen im Zollparlament. Eine zweite deutſche Debatte entſpann ſich am 18. Mai.[2]) Ein Antrag des Nationalliberalen Ludwig Bamberger mutete dem Zollparlament einen Eingriff in innerheſſiſche Angelegenheiten zu. Sofort ſtellte der württembergiſche Demokrat Propſt die Kompetenzfrage. Er drohte dem Zollparlament mit Frankreich. Bismarck wies die Drohung mit ſchneidender Schärfe zurück. Ein Appell an die Furcht werde in deutſchen Herzen keinen Widerhall finden. Im Nu ſtand man mitten in einer politiſchen Debatte. Und gerade die hatte bisher die ſüddeutſche Fraktion auf jede Weiſe zu verhindern geſucht. Nun beſtieg der bayeriſche Fortſchrittler Völk die Rednertribüne und improviſierte die berühmteſte Rede ſeines Lebens. Er beſtritt der ſüddeutſchen Fraktion das Recht, ſich allein als Vertreter Süddeutſchlands aufzuſpielen. Er ſprach von dem unaufhaltſamen Schritt der deutſchen Einheitsbewegung, von der Unwiderſtehlichkeit des deutſchen Nationalwillens. Seine Rede klang aus in einen Hymnus auf den deutſchen Frühling. Noch würfen einzelne mit Schneeballen um ſich. Aber die fortſchreitende Jahreszeit würde bald das Material dafür aufzehren. Es ſei Frühling geworden in Deutſchland. Es war eine Rede ganz nach dem Herzen der deutſchen Partei des Südens. Toſender Beifall belohnte den glücklichen Redner. Ergrauten Parlamentariern ſtanden Tränen im Auge. Ein Hauptwunſch der ſüddeutſchen Minorität war nun erfüllt. Das Ausland hatte nun auch die Kehrſeite der ſüddeutſchen Medaille zu Geſicht bekommen, und die ſah weſentlich anders aus als die in der Adreßdebatte hervorgetretene Vorderſeite. Die ſüddeutſche Fraktion erſchien in dieſer rauſchenden Stunde nur mehr wie die Fliege am Mühlrad.

[1]) Wochenſchrift 1868, 9., 16. Mai: Flitterwochen des Zollparlaments.

[2]) Schultheß 1868, S. 70.

Nach Schwaben zurückgekehrt, wurde der Menſch und Politiker Völk in nationalen Völkfeſten zu Memmingen, Konſtanz, Augsburg gefeiert.[1])

Den bayeriſchen Partikulariſten aber laſtete jener 18. Mai wie Albdruck auf der Seele. Und monatelang kann ſich die Augsburger Poſtzeitung nicht beruhigen über den Erfolg der Völkſchen Rede, über die Völkfeiern des Schwabenlandes.[2])

Das Zollparlament ging Ende Mai auseinander. Ein Vollparlament war nicht daraus geworden. Für Bismarck war ein deutſches Parlament augenblicklich nur in Form eines Wirtſchaftsparlaments brauchbar. Auch in den beiden noch folgenden Sitzungen, 1869, 1870 iſt das Zollparlament ſtreng in dem Rahmen ſeiner Geſchäftsaufgaben geblieben. Sie fanden auch in der Publiziſtik nicht mehr die Aufmerkſamkeit, die die erſte Sitzung gefunden hatte.

In den zuſammenfaſſenden Betrachtungen der Fortſchrittspreſſe herrſcht der Eindruck des Unbefriedigtſeins vor.[3]) Das Zollparlament war doch ein ſehr minderwertiger Notbehelf für ein deutſches Nationalparlament, noch mehr für einen deutſchen Staat. Der Süden gab wichtige Rechte preis. Er wurde dafür durch keine Vorteile, wie ſie nur ſtaatliche Gemeinſchaft bringt, entſchädigt. Es fehlte ein den Staaten des Südens und Nordens gemeinſamer Staatshaushalt. Nach deſſen Bedürfniſſen hätte die indirekte Beſteuerung abgeſtuft werden müſſen. Zollbundesrat und Zollparlament waren nur als Abſchlagszahlung auf einen deutſchen Bundesſtaat erträglich.

Auch die Organe der Mittelpartei ſchlagen das Ergebnis der Sitzung nicht ſonderlich hoch an. Ihr Hauptverdienſt erblicken ſie lediglich in der perſönlichen Berührung zwiſchen Nord und Süd. In der Tat kannten ſich damals Nord und Süd noch herzlich wenig. Man kannte ſich eigentlich nur aus Witzblättern und Zeitungen, von gemeinſamen Turner- und Schützenfeſten her. Die Eiſenbahnen dienten damals noch mehr dem Geſchäfts- als dem Perſonenverkehr. Und ſo iſt auch jener Geſichtspunkt nicht gering anzuſchlagen. Gerade eine große Anzahl von eingefleiſchten Preußenhaſſern hatte das Zollparlament nach Berlin gezwungen.

Nicht ohne Genugtuung blicken die Blätter der Rechten auf die verfloſſene Sitzung.[4]) Die ſüddeutſche Fraktion hatte ihr Ziel im

[1]) Wochenſchrift 1868, 9. Juni, 11. Juli.
[2]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 22., 23., 24., 25., 26., 29. Juni, 19., 20. Juni.
[3]) Wochenſchrift 1868, 30. Mai.
[4]) Augsburger Poſtzeitung 1868, 14. Mai, 2. Juni.

weſentlichen erreicht. Das Zollparlament hatte ſich, abgeſehen vom 18. Mai, jeder gefährlichen nationalen Kundgebung, jeder parlamentariſchen Revolution enthalten. Die preußiſche Annexionslokomotive war, wie Schäffle ſich ausdrückte, am Main zum Stehen gebracht. Die konſervativen Parteien aus Nord und Süd hatten ſich in Berlin die Hände gereicht. Die einſtige großdeutſche Partei hatte in der ſüddeutſchen Fraktion neue Auferſtehung gefeiert. Bei ihrem Abſchied von Berlin erließ die Fraktion eine Erklärung an ihre Wähler. Hier legte ſie Rechenſchaft ab über ihre Verdienſte in der verfloſſenen Seſſion, namentlich bezüglich der von ihr verhinderten Steuern.[1]) In ſeinem politiſchen Teil ſetzt ſich das von Schäffle verfaßte Schriftſtück mit dem Norddeutſchen Bund auseinander.[2]) Es wird nicht der Bundesſtaat im allgemeinen, wohl aber in der zentraliſierten Form des Bismarckſchen Einheitsſtaates, abgelehnt. Insbeſondere wird gegen den unproduktiven Militarismus Front gemacht. Die Freiheit dürfe nicht dem Moloch der Einheit geopfert werden. Als liberales Gegenſtück zum reaktionären Nordbund wird ein Südbund in Ausſicht genommen. Bemerkenswert iſt an der Erklärung wieder das mutige Bekenntnis zur Treue gegen die Allianzverträge.

Von der preußenfeindlichen Haltung der konſervativen Zollparlamentsberichte machen auch die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter keine Ausnahme. Doch wahrt ſich Jörg in Berlin ein offenes Auge nicht nur für die Schwächen des Norddeutſchen Bundes, ſondern auch für die Vorzüge des preußiſchen Weſens. Er bewundert Bismarck als den Vertreter eines wetterharten Arbeitsvolkes. Er ſieht in der Stadt Berlin das Produkt unermüdlichen Fleißes, ununterbrochenen Kampfes mit der kargen Natur, mit der Heide. Berlin — ſo prophezeit er ſehr zum Verdruß der Freunde Öſterreichs — werde in zehn Jahren Hauptſtadt eines mächtigen Reichs ſein oder es werde Gras auf ſeinen öffentlichen Plätzen wachſen. Über die Bedeutung des Zollparlaments gibt ſich Jörg keiner Illuſion hin. Er nennt es einen brodelnden Hexenkeſſel, für den einen gut, um deutſchen Frühling zu ſpielen, für den andern, um mit Schneeballen dreinzuwerfen.[3])

Unter der Erklärung der ſüddeutſchen Fraktion ſteht auch der Name des Demokraten Kolb. Die bayeriſche Demokratie hatte ſich

[1]) Schultheß 1868, S. 73. Rapp, a. a. O. S. 299, 300.

[2]) Rapp, a. a. O. S. 299, 300. Augsburger Poſtzeitung 1868, 2. Juni. Schäffle, Aus meinem Leben I, 140 ff.

[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXIV (1869), 4, 67.

während der Seſſion des Zollparlaments in Nürnberg organiſiert. Es ward in Nürnberg eine Landesgruppe der deutſchen Volkspartei des norddeutſchen Arbeiterführers Jakoby begründet. Auf ihrem Programm prangten die drei Schlagworte der franzöſiſchen Revolution: Freiheit, Gleichberechtigung, Brüderlichkeit, die Forderung nach Wiederherſtellung der deutſchen Reichsverfaſſung vom Jahre 1849.[1]) Im Zollparlament war Kolb ganz mit der ſüddeutſchen Fraktion zuſammengegangen. Kolb iſt ſpäter, 1870, aus dem Zollparlament ausgetreten. In ſeinem in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Abſagebrief legt er die Gründe ſeines Austritts auseinander.[2]) Dem Zollparlament fehle es an jeder Gründlichkeit. Es ſei viel zu ſehr aus Politikern anſtatt aus Fachleuten zuſammengeſetzt. Für ein Zollparlament enthalte es viel zu viel Dilettanten, dagegen für ein deutſches Parlament viel zu wenig Volk. Die Diätenloſigkeit mache es zu einer Vertretung der Reichen. Sie hebe das wieder auf, was das allgemeine Wahlrecht an Garantien für eine wahre Volksvertretung gewähre.

Bei der Erklärung der ſüddeutſchen Fraktion fehlt die Unterſchrift Jörgs. Jörg konnte den Glauben der Unterzeichner an einen liberalen Südbund nicht teilen.[3])

5. Kapitel.

Der Südbund.

Der Prager Friede befahl den Südbund nicht. Er geſtattete ihn. Er legte ihn den Südſtaaten nahe. Er ſchien ſie aufzufordern, eine ſchwer erwirkte Erlaubnis doch auszunützen.

Würden die Südſtaaten jene Erlaubnis auch ausnützen? Würden ſie das Geſchenk auch annehmen? Sicher rechneten die Urheber jenes Paragraphen damit. War doch die Trias, die Vorläuferin des Südbunds, immer ein Weſensteil ſüddeutſcher, beſonders bayeriſcher Politik geweſen. Wer jetzt noch die Trias wollte, mußte den Südbund wollen. Die norddeutſchen Mittelſtaaten waren ja für eine Politik des dritten Deutſchland verloren. Ein Südbund war die natürliche Antwort der Südſtaaten auf den Nordbund. Hier verband ſich norddeutſche Art,

[1]) Schultheß 1868, S. 157. Nürnberger Anzeiger 1868, 16. Mai.
[2]) Wochenſchrift 1870, 30. April.
[3]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXI (1868), 63.

hier ſüddeutſche; hier Verſtand, hier Phantaſie, hier Strenge, hier Weichheit; hier Monarchismus, hier Liberalismus. Konnte nicht Bayern in ähnlicher Weiſe zum Kriſtalliſationspunkt eines Südbundes werden wie Preußen den Nordbund um ſich herumgruppiert hatte? Mußte ſich nicht Bayern geradezu auf jenes Geſchenk ſtürzen, es zur Erhöhung ſeiner nach der Kataſtrophe ſehr fraglich gewordenen Machtſtellung benützen?

Tatſächlich hat wie vor 1866 der Triasgedanke, ſo nach 1866 die Südbundsidee in den Gedankengängen bayeriſcher Staatsmänner, Parteimänner, Redakteure eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt. Die Idee ſchmeichelte dem Altbayerntum, ſie ſchmeichelte der Dynaſtie. Sie war eine Rückzugslinie für alle jene, die in der Verwirklichung des Kleindeutſchtums eine Zerſchneidung des Lebensnervs ſüddeutſcher Eigenart erblickten. Wir werden von vornherein die Anhänger des Südbunds unter den Altbayern, unter den Partikulariſten, bei Adel und Dynaſtie, bei der kirchlichen Partei ſuchen. Wir werden uns nicht wundern, ſie unter den Vertretern des Großdeutſchtums zu finden.

Jeder leitende Miniſter Bayerns in der Reichsgründungszeit mußte zu Trias wie Südbund naturnotwendig die Stellung wohlwollender Neutralität, wenn nicht aktiver Sympathie einnehmen. So finden wir denn auch jenen Miniſter, der in der Zeit zwiſchen 1849—1866 ſo eigentlich den Ton in der bayeriſchen Politik angab, von der Pfordten, erſt als Trias-, dann als Südbundspolitiker. Aber das Zwingende der Südbundsidee iſt für Bayern ſo mächtig, daß ihr ſelbſt ein kleindeutſcher Miniſter wie Fürſt Hohenlohe zeitweiſe unterliegt. Unter den bayeriſchen Parteien verwarf den Südbund dauernd nur die Linke und die Demokratie, letztere mit Ausnahme eines verſchwindenden Bruchteils. Dagegen ſtand ihm die Rechte faſt durchwegs, die Mittelpartei wenigſtens zeitweilig ſehr nahe. Die Höhepunkte der Agitation fallen in den Sommer 1867 und 1868, in die Zeit nach der Salzburger Kaiſerbegegnung und nach der erſten Seſſion des deutſchen Zollparlaments.

Die Realiſierung des Südbundprojektes hing in jener Zeit des noch ſehr unparlamentariſchen Konſtitutionalismus nicht von den Parteien, ſondern von dem Vorhandenſein und der Initiative ſtarker Dynaſtien und fähiger Miniſter ab. Einen Cavour erſehnte der ſüdbundfreundliche Verfaſſer der an der Jahreswende 1866/67 erſcheinenden Flugſchrift: „Von der Pfordtens Wirken und Wirkungen.“ Aber von der Pfordten war kein Cavour, und die Wittelsbacher waren

keine Hohenzollern. Die Hohenzollern hatten damals für ein ſtarkes Heer als Stütze ihrer deutſchen Miſſion Krone und Leben aufs Spiel geſetzt. Die Wittelsbacher waren ſchon Jahrzehnte lang faſt nur mehr für Kunſt, Wiſſenſchaft, Muſik vorhanden, lieferten die Politik, wenigſtens ſeit Max II., mehr und mehr dem antimilitariſtiſchen Kammerregiment des bürgerlichen Liberalismus aus.

Von der Pfordten, der typiſche Vertreter der deutſchen Mittelſtaatspolitik, fühlte die Schwäche ſeiner durch keine Waffen, nur durch Recht und Verträge, durch Diplomatie, durch kluges Balanzieren geſtützten Staatskunſt. So ſehr er einerſeits des Rückhalts an einem militäriſch ſtarken Bundesgenoſſen bedurfte, ſo mußte er doch aus Furcht vor einer Mediatiſierung ſeines Staates ein Bündnis mit einer der beiden Vormächte, mußte er die ihm im Frühjahr 1866 von Preußen angebotene Hilfe zur Aufrichtung eines Südbundes ablehnen. Der Südbund ſollte von ſelbſt kommen. Während Preußen die norddeutſchen Mittelſtaaten annektierte, ſollten die geängſtigten Südſtaaten von ſelbſt unter Bayerns Fittiche fliehen. Nicht im Vertrauen auf Bayerns Macht, die nicht vorhanden war, die ſtets von einem Bündnis mit einer Großmacht abhängig war, ſondern auf Bayerns Treue, Rechtlichkeit, Föderalismus ſollten die jeden Schutzes, auch des öſterreichiſchen, beraubten Südſtaaten zu Bayern kommen und ihm die Führerrolle der Südſtaaten anbieten. Aber der Mangel an Macht zog ſchließlich auch den Verluſt des Vertrauens nach ſich.

Von der Pfordten fehlte nach der Kataſtrophe nicht das Gefühl für die vollkommen zuungunſten Bayerns veränderte ſüddeutſche Situation. Er ſagte ſich öffentlich von Trias und Südbund los. Insgeheim aber hoffte er — und dies kommt beſonders in ſeinem Novemberrundſchreiben 1866 zum Ausdruck —[1]) immer noch auf ein Zuſtandekommen des Südbundes infolge Schutzbedürfniſſes der Südſtaaten. Aber Bayern durfte im Herbſt 1866 noch viel weniger als vor dem Kriege drängen, mußte noch geduldiger warten, um ja dem ſo notwendigen Wachstum des Vertrauens der Südſtaaten keine Schranke vorzubauen.

Wie ſtellen ſich nun im Herbſt 1866 die bayeriſchen Parteien zum Südbund? Wir finden Zentrum und Rechte noch unſchlüſſig, Linke und Demokraten durchaus ablehnend.

---

[1]) Döberl, Bayern und Deutſchland (München 1918), S. 32, 148 ff.

In der kurzen zur Bewilligung der Kriegskredite Ende August 1866 einberufenen Landtagssession kam auch der Südbund zur Sprache. Die Linke verwarf in ihrem revidierten Programm vom 28. August ausdrücklich die Bildung eines südwestdeutschen Bundes.[1]) Ihr Antrag vom 30. August (Völk und Genossen)[2]) begann: „Seine Majestät wolle auf jeden Versuch zur Bildung eines südwestdeutschen Bundes verzichten." In dem Kompromißantrag Barth dagegen fehlt jene Stelle gegen den Südbund. Der Realpolitiker Barth opferte sie dem Frieden zuliebe. Die Linke sah von Anfang an im Südbund den Pferdefuß des Partikularismus, der „Habsburgerei", der „Rheinbündelei". Der nun glücklich beseitigte österreichische Einfluß in Deutschland durfte nicht durch eine solche Hintertür wieder eingeschmuggelt werden. Der Südbund war ihr ein Hindernis der Wiedervereinigung zwischen Nord und Süd, eine Verewigung der Mainlinie. Er war ihr die Absetzung des deutschen Bundesstaats.

Das Zentrum dagegen wollte die Brücke zum Südbund noch nicht hinter sich verbrannt wissen. Es dachte davon ähnlich wie von der Pfordten. Man konnte nie wissen, wozu das Projekt noch einmal gut war. Der Südbund konnte noch ein Damm gegen die Überflutung durch den preußischen Einheitsstaat deutscher Nation werden, eine Notwehr gegen Annexion. Ein Bund von Südstaaten ließ sich weniger leicht aufsaugen als jeder von ihnen in seiner traurigen Vereinzelung.

Deutlicher als bei der Augustsession des Landtags kommt der Standpunkt der Parteien bezüglich des Südbunds gelegentlich der großdeutschen Versammlung in Stuttgart vom 12. Oktober zum Ausdruck. Punkt 3 und 4 der hier angenommenen Resolution besagte:[3])

„Im Hinblick auf die Hindernisse, welche einer solchen Wiedervereinigung (Deutschlands) bis jetzt entgegenstehen, und da dem Norddeutschen Bunde bis jetzt noch jede Verfassung mangelt, welche eine freiheitliche und parlamentarische Entwicklung der Einzelstaaten wie des Bundes gewährleistete, erklären wir es für eine dringend gebotene Aufgabe der süddeutschen Staaten, daß sie im Interesse der Selbsterhaltung wie des freiheitlichen und nationalen Fortschritts sich untereinander verbinden. ..... Die freie Entwicklung der inneren Verfassungsverhältnisse der süddeutschen Staaten muß die wesentliche

[1]) Schultheß 1866, S. 216.
[2]) Schultheß 1866, S. 217.
[3]) Schultheß 1866, S. 228—230.

Grundlage ihres Bundes bilden. Insbesondere muß derselbe durch ein auf allgemeiner Wehrpflicht und kurzer Präsenzzeit beruhendes, wenigst kostspieliges Wehrsystem sich die Möglichkeit schaffen, im rechten Augenblick seine durch das allgemeine nationale Interesse gebotenen Bedingungen einer Vereinigung mit dem übrigen Deutschland tatkräftig vertreten zu können."

Die Resolutionen kennzeichnen den Standpunkt der Württemberger Mehrheitspartei, der Württemberger Demokraten. Von den bayerischen Demokraten schlossen sich dieser Kundgebung nur wenige an, darunter der an der Versammlung teilnehmende Pfälzer Kolb. Die Mehrzahl der bayerischen Demokraten, insbesondere die fränkische Demokratie, trennte sich in der Südbundsfrage von ihren württembergischen Gesinnungsgenossen und nahm einen der Fortschrittspartei angenäherten Standpunkt ein. Wir finden ihn in einer Kundgebung des Nürnberger Anzeigers vom 30. Juli 1866: „Wir erklären die süddeutschen Regierungen für unfähig, einen Südbund auf freiheitlicher Grundlage zu schließen, fürchten Anlehnen an Österreich oder Frankreich. Wir wollen uns nicht an den Wagen der Gewalt hindrängen, auch keinen Pakt schließen mit Pfordten, Varnbüler und Gesinnungsgenossen. ..... Also 1. keine Sonderstellung Bayerns und Württembergs, 2. keinen südwestdeutschen Bund, 3. keinen Anschluß der süddeutschen Staaten an Österreich, 4. keine Trennung von Norddeutschland."

Zu der Stuttgarter Versammlung war auch das bayerische Zentrum eingeladen worden. Der Zentrumsführer Hohenadel ward sogar als Veranstalter der Unternehmung neben den Demokraten Grün und Röckel aus Baden genannt. Der Zentrumsführer Pözl lehnte jedoch nach Rücksprache mit den Parteigenossen die Einladung ab. Pözl rechtfertigte in drei offenen Briefen seinen Standpunkt.[1])

Darin erklärte er den Südbund für einen Notbehelf. Es liege ihm keine höhere Idee zugrunde. Deswegen könne er auch nicht zur Grundlage einer Massenagitation gemacht werden. Die Agitation müsse vielmehr von den Regierungen ausgehen. Nur gegen renitente Regierungen sei eine Agitation am Platze. — Die ganze Unsicherheit der Mittelpartei kommt in dieser Kundgebung zum Ausdruck. Der Südbund wird einerseits verworfen, andererseits doch als Ziel betrachtet. Er wird einerseits als Notbehelf hingestellt, andererseits wird Agitation gegen Regierungen gefordert, die sich ihm gegenüber passiv

[1]) Wochenschrift 1866, 1. Dezember.

verhalten. Der Südbund ſoll errichtet werden, aber das Zentrum ſoll nichts dazu tun. Pözl verachtet den Südbund, warnt die Maſſen vor Agitation, bleibt der Stuttgarter Verſammlung fern, aber die Regierungen ſollen dafür wirken. Das bayeriſche Zentrum legt die Hände abſichtlich in den Schoß, um ſich nicht durch die Propagierungen eines Notbehelfs ohne höhere Idee zu diskreditieren, will aber gleichwohl jede Südbundsanregung von außen her wohlwollendſt aufnehmen. Es ſtand alſo, wie die Wochenſchrift der Fortſchrittspartei folgerte, folgendes zu erwarten: Das Zentrum würde ſich in der Kammer gelegentlich ſympathiſch für den Südbund ausſprechen, aber wenn die Rechte Maßregeln in dieſer Richtung forderte, ſo würde ſie damit allein bleiben.

In der Zentrumspreſſe regen ſich jetzt noch kaum Stimmen für einen Südbund, nur vereinzelt in der Allgemeinen Zeitung. Sie iſt ja Sprechſaal für alle Parteien nicht nur Bayerns, ſondern überhaupt Süddeutſchlands, alſo auch der ſüdbundfreundlichen Württemberger Demokraten. Auch die Preſſe der Rechten iſt im Herbſt 1866 noch ſehr zurückhaltend. Die Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter hatten vor dem Kriege die Trias bekämpft. Folgerichtig mußten ſie jetzt auch den Südbund verwerfen.[1]) Jörg zog die Herrſchaft einer ſtarken Monarchie in einem kleinen Deutſchland dem Walten des mittelſtaatlichen Liberalismus vor. Als Erſatz für ein Südbundsparlament empfahl er öftere Einberufung der ſüddeutſchen Einzellandtage. Auch der Volksbote kann ſich zunächſt für den Südbund noch nicht erwärmen. Erſt gegen Ende des Jahres werden in der kirchlichen Preſſe, ſo in der Augsburger Poſtzeitung, die Stimmen für den Südbund energiſcher. Auch die demokratiſche Agitation verſtärkt ſich. Wir ſehen dies in der Broſchüre: „Von der Pfordtens Wirken und Wirkungen“, beſonders in ihrem letzten Kapitel, das den Südbund zwar bereits für verpaßt, aber noch nicht für unwiederbringlich verloren hält.

Die Berufung des Miniſteriums Hohenlohe vermindert die Ausſichten auf einen Südbund. Es wirkt aber zugleich, indem es die Gegenſätze zwiſchen rechts und links im Parteiweſen verſchärft, aufpeitſchend auf die Südbundsbeſtrebungen.

Hohenlohe hatte bereits in ſeiner Kammerrede vom Auguſt 1866 den Südbund verächtlich als ein „Winkeldeutſchland“ bezeichnet. Sein Januarprogramm 1867 verkündete: Die Regierung werde nicht die

[1]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866, S. 157; Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LVIII (1866), S. 226, 326, 468, 977.

Hand bieten zum Abſchluß eines ſüdweſtdeutſchen Bundes. Denn einerſeits ſei hiefür die nötige Übereinſtimmung der ſüddeutſchen Regierungen und Parteien nicht zu erreichen, andererſeits erweitere er nur die Kluft zwiſchen Nord und Süd. Und dieſe gelte es doch vor allem zu überbrücken.

Die Parteien erklärten ihre Übereinſtimmung mit Hohenlohes Programm und damit auch mit ſeiner Ablehnung des Südbunds. Ausdrücklich verwarf ihn das rechte Zentrum, das linke Zentrum dagegen ſcheinbar widerwillig: Störungen der deutſchen Einigung ſeien zu vermeiden. Ob der Südbund unter den Begriff Störung falle, darüber ſprach es ſich nicht aus. Jedenfalls hielt es ſich durch dieſe gewundene Erklärung den Rückzug auf den Südbund offen. Bei der Erklärung des rechten Zentrums oder der Rechten, wie es Schultheß nennt,[1]) waren die Mitglieder der eigentlichen Rechten nicht beteiligt. Sie verſuchten durch Jörg vergeblich in der deutſchen Debatte zu Worte zu kommen. Die Linke hatte ſchon in der Motivierung ihres die Hohenloheſche Programmrede veranlaſſenden deutſchen Antrags die Ablehnung des Südbundes ausgeſprochen. Am 23. Januar trat nun merkwürdigerweiſe ein Redner der Linken, der Pfälzer Umbſcheiden, für eine Trias ein.[2]) Er meinte damit nicht den Südbund, aber trotzdem kam die Linke, wenn der Redner in ihrem Auftrag ſprach, dem Südbund erheblich näher als die beiden Zentren. Umbſcheiden, als alter Anhänger der Trias bekannt, hat indeſſen in dieſem Falle perſönliche Politik getrieben, und die Linke iſt ſpäter in der Wochenſchrift und in der Herbſtſitzung des Landtags offiziell von Umbſcheiden abgerückt. Daß man übrigens Anhänger der Trias und trotzdem Feind des Südbunds ſein konnte, beweiſen die ganz in Umbſcheidens Gedankengängen wandelnden Februarbetrachtungen eines Großdeutſchen „über den Anſchluß Süddeutſchlands an den Norddeutſchen Bund“. Der Verfaſſer hält weder ein völkerrechtliches noch ein Verfaſſungsbündnis Südweſtdeutſchlands für möglich. „Vier Genoſſen, wovon einer die Hälfte ſeines Gebietes der Dispoſition einer nicht zum Bunde gehörigen fremden Macht überlaſſen müßte, ein anderer durch die politiſche Neigung ſeiner Staatsmänner und durch dynaſtiſche Familienbande zum Norddeutſchen Bund gravitiert, ein dritter eine eiferſüchtige Scheu gegen jedes feſſelnde Band hegt und nur zu einer Einigung von Fall zu Fall ſich herbeiläßt, der vierte und größte

[1]) Schultheß 1867, S. 187, 188.

[2]) v. Müller in Riezlerfeſtſchrift, S. 356.

endlich ſeine Fähigkeit zur Führerſchaft eben erſt nicht ſehr glänzend dokumentiert hat, ſind nicht imſtande, einen Bundesſtaat zu gründen."

In der wahrſcheinlich offiziöſen Flugſchrift: „Bayern und die deutſche Frage" taucht bereits ein ſpäter Hohenloheſcher Gedanke auf: der Südbund als Umweg zu einer nationalen Verbindung Bayerns mit dem Norddeutſchen Bund. Ideell berührt ſich mit den Südbundsbeſtrebungen die großbayeriſche Broſchüre: „Bayerns natürliche Grenzen". Dem hier geforderten, Deutſch-Öſterreich einſchließenden Großbayern mußte von ſelbſt die Führerſchaft des deutſchen Südens zufallen.

Bewußt tritt für den Südbund ein die aus dem Volksbotenkreiſe hervorgehende Flugſchrift: „Bayern und das politiſche Programm des Fürſten Hohenlohe". Der Verfaſſer ſieht in den von Hohenlohe einberufenen, anſcheinend fruchtbar verlaufenen Militärkonferenzen ſüddeutſcher Miniſter in Stuttgart vom Februar 1867 einen hoffnungsvollen Hinweis auf die Möglichkeit eines Südbundes. Er will den Südbund aber nicht als Umweg zum Anſchluß an den norddeutſchen Bund, ſondern als Selbſtzweck. Er will einen ewigen Südbund. Die deutſche Einheit opfert er ohne Bedenken der Freiheit der einzelnen Stämme. Die bayeriſche Eigenart iſt ihm ſo wertvoll, daß ſich ihr Verluſt in keiner Weiſe rechtfertigen oder erſetzen laſſe. Der Südbund iſt ihm ein Symbol des Friedens, der Beruhigung des ſchwergeprüften Europa, der Verſöhnung der von Rüſtungen erdrückten europäiſchen Nationen. Sein Südbund würde ſich der traditionellen Gunſt der Napoleoniden gegen das dritte Deutſchland zu erinnern haben, würde an Öſterreich und Frankreich die nötige militäriſche Anlehnung zu finden wiſſen. Der Draht nach Preußen wäre ein für allemal abzuſchneiden.

In der Publiziſtik der Rechten verſtummt von jetzt an der Ruf nach dem Südbund nicht wieder. Die Veröffentlichung der Allianzverträge, die Luxemburger Kriſe, die Bekanntgabe der neuen Zollverträge drücken zwar die Südbundausſichten im Frühjahr und Sommer 1867 wieder herab, drängen die Agitation zurück. Aber die Begegnung der beiden Beſiegten von 1866, des öſterreichiſchen und franzöſiſchen Kaiſers, im Auguſt 1867, die Gefahr einer Koalition der beiden Kaiſerreiche gegen den Norddeutſchen Bund, die fortſchreitende Enttäuſchung des ſüddeutſchen Liberalismus durch die reaktionäre Innenpolitik des Norddeutſchen Bundes, das alles lieferte gegen Ende des Sommers 1867 wieder neues Waſſer auf die Mühle

der Südbundsfreunde.[1]) Der Napoleonkultus erhebt ſchüchtern ſein Haupt wieder in der partikulariſtiſchen Preſſe. Die franzöſiſche und öſterreichiſche Preſſe ſekundiert der neuerwachten Südbundsagitation im demokratiſchen Lager Württembergs und im kirchlichen Lager Bayerns. Gerüchte gingen um, daß Hohenlohe ſeit den Salzburger Tagen dem Südbundsgedanken nicht mehr ſo feindlich gegenüberſtehe wie bisher. Gleichzeitig machte ein aus der Feder des ehemaligen Demokraten Julius Fröbel ſtammendes Programm für eine neue bayeriſche Regierungszeitung die Runde durch die europäiſche Preſſe.[2]) Das Zirkular, vom bayeriſchen Miniſterrat einſtimmig gebilligt, riet Bayern, aus der Not eine Tugend zu machen, das Geſellſchaftskleid der unabhängigen europäiſchen Staaten anzuziehen, ſein Heil, ſeine Bedeutung künftighin nicht mehr in äußerer, ſondern in innerer Großmachtpolitik, in Kulturpolitik zu ſuchen, den Südbund, der bisher nicht zuſtande gekommen ſei und auch fernerhin wenig Ausſicht auf Verwirklichung habe, dahingeſtellt ſein zu laſſen, ſich im übrigen mit dem Bewußtſein mitteleuropäiſch-germaniſcher Kulturgemeinſchaft zu begnügen. Die partikulariſtiſche Preſſe Bayerns ſprach auf Grund dieſes Programms ernſtlich von einer preußenfeindlichen Schwenkung der Regierung, die fortſchrittliche begann an Hohenlohe irre zu werden.

In ſeinem Programm vom Oktober 1867 lehnte Hohenlohe abermals den Südbund ab. Aber vom November 1867 an finden wir ihn tatſächlich auf Südbundsbahnen. Sein „weiterer Bund“ war ſeit Ende Mai 1867 auf dem toten Punkt. Hohenlohe hatte bei ſeiner Verfolgung folgenden Weg eingeſchlagen: Erſt Vereinbarung mit den ſüddeutſchen Staaten, dann erſt Verhandlungen mit dem Norddeutſchen Bund. Bisher hatte er dieſen Weg freiwillig eingehalten, jetzt erſchien er ihm als einzig richtig, als Pflicht. Er hatte ſich jetzt im Gegenſatz zu der preußiſchen folgende Auffaſſung des Prager Friedens angeeignet:[3]) Nicht ein einzelner Südſtaat allein

[1]) Zur Salzburger Kaiſerbegegnung: Hohenlohe I, 258. Haltung der Parteien: Wochenſchrift 1867, 31. Aug.; Augsburger Poſtzeitung 1867, 9., 12., 13., 19., 20., 28. Auguſt; Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LX (1867), 24; Nürnberger Korreſpondent 1867, 4., 11. Auguſt; 18., 29. September; 20., 26., 27. Oktober; Nürnberger Anzeiger 1867, 4. Auguſt.

[2]) Wortlaut: Allgemeine Zeitung 1867, 30. Auguſt; Stellung der Parteien: Wochenſchrift 1867, 7., 14., 21. September; Hiſtoriſch-Politiſche Blätter XL (1867), 29, Fröbel II, 507; 510.

[3]) H. v. Sybel, Begründung des Deutſchen Reiches V, 183; Bennigſen II, 154.

darf dem Norddeutſchen Bund beitreten oder ſich anſchließen, ſondern nur eine Geſamtheit der Südſtaaten, wenn möglich unter ſich verbunden durch ein ſüddeutſches Verfaſſungsbündnis. Vom November an hielt er dieſes Bündnis, den Südbund ſogar für Pflicht. Den Anſtoß zu letzterer Wandlung gab unmittelbar ein durch den Kanzler Grafen von Beuſt ausgeübter Druck Öſterreich-Frankreichs auf Bayern Ende November 1867.[1]) Frankreich würde — ſo drohte Beuſt — die fortgeſetzte Umgehung des Südbunds als einen Akt der Unfreundlichkeit ſeitens der ſüddeutſchen Staaten betrachten und ſie bei Gelegenheit zum Abſchluß eines ſolchen zwingen. Hohenlohe berichtete über dieſe Unterredung mit Beuſt ſeinem König und ließ ſich von ihm Vollmachten zu Südbundsverhandlungen geben.[2]) Er ließ ſich durch ſeinen Miniſterialrat Völderndorff den Entwurf zu einem „Verein der ſüddeutſchen Staaten“ ausarbeiten und verhandelte auf dieſer Grundlage mit Varnbüler-Württemberg und mit Freydorf-Baden. Preußen verſprach ſogar Unterſtützung. Aber ſchon nach wenigen Monaten erſcheint das Südbundsprojekt wieder ad acta gelegt.[3]) Der partikulariſtiſche Ausfall der Zollparlamentswahlen im Februar 1868 hatte Hohenlohe, Baden und Preußen alle Luſt am Südbund verdorben. Ein Südbund ohne Südbundsparlament war bei dem Vorherrſchen des Liberalismus in Süddeutſchland undenkbar. Die einzige Berechtigung des Südbundes wäre ja gerade in ſeiner liberalen Miſſion, in der Vermeidung des angeblich reaktionären Geiſtes, der Härten des Norddeutſchen Bundes, in einem vorbildlichen Parlamentarismus gelegen, der kein bloßes Wirtſchaftsparlament duldete. Nun aber war dem Ergebnis der Zollparlamentswahlen zufolge die Mehrzahl der ſüddeutſchen Bevölkerung partikulariſtiſch-antipreußiſch-liberal mit einem ſtarken Stich ins Demokratiſche. Mit einer ſolchen den Regierungen wie den Dynaſtien gleich unangenehmen Majorität mußte auch das Südbundsparlament rechnen. Außerdem war Preußen im Frühjahr 1868 wieder obenauf, Frankreich und Öſterreich wieder durch innere Nöte in Anſpruch genommen: eine Südbundsaktion war daher von dieſer Seite nicht mehr zu befürchten.

Hohenlohe hatte bereits den Südbund verabſchiedet, als er von anderer Seite, nämlich gerade durch die ſüddeutſche Majorität im

[1]) Hohenlohe I, 277.

[2]) Hohenlohe I, 283—287.

[3]) Hohenlohe I, 299. Über Bismarcks ſpätere Stellung zum Südbund vgl. Fröbel II, 544.

Zollparlament, die „Süddeutſche Fraktion“, wieder in Gang geſetzt wurde. Ihre Erklärung an ihre Wähler vom 22. Mai 1868 iſt neben den Reſolutionen der Stuttgarter Verſammlung vom Oktober 1866 die bedeutendſte Kundgebung ſüddeutſcher Parteien für den Südbund.

Es wird hier u. a. ausgeführt:[1]) Die Fraktion fühlt ſich verpflichtet, den ſüddeutſchen Wählern das Ergebnis mitzuteilen, das eine auf unmittelbarer Anſchauung beruhende Prüfung der Stellung der ſüddeutſchen Staaten zum Norddeutſchen Bunde gehabt. Der Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den Norddeutſchen Bund ſei abzulehnen: er würde weder die Einigung der geſamten Nation, noch konſtitutionelle Freiheit, noch die beſonderen Intereſſen Süddeutſchlands fördern. Die überwiegende Bevorzugung der Militärzwecke im Norddeutſchen Bund beeinträchtige die Pflege der materiellen und geiſtigen Intereſſen und führe ohne finanzielle Erleichterung des preußiſchen Volkes zu einer ſteigenden Belaſtung der Bundesgenoſſen. Dieſe Belaſtung würde als notwendige Folge der traditionellen Politik Preußens eine dauernde ſein. Faſt allen Parteien nördlich der Mainlinie gelte die Unterwerfung der Südſtaaten nur als eine Frage der Zeit und als einziges Ziel des preußiſchen Berufes. Daß das ſchließliche Aufgehen des Südens in den deutſchen Einheitsſtaat die Folge wäre, dränge ſich jedem als Gewißheit auf, der ſich vom Schein ſtaatlicher Übergangsformen nicht täuſchen laſſe. Die durch Annektierungen geſteigerte Übermacht des Präſidialſtaates geſtatte ſelbſt der berechtigteſten Geltung der kleineren Bundesgenoſſen keinen Raum. Dieſen Verhältniſſen gegenüber ſei es Aufgabe, die kräftige Bewahrung der Selbſtändigkeit der Südſtaaten mit der aufrichtigen Erfüllung der nationalen Pflichten in Einklang zu bringen. „Den Weg zu dieſem Ziel“, ſo fährt die Erklärung weiter, „finden wir in einer entſchieden freiſinnigen Politik und in einer feſten Verbindung der Südſtaaten. Wir haben die Überzeugung gewonnen, daß es für dieſe Staaten, Regierung und Volk, dringend geboten iſt, aus haltloſer Vereinzelnung herauszutreten, über gemeinſames Handeln, insbeſondere zum militäriſchen Schutz des Südens, ſich zu verſtändigen, auch innerhalb des Zollvereins durch gleichmäßiges Vorgehen ſich zur Geltung zu bringen, und in gemeinnützigen Inſtitutionen eine fruchtbare Initiative zu ergreifen. Die Sammlung der ſtaatlichen Kräfte Süddeutſchlands tritt in keiner Weiſe einem andern Teil der Nation

[1]) Schultheß 1868, S. 73—74.

feindſelig gegenüber, ſie wird vielmehr zwiſchen den Großmächten vermittelnd wirken, dem europäiſchen Frieden und den materiellen Intereſſen dienen und den ſüddeutſchen Staaten die vertragsmäßige Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Pflichten gegen den Nordbund möglich machen, ohne ſie der Gefahr des Aufgehens in Preußen auszuſetzen." „Erkennen wir auch", ſo ſchließt die „Erklärung der ſüddeutſchen Fraktion an ihre Wähler", „in der engen Verbindung der ſüddeutſchen Staaten untereinander nicht die endgültige Befriedigung der materiellen Bedürfniſſe, ſo erſcheint ſie doch zur Zeit als der einzige Weg, um unter Vermeidung der ernſtlich drohenden Gefahren dem endlichen Ziele eines einigen und freien Deutſchland entgegenzuführen."

Hier haben wir alſo den Südbund in ſeiner von der bayeriſchen Rechten und den Württemberger Demokraten gewünſchten Ausprägung als Mittel zu einer endlichen föderaliſtiſchen, großdeutſchen Einigung und als Damm gegen eine Unitariſierung und Militariſierung Deutſchlands, als Schutz der ſüddeutſchen Eigenart in geiſtigen und materiellen Angelegenheiten, als Hort des Liberalismus, aber auch der Selbſtverteidigung des Südens und nicht zuletzt der Vertragstreue gegen den Norddeutſchen Bund. Letzterer immerhin überraſchende Paſſus von der Vertragstreue iſt wohl hauptſächlich auf Rechnung des bayeriſchen Reichsrats von Thüngen zu ſetzen; er vor allen ſcheint mehr als zwei Drittel der Fraktion von der Unterzeichnung der Erklärung abgehalten bezw. ſie zur vorzeitigen Abreiſe oder Entſchuldigung wegen „diplomatiſcher Rückſichten" veranlaßt zu haben. Nur 31 von 57 haben ihre Unterſchrift gegeben, darunter auch der Demokrat Kolb. Unter den Nichtunterzeichnern finden wir auch den Bayern Jörg, die Klerikaldemokraten Bucher und Lukas. Jörg fürchtet in einem Südbundsparlament der ihm ſo verhaßten Diktatur des liberalen Bürgertums wieder zu begegnen. Er hielt auch einen dem Nordbund vertragstreuen Südbund für ein Ding der Unmöglichkeit.[1])

Die Erklärung der ſüddeutſchen Fraktion gab den Auftakt zu einer monatelangen ſyſtematiſchen Agitation für den Südbund.[2]) Mit der Preſſe der Rechten ging die des Zentrums, Allgemeine Zeitung und noch mehr Nürnberger Korreſpondent. Nachdrücklich ſetzte ſich namentlich für den Südbund ein die von dem Bruder M. Barths,

[1]) Hiſtoriſch-Politiſche Blätter LXI (1868), 43.

[2]) Wochenſchrift 1868, Wochenſchau vom 30. Mai, 6., 13., 20., 27. Juni, 1., 15. Auguſt; Allgemeine Zeitung 1868, 6. Mai; Nürnberger Korreſpondent 1868, 29. Mai.

Dr. Karl Barth aus Augsburg, redigierte Zeitung „Der bayeriſche Staatsbürger“ (Zentrum). Die Südbundſtimmung ward mächtig gefördert durch die Abhaltung des allgemeinen deutſchen Schützenfeſtes von 1868 in Wien.[1]) Beſonders die Schwaben haben ſich bei dieſer letzten großen Manifeſtation der großdeutſchen Partei hervorgetan.

Zu praktiſchen Ergebniſſen iſt die Südbundagitation vom Sommer 1868 nicht gelangt. Von 1869 wird für den Südbund in ſteigendem Maße die militäriſche Schutzloſigkeit des Südens ins Feld geführt. Im Falle einer kriegeriſchen Auseinanderſetzung mit Frankreich ſei der deutſche Süden trotz der Allianzverträge vollkommen auf ſich ſelbſt angewieſen. Preußen habe genug mit ſich ſelbſt zu tun, die Südſtaaten würden zwiſchen Öſterreich, der Baſtion des Südens, und Frankreich wie zwiſchen zwei Mühlſteinen zermalmt. Süddeutſchland könne daher nichts Beſſeres tun, als ſich mit den beiden Kaiſerreichen gut ſtellen, ſich einem Bündnis mit den Staaten der preußiſchen Hegemonie, ſeinem ſicheren Untergang, verſchließen und den von Öſterreich und Frankreich gewünſchten Südbund aufrichten. Der Südbund ſei daher die einzige politiſche, weil die einzige militäriſche Rettung des Südens. Wortführer dieſes Gedankenganges iſt der ſpäter im Wahnſinn geſtorbene frühere ſächſiſche Offizier Streubel mit dem Decknamen Arkolay.[2]) Angeſichts der durch die Südbundagitation geförderten partikulariſtiſchen Stimmung des Südens hat Hohenlohe wenigſtens ein Teilprogramm des Südbunds zu verwirklichen geſucht, durch die „Süddeutſche Feſtungskommiſſion“.[3]) Nach den Beſchlüſſen der ſie genehmigenden Bundesliquidationskommiſſion blieben die ſüddeutſchen ehemaligen Bundesfeſtungen zwar Gemeingut der deutſchen Geſamtverteidigung, aber in der Verwaltung der Südſtaaten. Dieſe Verwaltung ward ausgeübt durch das Organ der Feſtungskommiſſion. Sie hatte keinen norddeutſchen Vertreter in ihren Reihen. Dieſes Zugeſtändnis an den ſüddeutſchen Partikularismus aber wurde dadurch wieder hinfällig, daß ihr eine zur Hälfte aus norddeutſchen Vertretern zuſammengeſetzte Inſpektionskommiſſion übergeordnet wurde. Infolgedeſſen ſteigerte die Errichtung des „militäriſchen Südbunds“ das Vertrauen der Rechten zu Hohenlohe in keiner Weiſe, jene wurde vielmehr trotz Hohenlohes Verteidigung in der

[1]) Schultheß 1868, S. 254; Wochenſchrift 1868, 8., 15. Auguſt.

[2]) v. Suckow, Rückſchau, S. 16, 144.

[3]) Hohenlohe I, 306, 311, 320, 331, 347; v. Mohl, Lebenserinnerungen II, 313 f., Suckow a. a. O., S. 141—144.

Allgemeinen Zeitung[1]) als neuer Akt ſeiner Preußenfreundlichkeit ausgelegt. Sie ſteigere nur das Mißtrauen Öſterreichs und die Bedrängnis der Südſtaaten in einem Kriege mit Frankreich.[2])

Mit der Verwirklichung des militäriſchen Teilprogramms des Südbunds kam daher die Agitation für eine Verbindung der Südſtaaten untereinander nicht zum Stillſtand. Insbeſondere ſetzte die Allgemeine Zeitung die Werbung durch 1869 und 1870 hindurch fort.[3]) Hier hat auch Hohenlohe im Frühjahr 1870 nach ſeiner Entlaſſung aus dem Miniſterium den Völderndorffſchen Südbundsentwurf der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In der „Mißtrauensdebatte" des bayeriſchen Landtags im Januar und Februar 1870 ward auch die Südbundsfrage angeſchnitten. Hohenlohe beharrte auf ſeinem ablehnenden Standpunkt:[4]) Der Südbund ſei nur eine theoretiſche Ausarbeitung. Wenn er nicht Scheinbund bleiben wolle, dann müßten die ſüddeutſchen Einzelſtaaten auf einen Teil ihrer Souveränität verzichten. Das laſſe ſich bei Baden und Württemberg nicht vorausſetzen, und würden ſie es, ſo täten ſie es lieber zum Eintritt in ein großes Deutſchland als in den Südbund. Bayern könnte allerdings dieſes Opfer bringen, da es die ſtärkſte Macht innerhalb des Südbunds ſei und die gebrachten Opfer wieder ausgeglichen würden durch die Stellung, die es im Südbund einzunehmen hätte. Jörg hat Hohenlohe als Referent in der deutſchen Debatte darin recht gegeben. Ebenſowenig wie Hohenlohe hätte ein anderer an ſeiner Stelle den Südbund fertig gebracht.

Die Patrioten haben 1870 während ihres Kammerregiments keine Aktion für den Südbund unternommen. Die Preſſe warb weiter, auch die des Zentrums. Aus dem April 1870 haben wir eine geiſtvolle Südbundsflugſchrift aus der Feder des ehemaligen Triaspolitikers R. Benfey: „Die Stellung Bayerns zur deutſchen Frage", Sendſchreiben an die norddeutſchen Geſinnungsgenoſſen. (Preußen und) Brandenburg und Bayern ſeien aus dem Bedürfnis hervorgegangen, Mittelpunkte für die zerfallenden deutſchen Verhältniſſe zu ſchaffen. Was Bayern ſo bedeutungsvoll für Deutſchland

[1]) Allgemeine Zeitung 1869, 28. Auguſt: „Aus Bayern".

[2]) Nürnberger Korreſpondent 1869, 2. September; Stellung der Demokraten: Nürnberger Anzeiger 1869, 13. Auguſt, 11., 18., 19. Oktober.

[3]) Überſicht über die Agitation der Allgemeinen Zeitung in Wochenſchau der Wochenſchrift 1869, 6. März, 10. April, 31. Juli; 1870, 26. März, 2., 9. April.

[4]) Schultheß 1870, S. 156, 165.

erſcheinen laſſe, ſei der Umſtand, daß ſeine Fürſten begriffen hätten, daß ohne einen großartigen kulturhiſtoriſchen Gedanken nie kleinere Teile ſich an ein großes Ganze anſchließen. Benſey gründet die Miſſion Bayerns darauf, daß ſeine Dynaſtie die durch Napoleon mehr zufällig zuſammengeſchweißten Territorialtrümmer kraft einer kulturellen Idee zu einem Ganzen verſchmelzen konnte. Dieſe Tat gebe ihm einen Titel auf die Führung des Südens. Bayern ſei notwendig im Rahmen des Deutſchen Reiches. Wie Preußen die männliche, ſo habe Bayern die weibliche Zelle des Deutſchen Reiches zu bilden. „Denn Preußen, allein als Führer Deutſchlands hingeſtellt, würde von der Einſeitigkeit, die ihm aus ſeiner Entwicklungsgeſchichte anklebt, von der Knappheit, die aus der Mühſeligkeit des Kampfes entſtammt, nicht abgelaſſen haben.... Aber das ganze Deutſchland darf nicht auf jener knappen, die Kunſt nur halb würdigenden Weltanſchauung aufgebaut werden.“

---

6. Kapitel.

Hohenlohes Rücktritt.

Schneller, als der Fürſt ahnte, wurde die Rechte zur Totengräberin ſeines Miniſteriums.

Im Mai 1869 fanden die Neuwahlen zum bayeriſchen Landtag ſtatt. Das Wahlergebnis zeigt wie bei den Zollparlamentswahlen ein rieſiges Anwachſen der Rechten, eine abermalige Niederlage der Mittelpartei, ein nicht unbedeutendes Anwachſen der Linken. Wieder wie nach den Zollparlamentswahlen, ſtand das Miniſterium vor der Frage ſeines Rücktritts.

Es hatte ſich ſeit den Zollparlamentswahlen ſtärker auf die Mittelpartei geſtützt. Es hatte die Partei nach dem Vorbild der Linken organiſieren helfen. Sie ſollte ihm bei den Landtagswahlen eine Stütze ſein.[1]) Es hatte ſich dazu des Abgeordneten Stenglein (rechtes Zentrum) bedient. Stenglein war als häufiger Gaſt im Miniſterium des Äußeren in ſteter Fühlung mit Hohenlohe. Er hat ſchon 1867 die beiden Zentren zu einer geſchloſſenen Mittelpartei wieder zuſammengeſchweißt. Mit Hilfe des Miniſteriums hatte ſich 1868 im Dezember die Mittelpartei auch als politiſcher Verein im Lande

[1]) Schultheß 1868, S. 181 ff.; Augsburger Poſtzeitung 1868, 15., 20. April.

organiſiert. Sie hatte ſich ein feſtumriſſenes Programm gegeben, ſich ein eigenes Organ gegründet, die Bayeriſche Landeszeitung. Sie trat mit dem 1. Januar 1869 an die Stelle der Süddeutſchen Preſſe. In der Zeitung kam ſo das Bündnis zwiſchen Regierung und Mittelpartei auch äußerlich zum Ausdruck. Wenn trotz dieſes Bundes die Mittelpartei abermals unterlag, ſo mußte die Regierung hierin auch ein Mißtrauensvotum gegen ſich ſelbſt erblicken. Denn jetzt war die Niederlage der Mittelpartei noch offenſichtlicher als bei den Zollparlamentswahlen. Und damals hatte ſich die Regierung doch jeder Unterſtützung der Mittelpartei enthalten.

Noch einmal ſuchte Hohenlohe ſein Miniſterium zu retten. Er legt den Wahlausfall wieder als Vertrauensvotum des Volkes für ſeine deutſche Politik, aber als Mißtrauensvotum für ſeine innere Politik aus. Er berief ſich auf ſeine Südbundspolitik, auf ſeine dauernde Abwehr gegen die Zentraliſierungsbeſtrebungen der Fortſchrittspartei. Keine Partei habe im Wahlkampf ein antinationales Programm aufgeſtellt, alſo könne ſeine nationale Politik nicht den Wahlausfall beeinflußt haben. Die deutſche Politik der Regierung werde auch in Zukunft die gleiche bleiben. Dagegen ſei für die inneren Reformen ein langſameres Tempo geboten.

Die partikulariſtiſche oder patriotiſche Partei, wie ſie ſich 1869 zu nennen begann, ſchöpfte in der Tat ihren großen Wahlerfolg hauptſächlich aus der Unzufriedenheit weiter Schichten des bayeriſchen Volkes mit der inneren Politik des Miniſteriums Hohenlohe. Es iſt hier nicht der Ort, die innerpolitiſchen Grundlagen der großen Parteibewegung des Jahres 1869 zu unterſuchen. Wir haben es hier nur mit den in der deutſchen Politik Hohenlohes liegenden Faktoren zu tun. Doch ſind vielfach innere und äußere Politik des Miniſteriums aufs engſte verflochten. Beſonders die patriotiſche Partei hat dieſe Zuſammenhänge jederzeit lebhaft gefühlt. In ihren Augen half die Innenpolitik des Miniſteriums ebenſo den Thron unterwühlen wie ſeine deutſche Politik. In der Flugſchrift des Zollparlamentsabgeordneten Dr. Kurz „Über die innere und äußere Lage Bayerns“ (1869) kommt die Anſchauung der Patrioten zum Ausdruck. Innere und äußere Politik ſeien in der gegenwärtigen Kriſe unzertrennlich miteinander verquickt. Hohenlohe ſuche das Ziel, das er auf geradem Wege, durch den Eintritt in den Norddeutſchen Bund nicht erreichen könne, auf dem Umwege über die innere Politik zu erreichen. Er ſuche den Thron von innen her zu unterwühlen, ſuche das Volk durch

innere Reformen zu gewinnen, damit es ihm auch in der äußeren zu Willen ſei. Seine innere Politik ſei nur eine captatio benevolentiae für die äußere. Und damit habe er tatſächlich auch die liberale Mehrheitspartei des Landtags für die nationalen Ziele der Fortſchrittspartei, denen er ſelber anhänge, gewonnen. Denn, ſiegten nur die liberalen Reformen, was war ihr Hekuba?

Kurz betrachtet Hohenlohe als den Typ derjenigen Räte, die die letzte Umgebung von verlorenen, der Depoſſedierung verfallenen Dynaſtien bilden. Er erinnert an das Schickſal Hannovers.

Die Rechte betrachtete Hohenlohe als preußiſchen Vorpoſten in München. Schon 1867 hatte der Demokrat Thumſer in ſeinem Pamphlet „Entlarvung des Programms des Miniſters Hohenlohe“ die Frage aufgeworfen: Ob nicht Hohenlohe die Montgolfière einer fremden Regierung ſei, ein Verſuchsballon Preußens, beſtimmt, die ſchwachen Stellen der bayeriſchen Dynaſtie aufzuklären? Und Kurz meint: Das Schlimmſte an der Kriſis von 1869 ſei, daß jeder Verſuch, ſie einer gedeihlichen Löſung zuzuführen, wohlangelegte Fäden der nordiſchen Großmacht durchſchneiden heiße. Der Fürſt, nahm man an, habe ſich Preußen gegenüber im geheimen noch viel weiter gebunden, als die Öffentlichkeit wiſſe. In der Schublade des Miniſters lägen ganz gefährliche, zur Veröffentlichung nicht beſtimmte Geheimverträge.[1]) Man grübelte nach über die Heimlichkeiten der Bundesliquidationskommiſſionsverhandlungen, der Militärkonferenzen. Man beobachtete Hohenlohes Verkehr mit norddeutſchen Staatsmännern, beſonders gelegentlich der Zollparlamentsſitzungen in Berlin. Man wies hin auf ſeine Beziehungen zur nationalliberalen Partei, auf ſeine Wahl zum Vizepräſidenten des Zollparlaments. Man nahm beſonders Anſtoß an einer dort gehaltenen Dankesrede, worin er den Grund für das ihm von der Mehrheit entgegengebrachte Vertrauen nicht in ſeiner zollparlamentariſchen, als vielmehr in ſeiner Tätigkeit außerhalb des Hauſes erblickte.[2]) Der demokratiſche Nürnberger Anzeiger meinte ſogar: Hohenlohe heiße mit Recht auswärtiger Miniſter; denn er betrachte als geeigneten Ort, ſich auszuſprechen, nicht die Heimat, ſondern das Ausland, vornehmlich Berlin.[3]) Man wies auch darauf hin: Hohenlohe ſei der einzige bayeriſche Adelige, deſſen verwandtſchaftliche Beziehungen ſich bis ins preußiſche Königs-

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1869, 24., 27. September.
[2]) Wochenſchrift 1870, 26. Februar.
[3]) Nürnberger Anzeiger 1869, 18., 19. Oktober.

haus erſtreckten. Man lenkte das Augenmerk auf die Hohenloheſchen Beſitzungen in Preußen, um ſein Gravitieren nach Preußen hin zu erklären. Man verwies auf ſeine Eigenſchaft als mediatiſierter Fürſt, die ſein Streben erkläre, auch die noch übrigen fürſtlichen Familien mediatiſiert zu ſehen.

Am meiſten belaſtend für Hohenlohe wirkte aber in den Augen der Patrioten ſeine Freundſchaft mit der Fortſchrittspartei.[1]) Man kannte ſeine Beziehungen zu dem 1848 wegen revolutionärer Umtriebe gemaßregelten Subſtituten und fortſchrittlichen Abgeordneten Umbſcheiden, zu dem Redakteur der Münchener Neueſten Nachrichten Vecchioni, der einſt in ſeinem Blatte dem Miniſterium Hohenlohe die Wege geebnet hatte, zu dem Verleger der Neueſten Nachrichten Julius Knorr, „einem der verbiſſenſten Pfaffenfeinde“,[2]) zu Barth, zu dem einſtigen Revolutionär Julius Fröbel. Man hielt ihn für einen geheimen Anhänger des bundesſtaatlichen Programms der Linken. Man verwies auf ſeine Kammerreden von 1849, von 1866, auf ſein Oktoberprogramm von 1867. Man erklärte ſich die Widerſprüche, die man in ſeinen Programmen zu entdecken glaubte, damit, daß er zwei Seelen in ſeiner Bruſt vereine: eine urſprüngliche preußiſche und eine anerzogene bayeriſche. Er halte ſtets zwei Programme bereit: Ein Programm pro domo, wenn er zur Fortſchrittspartei oder in Berlin im Zollparlament ſpreche, und ein Programm für die bayeriſche Öffentlichkeit, das immer dann zum Vorſchein komme, wenn die Wahlen ſchlecht ausgefallen ſeien oder wenn er ſcharf angegriffen würde. Beſonders Jörg hat 1870 in der Begründung ſeines Mißtrauensvotums im Landtag auf dieſe angeblichen Widerſprüche in Hohenlohes programmatiſchen Kundgebungen aufmerkſam gemacht. Er hat ſogar ſein ganzes Mißtrauensvotum einzig und allein auf dieſe Widerſprüche aufgebaut. Hohenlohe hat ſie nicht zugegeben, ſondern aus der mangelnden juriſtiſchen Unterſcheidungsfähigkeit des Volkes erklärt.[3])

Das Bündnis zwiſchen Hohenlohe und der Fortſchrittspartei aber bemerkte man vor allem in der inneren Politik. Hohenlohe deckte die Schulvorlage, deren eigentlicher Urheber allerdings von Greſſer war. Sie bildete das ſtärkſte Ärgernis der Patriotenpartei.

[1]) Hohenlohe I, 158, 178, 191.

[2]) Sendſchreiben an Julius Knorr, Verleger der Neueſten Nachrichten, München 1869 (Abdruck aus dem „Vaterland“).

[3]) Schultheß 1870, S. 158—163.

Strebte die Vorlage doch eine Trennung zwiſchen Kirche und Schule, eine Entchriſtlichung der Schule, Beſeitigung der geiſtlichen Schulaufſicht an. Als Sturmtrupp gegen die noch unveröffentlichte Schulvorlage hatte ſich ſchon im Herbſt 1867 im oberpfälziſchen Orte Schwandorf unter der Leitung des Regensburger Dompfarrers Schödl das ſogenannte Schwandorfer Komitee gebildet.[1]) Eine von ihm durchgeführte Schuladreſſe ſammelte an die viertauſend Unterſchriften von ländlichen Gemeinden und Pfarreien. Neben dem Anſtoß, den die Bildung der Patriotenpartei von dieſer Seite her erhielt, wirkte auch die Agitation der Paſſauer Königsadreſſe.

Bald nach den Zollparlamentswahlen bildete ſich in München ein Verein patriotiſcher Männer. Als deſſen Pfeiler erſcheinen drei Exminiſter: von Schrenk, von Bomhard, von Neumair. Die auf Politiſierung der Landbevölkerung abzielenden Bemühungen der Patrioten führten dann im Jahr 1869 zur Bildung von bayeriſch-patriotiſchen Bauernvereinen. Sie tauchen zuerſt in Niederbayern auf. Als ihr Organiſator gilt der Freiherr Xaver von Hafenbrädl.[2]) Eine führende Stellung unter ihnen hat ſich ſchon damals der Tuntenhauſener Bauernverein errungen, der noch bis in die Gegenwart herein gern als Sprachrohr für die Führer der Nachfolgerin der Patriotenpartei, die ſpätere bayeriſche Zentrumspartei, benutzt wurde. Neben dieſen Organiſationen arbeiteten in allen bedeutenderen Städten die katholiſchen Kaſinos. In ihnen ſammelte ſich vor allem die ſogenannte Klerikaldemokratie.[3]) Der bayeriſche Epiſkopat betrachtete dieſe Vereinsbildungen vielfach mit größtem Argwohn, wie das Verhalten des Biſchofs von Paſſau und von Bamberg ihnen gegenüber beweiſt. Er fühlte ſich durch die Demokratiſierung im eigenen Lager ebenſo bedroht wie die Dynaſtie durch die Demokratiſierung im Staatsleben. Der Bamberger Erzbiſchof erließ ſogar ein Wirtshausverbot für ſeine Kleriker. Die Agitation führte überall zu Widerſetzlichkeiten gegen die Regierung. Dieſe griff zu Ausnahmemaßnahmen gegen die Geiſtlichkeit, Verhaftungen, Anlegung von Führungsliſten, Verſetzung von patriotiſchen Regierungspräſidenten.[4]) Der Miniſter des Innern, von Hörmann, wandte ſich in ſcharfen Rundſchreiben gegen das ſtaatszerſetzende Treiben der Geiſtlichkeit. Im Wahlkampf traten die

[1]) Schultheß 1867, S. 210, 220.
[2]) Allgemeine Zeitung 1868, S. 1220.
[3]) Schultheß 1869, S. 192.
[4]) Schultheß 1868, S. 168, 183. 1869, S. 159.

Patrioten mit einer dreifachen Parole auf den Plan. Sie ſagten den Wählern: Man will euch preußiſch machen! Man will euch eure Religion rauben! Wenn ihr uns wählt, braucht ihr nur halb ſo viel Steuern zu zahlen! Die Patrioten errangen bei den Maiwahlen über 70 Sitze. Im Sommer 1869 erfolgte dann die Gründung der patriotiſchen Fraktion.[1])

Mit den Patrioten gingen bei den Maiwahlen auch wieder die Demokraten. Zwiſchen der klerikalen Demokratie, der politiſchen und der ſozialen, hatte ſich ſeit den Zollparlamentswahlen eine immer innigere Solidarität der Intereſſen herausgebildet. Haß kittet. Der leidenſchaftliche Haß gegen Preußen ließ bei dieſem Bündnis vorerſt alle anderen Gegenſätze vergeſſen. Der unwiderſtehliche Proteſt gegen die Militariſierung des deutſchen Südens verbrüdert den Konſervativismus der Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter mit der Demokratie des Nürnberger Anzeigers. Er findet ein gemeinſames Objekt des Haſſes in dem militariſtiſchen Miniſterium Hohenlohe. Sonſt klafften allerdings die Gegenſätze zwiſchen beiden Parteien tief genug.[2]) Den Patrioten war die innere Politik Hohenlohes ſchon viel zu ſehr, den Demokraten noch viel zu wenig demokratiſch. In der Schulfrage z. B. nahmen beide Parteien diametral entgegengeſetzte Standpunkte ein. Äußerlich hat die demokratiſche Bewegung in Bayern durch die große deutſche Arbeiterbewegung im Jahre 1868 mannigfache Förderung erfahren. In Forchheim hat die neugegründete Gruppe der Deutſchen Volkspartei in Bayern wiederholt Parteiverſammlungen ab gehalten.[3]) Bezeichnenderweiſe hält ſie noch immer feſt an der Ablehnung des Südbundes. In der Wahlbewegung von 1869 hat ihr das Bündnis mit den Patrioten mehrere Sitze im Landtag eingetragen. Kolb wird nun aus ſeiner splendid isolation in der Kammer erlöſt.

Als einzige leiſtungsfähige Stütze des Miniſteriums kam ſchließlich nur mehr die Fortſchrittspartei in Betracht. Die Programme der Linken und des Zentrums hatten ſich ſchon während der Zollparlamentswahlen, noch mehr aber während der Landtagswahlen einander ſehr genähert. Eine Fuſion beider Parteien ſchien nur mehr eine Frage der Zeit und des äußeren Anſtoßes. Damit war die Fortſchrittspartei auch dem offiziellen Regierungsprogramm näher gekommen. Hohenlohe

[1]) Augsburger Poſtzeitung 1869, Nr. 126. Vgl. die Broſchüre von Laudenbach „Analyſe der ſogenannten bayeriſch-patriotiſchen Partei“, Frankfurt 1870.

[2]) Nürnberger Anzeiger 1869, 18., 19. September.

[3]) Schultheß 1867, S. 167. 1868, S. 169—173. 1869, S. 193.

konnte sich nun offener auf sie stützen. Bei der Linken ist jetzt das gemäßigte Programm des Führers Barth zum Sieg gekommen. Barth gibt in seiner Verteidigungsrede für Hohenlohe 1870 selbst zu, daß sein Verhältnis zum Norddeutschen Bund ähnliche Wandlungen durchgemacht habe wie bei Hohenlohe. Er erscheint vom bedingungslosen Eintritt in den Norddeutschen Bund ganz abgekommen. Er will für einen Eintritt Bayerns den Norddeutschen Bund erst gründlich umgestaltet, die Rechte des norddeutschen Parlaments erweitert, die Verfassungsgewähr gesichert, die finanzielle Selbständigkeit der größeren Bundesstaaten erhalten wissen. Er ist gegen republikanische Experimente. Er tritt für Erhaltung der Dynastien ein. Zwischen seinem Programm und der im Programm der Mittelpartei vom 2. Dezember 1868 verlangten Ausdehnung der Zuständigkeit des Zollbundesrats und Zollparlaments auf alle Gegenstände wirtschaftlicher Natur ist nicht mehr viel Unterschied.[1])

Die radikalere Richtung der Völk und Crämer tritt innerhalb der Fortschrittspartei beim Wahlkampf ganz zurück. Sie wagt sich nur vereinzelt hervor wie in der merkwürdigen Flugschrift: „Das Parlament ist der Friede", die wieder einmal den schönen demokratischen Traum von der parlamentarischen Revolution des norddeutschen Reichstags träumt.[2]) Das bedeutendste äußere Ereignis in der Parteigeschichte der Linken ist 1869 der Zusammenschluß mit den Pfälzer Liberalen. Sie hatten bisher ein landschaftliches Sonderdasein geführt, waren weder im Ausschuß noch im Klub der Linken vertreten gewesen.[3]) Nun erfolgte nach den Maiwahlen auf einer großen Versammlung zu Winzingen in der Pfalz ihr Anschluß an die rechtsrheinische Fortschrittspartei. Um diesen Zusammenschluß haben sich besonders zwei Pfälzer Zeitungen: Pfälzer Kurier und Kaiserslauterner Zeitung sehr verdient gemacht. Ein schwerer Verlust traf die Linke in diesem Jahr: Karl Brater, die Seele der Partei, wurde von einer schleichenden Krankheit dahingerafft.[4]) Er starb ein Jahr zu früh, um die bundesstaatliche Einigung Deutschlands, für die er sein Leben lang gekämpft, noch zu erleben.

Der neugewählte Landtag trat im Oktober 1869 zusammen, vermochte sich aber nicht zu konstituieren. Infolge Kassation der

[1]) Wochenschrift 1870, 26. Februar: Rede Barths.
[2]) Verlag Finsterlin, München 1869.
[3]) Wochenschrift 1869, 4., 11. September.
[4]) Wochenschrift 1869, 30. Oktober: Nekrolog.

Schweinfurter Wahlen und Verhaftung eines Abgeordneten war Stimmengleichheit zwiſchen der patriotiſchen Partei und den vereinigten liberalen Parteien eingetreten. Bei der Präſidentenwahl wählten die Liberalen ſiebenmal den der Mittelpartei angehörenden früheren Wilden, Profeſſor Edel, die Patrioten ſiebenmal den Miniſterialrat Weis, das alte Demonſtrationsobjekt der Oppoſition. Hohenlohe ſuchte zu vermitteln. Er ſchlug bis zur Vornahme der Neuwahlen in Schweinfurt ein proviſoriſches Direktorium vor.[1]) Vergeblich. Der Landtag mußte aufgelöſt werden. Die Novemberwahlen brachten der Patriotenpartei den unzweifelhaften Sieg. Die Mittelpartei war noch weiter zurückgegangen, auf nur ſieben Mann, die Linke hatte jetzt über 60 Sitze.

Nunmehr reichte Hohenlohe ſein Rücktrittsgeſuch ein. Der König aber bewog ihn zu bleiben und beauftragte ihn mit der Neubildung des Miniſteriums. Hohenlohe entfernte die beiden den Patrioten mißliebigſten Miniſter, den Kultusminiſter von Greſſer und den Innenminiſter von Hörmann. Letzterer hatte ſich eben durch eine neue, einſeitig die Städte begünſtigende Wahlkreiseinteilung bei den Patrioten verhaßt gemacht.

Nun ſuchten die Patrioten die Neubildung des Miniſteriums zu beeinfluſſen. Die patriotiſche Mehrheit verlangte ein Koalitionsminiſterium, zu gleichen Teilen aus Männern von patriotiſcher und ſolchen von liberaler Färbung zuſammengeſetzt. Eine patriotiſche Minderheit dagegen, die Klerikaldemokraten, verlangten ein parlamentariſches, ein reines Mehrheitsminiſterium.

Die Fortſchrittspartei ſuchte den Miniſter zu beeinfluſſen, daß er den bisherigen liberalen Charakter des Miniſteriums wahrte. Seiner unüberwindlichen Anlage zum Vermitteln und Verſöhnen gemäß ſchien Hohenlohe eine Zeit lang zur Bildung eines Koalitionsminiſteriums bereit. Die patriotiſche Preſſe umſchmeichelte ihn, eine Weile lächelte ihm ſogar die Gnadenſonne des Volksboten. In den Reihen der Linken fiel ſchon das Wort „Verrat“. Hohenlohe fand den Entſchluß, keinen Patrioten mit ins Miniſterium zu nehmen.[2])

Die patriotiſche Partei war vor der Gefahr einer ernſten Spaltung geſtanden. Nun fand ſie ſich wieder zuſammen, beſchloß den Sturz des Miniſters. Die Fortſchrittspartei aber gewann das Vertrauen zu

[1]) Hohenlohe I, 412—416.
[2]) Ebenda.

ihm zurück. Barth ging perſönlich zu ihm, um ihm im Namen der Partei für ſeine Feſtigkeit zu danken.

Anfangs Januar trat der neue Landtag, das „Bauernparlament", wie man es auch nannte, zuſammen. Er wurde durch eine verſöhnliche Thronrede eröffnet. Sie ſchien die See der Parteileidenſchaft, die „raſte und ihr Opfer haben wollte", beſänftigen zu können.[1]) Die Thronrede ſprach vom Entſchluß des Königs, die Selbſtändigkeit des Landes in allen durch die Verfaſſung gegebenen Punkten zu wahren und nur einer deutſchen Einigung zuzuſtimmen, die die Selbſtändigkeit gewährleiſte. Eine deutſche Einigung ſei nur dann fruchtbar, wenn die deutſchen Stämme ſich nicht ſelbſt aufgäben. Der König bekannte ſich aber auch rückhaltlos zu den Allianzverträgen, für die er ſein königliches Wort verpfändet habe, und verſicherte, daß alle Verträge, die ſeine Regierung mit dem Ausland geſchloſſen habe, dem Volke bekannt ſeien.

Für die klerikaldemokratiſche Preſſe mochte das entſchiedene Bekenntnis zu den Allianzverträgen ſchmerzlich ſein. Die fortſchrittliche dagegen entſchädigte es für alle Enttäuſchungen der letzten Monate.

Die Parteien entwarfen nun ihre Antworten auf die Thronrede. Für beide Kammern iſt ein Mehrheits- und Minderheitsentwurf, für die zweite außerdem noch ein Modifikationsantrag des Reſtes der Mittelpartei zum Minderheitsantrag zu unterſcheiden.

Die Mehrheitsanträge beider Kammern verlangten mehr oder minder offen die Entfernung Hohenlohes. Der reichsrätliche Entwurf begrüßte das königliche Bekenntnis zur Vertragstreue, verſagte ſich jedoch weitere Wünſche in Bezug auf die deutſche Frage. Der Mehrheitsentwurf der Zweiten Kammer (Jörg) begrüßte ebenfalls das Hochhalten der Vertragstreue. Er verſicherte: Nie würde eine Lockung zum Vertragsbruch im Herzen des bayeriſchen Volkes Eingang finden. Aber die Verträge ſeien „erfahrungsgemäß" der Deutung fähig. Ihre mögliche Auslegung verbreite Unruhe im Volke. Daraus ergebe ſich das Verlangen nach Männern in der Regierung, denen die Auslegung der Verträge anvertraut werden könne. Der Entwurf war alſo keineswegs antinational. Daß er ehrlich gemeint war, dafür bürgt uns ſein Verfaſſer Jörg. Er vergißt auch nicht, der Hoffnung auf eine deutſche Einigung Ausdruck zu verleihen.

Die beiden Minderheitsentwürfe ſprechen Vertrauen für Hohenlohe aus. Der von der Zweiten Kammer (Barth) betont vor allem den

[1]) Schultheß 1870, S. 148.

nationalen Gedanken. Die Linke beharrt immer noch auf dem Eintritt in den Norddeutſchen Bund, knüpft ihn aber an Bedingungen, die die innere Autonomie des Landes garantierten.

Der Modifikationsantrag der Mittelpartei ſtellt ſich auf den Boden des fortſchrittlichen Entwurfs, jedoch nicht ohne die abwehrende Geſte gegen den Eintritt in den Norddeutſchen Bund.

In beiden Kammern wurde der Mehrheitsantrag zum Beſchluß erhoben. Von Jörgs Entwurf wurde das Wort „erfahrungsgemäß“ weggelaſſen. Es hatte in der offiziöſen Preſſe Bismarcks Anſtoß erregt, war als Einleitung zur Kündigung der Verträge aufgefaßt worden. Hohenlohe verteidigte ſich vornehm, nur zu vornehm, wie der damalige badiſche Geſandte in München, R. von Mohl, ſich ausdrückt, mit der gegenüber ſolchen Gegnern ſchlecht angebrachten Art eines Gentleman. Beſſer als er ſich ſelbſt verteidigte den Fürſten der Verfaſſer des Minderheitsentwurfs Marquardt Barth. Seine unerſchrockene Rede zeugt von dem unerſchütterten Vertrauen der Partei zu ihrem Miniſter. Sie iſt das glänzendſte Zeugnis, das je dem bayeriſchen Miniſterium Hohenlohe ausgeſtellt worden iſt. Barths Verteidigung rührte jedoch die harten Patriotenherzen nicht. Das Mißtrauensvotum gegen den Fürſten wurde angenommen. Jörg erklärte, daß es die übrigen Miniſter ausnehme.

Der König verweigerte die Annahme der reichsrätlichen Adreſſe und zog diejenigen Reichsräte, die für den Minderheitsentwurf (Guttenbrunn) geſtimmt hatten, oſtentativ zur Tafel.[1]) Er dispenſierte die königlichen Prinzen, die für den Mehrheitsentwurf geſtimmt hatten, vom Beſuch des Hofes. Der König deckte alſo ſeinen Miniſter. Sein Verhältnis zu ihm hatte ſich im letzten Jahre immer freundſchaftlicher geſtaltet. Noch 1867 ſcheint der König ſeine Berufung wiederholt bereut zu haben, wie aus den Memoiren von Mohls und von Bomhards zu entnehmen iſt. Zuletzt hat er ihm ſogar eines der vier Kronoberſtenhofämter übertragen. Hohenlohe aber fürchtete von ſeinem weiteren Verbleiben ernſte Gefahren für die Dynaſtie, fürchtete eine Revolution. Er reichte ſein Entlaſſungsgeſuch zum zweitenmal ein.[2]) Noch verſuchte ihn der König zu halten. Auch Bismarck befürwortete jetzt ſein Bleiben. Er ließ ihm durch den preußiſchen Geſandten Werthern ſagen:[3]) Anfangs habe es ihm geſchienen, als ſolle er gehen.

[1]) Schultheß 1870, S. 157.
[2]) Hohenlohe I, 437.
[3]) Hohenlohe I, 439.

Seit jedoch der König ſo offen für ihn und gegen die Patrioten Partei genommen, bedürfe es des Experiments ſeines Rücktritts nicht mehr, um den König zu überzeugen, daß er mit den Patrioten nicht regieren könne. Bismarck empfahl: „Pairsſchub“ und Landtagsauflöſung. Hohenlohes Warnung vor den Patrioten war beim König nicht wirkungslos geblieben. Der König traute dieſen angeblichen Freunden des Thrones nicht. Hohenlohe war zu den von Bismarck angeratenen, nur in der Hand einer rückſichtsloſen Natur wie Bismarck wirkſamen Mitteln nicht zu bewegen. Der König nahm nach längerem Zögern ſein zweites Entlaſſungsgeſuch an. Hohenlohes Nachfolger wurde der bayeriſche Geſandte in Wien, Graf Otto von Bray-Steinburg, Mitunterzeichner der Allianzverträge, Korpsbruder und Duzfreund Beuſts.[1]) Hohenlohe hatte ihn ſelbſt dem Könige empfohlen. Vor drei Jahren hatte er ihn allerdings noch als Nullität bezeichnet. Der neue Miniſter ſtellte ſich Ende März bei Beratung des Heeresetats der Kammer vor.

Brays Programmrede zeigt, daß der Miniſterwechſel nur ein Perſonen-, kein Syſtemwechſel war.[2]) Bray rüttelte ebenſowenig an den Allianzverträgen wie der Adreſſenentwurf Harleß und Jörg. Aber er ging auch nicht darüber hinaus. Aber ſchließlich war Hohenlohes Politik in der deutſchen Frage ſeit einem Jahr über eine rein kontemplative Betrachtung, wie die Wochenſchrift der Forſchrittspartei ſich ausdrückte, kaum hinausgekommen. Bray faßt das Poſitive ſeines Programms in die Worte zuſammen: „Freundſchaft halten mit allen Nachbarn.“ Er findet Bayerns Lage inmitten von Großmächten unangreifbar. Keine europäiſche Macht würde ſich den Komplikationen ausſetzen, die ihr Angriff auf Bayern hervorrufen würde. Bei Ausbruch des Krieges 1870 hat Bray allerdings dieſe Äußerung wieder zurücknehmen müſſen.

Brays Berufung und Programm fand bei den Parteien günſtige Aufnahme. Er war tatſächlich die geeignete Perſönlichkeit, die raſende See zu beſänftigen.

Die Patrioten nahmen nun die Gelegenheit wahr, ihrerſeits ein Kammerregiment zu üben. Sie hielten die Direktorien und Sekretärſtellen, die Ausſchüſſe des Landtags mit ihren Leuten, bezw. mit ihren Mehrheiten beſetzt. Sie gingen nach Erledigung der deutſchen Debatte

[1]) Hohenlohe I, 439, 177.
[2]) Schultheß 1870, S. 183.

daran, auch in der inneren Politik den Kurs in ihrem Sinn herumzuwerfen. Die Demokraten blieben ihre Bundesgenoſſen. Der fortſchrittliche Schulgeſetzentwurf war ſchon vom alten Landtag abgeſetzt worden. Die Militärgeſetzgebung ſollte vom Geiſt des Preußentums, vom Geiſt der Eroberungen gereinigt werden. Lyzealprofeſſor Greil aus Paſſau, der Referent in der Finanzkommiſſion, beantragte: Es ſollten ſchon jetzt Einſparungen im Staatshaushalt gemacht werden,[1]) damit man 1877, wenn die Zollverträge zu erneuern waren, den Austritt aus dem Zollverein wagen könnte. Daß dann auch die Allianzverträge fallen mußten, war ſelbſtverſtändlich. Wie tief ſich der Haß gegen das Preußentum in die „patriotiſche“ Seele eingefreſſen hatte, bezeugt uns ein Wahlprogramm der patriotiſchen Partei aus Paſſau. Der Norddeutſche Bund wird hier als das Kind brutalſter Vergewaltigung, frevelhaften Rechtsbruchs mit allen Ausdrücken des Abſcheus verflucht. Das Weltgericht wird in Geſtalt einer feindlichen Invaſion, eines kataſtrophalen Zuſammenbruchs auf das verbrecheriſche Werk Bismarcks herabgerufen. Nach dieſer Kataſtrophe müſſe ſich auf den Trümmern des Bismarckſchen Deutſchland ein neues föderaliſtiſches mit Bayern als Mittelpunkt erheben. Bis dorthin müſſe ſich Bayern unabhängig erhalten, die heilige Flamme des Föderalismus unterhalten.[2])

Die Reichsidee lebte auch in der patriotiſchen Partei. Sie wurde beſonders in den Kreiſen hochgehalten, die einſt zur Mittelpartei gehört hatten.[3]) Sepp und Huttler gruben die alte Kaiſeridee wieder aus: Mit einem Preußenkönig, der ſich als deutſcher Kaiſer gerieren würde, würden auch die Patrioten gehen. Vor allem aber ließen die Patrioten keinen Zweifel darüber, daß ihr Bekenntnis zu den Allianzverträgen ernſt gemeint ſei, daß ein franzöſiſcher Angriff auf deutſches Gebiet ſie an der Seite Preußens finden würde.[4])

So dachte jedenfalls die sanior pars der Partei. Es iſt dieſelbe Gruppe, die dann bei Ausbruch des Krieges 1870 wie ſpäter im Januar 1871 bei der Beratung über die Verſailler Verträge unter Führung Sepps ſich von den übrigen Patrioten trennte und Schulter an Schulter mit der Fortſchrittspartei ging. So zeigt ſich deutlich eine

[1]) Schultheß 1870, S. 188.

[2]) Salomon, Die deutſchen Parteiprogramme I, 95.

[3]) Küntzel, Bismarck und Bayern in der Zeit der Reichsgründung (1910), S. 12—33. W. Stolze, Die Gründung des Reiches, 2. Kapitel.

[4]) W. Stolze, Die Gründung des Reiches, S. 34, 38, 42.

dreifache Schichtung in der Partei: Die Konvertiten der Mittelpartei; die alte Rechte, gruppiert um Jörg; die „Klerikaldemokraten", geführt von Lukas und Bucher, die allerdings noch im Frühjahr 1870 aus dem Landtag austraten.

Für die Fortschrittspartei war die Lage im neuen Landtag trotz ihres zahlenmäßigen Wachstums doch ungünstiger als im alten. Die Mittelpartei, deren Bundesgenossenschaft sie in der inneren wie der äußeren Politik ihre Siege verdankte, war so gut wie verschwunden. Das Übergewicht der liberalen Parteien war dahin. Doch tröstete sich die Linke mit dem Gedanken: Ein Jahr patriotischen Regiments könne sie schließlich in der deutschen Frage weiter bringen als drei Jahre Ministerium Hohenlohe. Hohenlohes Verbleiben im Amte hätte, wie die Wochenschrift der Fortschrittspartei nachwies,[1]) die Schwierigkeiten ihrer neuen Lage kaum gemindert. Ihr konnte auch nicht ein von norddeutscher Seite angeregter Zusammenschluß aller nationalen Parteien Deutschlands zu einer einzigen „nationalkonservativen" Partei helfen. Er wurde von einigen Zeitungen der Linken, so von dem „Fränkischen Kurier" befürwortet.[2]) Ihre Lage wurde auch nicht erleichtert durch einen Zusammenschluß der nationalen Parteien des deutschen Südens. Ihn hatte im Herbst 1866 und im Frühjahr 1867 Karl Brater einst betrieben. Jetzt interessierte sich sogar ein Bismarck dafür. Im Frühjahr 1870, in der Zeit seiner Kaiseragitation, ließ er durch Moritz Busch die Idee eines „Südbundes der nationalen Parteien" publizistisch in den ihm zugänglichen Blättern vertreten.[3]) Die bayerische Fortschrittspartei verhielt sich gegen beide Anregungen ablehnend. Das Schwierigste, das was ihr keine Koalition mit außerbayerischen Parteien abnehmen konnte, war für sie, eine Taktik im eigenen Landtag zu finden, die sie retten ließ, was noch zu retten war. Sie kämpfte in der Kammer wie in der Presse ihren Kampf weiter um Eintritt des Landes in den Norddeutschen Bund. Sie hielt dafür gerade im Frühjahr 1870 die europäische Lage wie geschaffen.[4]) An Bismarcks Kaiseragitation hat sie ebensowenig wie die übrige bayerische Presse teilgenommen. Wiederholt war in fortschrittlichen Zeitungen die Überzeugung ausgesprochen worden, daß nur entweder ein vollständiger Umschwung der preußischen Innenpolitik oder ein

[1]) Wochenschrift 1870, 1. Januar: „An der Jahreswende".
[2]) Wochenschrift 1870, 5., 26. März.
[3]) Moritz Busch, Tagebuchblätter I (1899), S. 9.
[4]) Wochenschrift 1870, 5. März: „Zur deutschen Frage".

europäiſches Ereignis der deutſchen Frage zu einer ſchnelleren Löſung verhelfen könnte. Von beiden Möglichkeiten iſt 1870 die letztere eingetreten. Die führenden Männer der bayeriſchen Fortſchrittspartei haben im Herbſt und Winter 1870 eifrig am deutſchen Einigungswerk mitgearbeitet.[1]) Sie haben in Kammer und Preſſe die Hinderniſſe hinwegräumen helfen, die dem von Preußen allein gewollten Eintritt in den Norddeutſchen Bund entgegenſtanden. Die Ereigniſſe haben gezeigt, daß der von der Linken begangene Weg der richtige war. Den weiteren Bund, den Bray von Hohenlohe übernommen hat, den die Linke ſtets für ausſichtslos erklärt hat, hat Bismarck abgelehnt.

Aber die Verſailler Verträge haben auch die Patrioten für ihr zähes Feſthalten am Partikularismus belohnt. Bayern hatte neben Preußen die bevorzugteſte Stellung im deutſchen Kaiſerreich erhalten.

[1]) Bennigſen II, 173, 195, 204, 205, 206, 207.

...sien B68...

J. Brubacher